XV. 85/1

Jahrbuch des Erz- und Riesen Gebirges

1857

Jahr-Buch
des
Erz und Riesen
Gebirges
1857

Jahrbuch

des

Erz- und Riesengebirges.

XV 85 i.
CENTRAL-VORSTAND
des Riesengebirgs-Vereins
Hirschberg i/Schl.

Herausgegeben

von

Klemens Ritter von Weyhrother

und

Dr. Stanislaus Neumann.

Erster Jahrgang.

STADTARCHIV HIRSCHBERG IM RIESENGEBIRGE

Prag.
Druck von Friedrich Rohlíček im erzbischöflichen Seminar.

1857.

.8L1c
6426/53
210616-1857
I

Der Ertrag ist dem Unterstützungsfonde der nothleidenden Erz- und Riesengebirgsbewohner bestimmt.

Dar
Arch. u Jel. Gebirg 2(3,5)
18.8.59
Bibliotheca Slavica Dresden

Seiner Excellenz

dem Herrn

Karl Freiherrn Mersery de Csóor,

k. k. wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, Ritter des kais. österr. Ordens der eisernen Krone und des königl. preußischen rothen Adler-Ordens I. Klasse, Großkreuz des königl. sächsischen Albrechtsordens, Kommandeur des k. portugiesischen Ordens Unserer lieben Frau von Villa vicosa, Statthalter des Königreichs Böhmen, Präsidenten der k. k. böhm. Finanzlandesdirektion und des böhm. ständischen Landesausschusses, Obercurator der böhmischen Sparkassa, Protektor der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen und der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, wirklichem Mitgliede des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen, wirkendem Mitgliede der Gesellschaft des böhm. Museums, Ehrenmitgliede des naturhistorischen Vereins „Lotos“ in Prag, Mitbegründer der fünf österreichischen Invalidenversorgungsfonde, Ehrenmitgliede des Privatvereins zur Unterstützung der

Hausarmen in Prag, Mitbegründer des Centralvereines für Errichtung und Erhaltung von Krippenanstalten in Prag, wirklichem Mitgliede des Kinderspitalvereins zum heil. Josef in Wien, Mitgliede des Vereins zum Wohle entlassener Züchtlinge, Ehrenbürger der königl. Hauptstadt Prag und des Kurortes Kaiser Franzensbad ꝛc. ꝛc. ꝛc.

tiefehrfurchtsvoll dargebracht

von den Herausgebern.

Inhalt.

Seite

Prolog von Uffo Horn 1

Kaiserkronen von Dr. J. F. Castelli.

Der Besuch im Hospital 5

Die rechte Hand 6

Kaiser und General 7

Der Ball 8

Der Tröster 11

Gedichte von Gräfin Elise Schlik.

Muttertreue 13

Die fünf Schwestern 14

König und Künstler von Joh. Gabriel Seidl . . . 18

Auf der See von Heinrich von Littrow.

Seemann 21

Matrosen-Grab 23

Sehnsucht 24

Mährchen aus dem Erzgebirge von Dr. Fernand Stamm.

1. Woher das Erzgebirge den Namen hat . . 28

2. Der Sausewind 31

3. Das taube Gebirge 33

4. Schußbartels Kinder 36

Seite
5. Die verfluchte Luft 38
6. Der Ohnekopf 41
7. Der Nebelkönig 42
Gedichte von Heinrich Graf Schlik.
Mein Vaterland 46
Himmelsgrüße 47
Gedichte von K. A. Kaltenbrunner.
Der Köhler und sein Kind 49
Kreuz und Kreuz'l 51
Gedichte von Dr. Isidor Proschko.
Der letzte Blick 52
Der Sieg der Ballade 54
Die Todtenglocken 58
Die Brautwerber. Novelle von S. H. Mosenthal . 63
Gedichte von Rudolf Graf Chotek.
Die Heilquelle 113
Das erste Veilchen . . . . . —
Mann und Weib v. Johann Ludwig Deinhardstein . . 115
Das deutsche Templerhaus in Pilsen. Romanzenkranz von Karl Viktor Hausgirg.
1. Des Bauherrn Sendung 117
2. Maja's Rettung 120
3. Maja's Geständniß 124
4. Des Zigeuners Heimgang 127
5. Elsbeth in der Hütte 129
Vom König Antiochus. von Robert Zimmermann . 134
Grundsätze zu einem Krebsbüchlein für Künstler von Franz von Braunau 136
Eine Dichterklage von Otto Prechtler. 157
Gedichte von Eginhard.
Das Christusbild im Hochgebirge 160

Seite
An den Engel des Traumes 161
Gedichte von W. H. Landt.
Herbst 164
Nachts 165
Die drei Gesellen . . . . . —
Gedichte von Karl Max.
Spitzenklöpplerlied 167
Herbst 169
Das Grab auf dem Oybin. Erzählung von Kleroth . 170
Unsere Schwalben von Karl von Holtei 226
Gedichte von Ludwig Bowitsch.
Legende 233
Hannibal 234
Gedichte von Friederike Herbst.
Juvelenglanz 237
Schneeglöcklein 238
Gedichte von Johanna Freiin von Nell.
Sonnenlicht und Mondlichtschimmer 239
Echter Glanz 240
Die Honorarbedingung. Lustspiel in 1 Akt v. Kleroth 241
Gedichte von Theophil Pißling.
Wilde Wogen 263
Scherben . . . . . —
An einen Dichter 264
Der arme Weber von Cölestin Johne.
Am Webstuhl — Verzagen. 265
Das Kreuz — Trost 266
Hilfe — Am Webstuhl 268
Gedichte von C. K.
Wohin? 270

Seite

Der Abend 271
Der beste Trank 272
Elfenlied 273
Der Tod 264
Sehnsucht 275
Bei der Waldquelle 276
Christabend 277
Der Gefangene 279
Mein Wunsch 270

Gedichte von Karl Freiherrn von Margelik.

Trost in Thränen 282
Zeď chlebová 283

Aus dem Tagebuche eines Offiziers von C. K. . . . 288

Die Wohlthat von Karl Egon Ebert 364

Gedichte von G. W.

Glaube, Hoffnung, Liebe 368
Die Waldkapelle 369
In der Fremde 373

Gedichte von F. W. Welleba.

An die Freundin 375
Nachtgedanken auf einem Friedhof 376

Fata morgana. Prager Sage von F. W. Welleba . 380

Palmen und Veilchen. Eine Skizze von Julius Gundling 372

Der Sonderling. Novelle von H. B—e 388

Blumenleben von Wilhelm von Metzerich.

Frühling 439
Sommer 440
Herbst 442

Gedichte von Max Löwenthal.

Pygmalion 444

Seite

Schlange und Blumen 445
Rosen zum Abschied 446

Der Geier von Wilhelm Gärtner 448

Reisebilder aus Nordafrika von Dr. Berthold . . . 452

Eine Fahrt über das Mittelmeer 456
L'hopital du Dey in Algier 464
Von Blidah nach Medeah 468
Von Algier nach Stora 478
Nach Constantine 484
Scenen aus Constantine 493
Rückfahrt nach Europa 498

Dichtergedanken von F. Fitzinger 504

Epigrammatische Spitzkugeln von Dr. Joh. Nep. Vogl 506

Délibáb. Nach einer ungarischen Volkssage von Heinrich Ritter von Lewitschnigg 510

Zum Sylvesterabend von Josef Wenzig 521

National-ökonomische Blätter.

Ueber die Wirksamkeit des Centralcomité zur Unterstützung der nothleidenden Erz- und Riesengebirgsbewohner von Dr. Stanislaus Neumann 527

Die volkswissenschaftliche Bedeutung der Städte in der Jetztzeit von Dr. Peter Mischler, k. k. Professor der politischen Oekonomie.

Einfluß der Städte auf die Förderung der Landwirthschaft 561
Die Städte einst und jetzt 567
Die Bevölkerungszunahme der Städte in der Jetztzeit ist eine Folge des wachsenden Gewerbfleißes 572
Die Städte ziehen die im Landbau unbeschäftigten Kräfte an sich und beschleunigen hiedurch ihr Wachsthum 578

Seite

Der Aufschwung der gewerbreichen Städte fördert den mächtigen Aufschwung des Handels . . 582

Nachtheile des zu raschen Aufschwungs der Städte 586

Ueber die Ursachen des Geldmangels von Dr. Peter Mischler, k. k. Professor der politischen Oekonomie.

1. Landbau 589
2. Im Bergbau 593
3. Verkehrsmittel 596
4. Industrie 602
5. Verkehr 605

Prolog.

Von Uffo Horn.

Wenn ihr aus saatengold'nem Niederland
Emporsteigt wanderlustig zum Gebirg,
Naht ihr den sanftgewellten Hügeln erst,
Die Dienern gleich an eines Königs Schwelle
Im grünen Schmuck des späten Lenzes steh'n.
Da weht euch frische würz'ge Bergesluft
Die heißen Wangen labend an — es hebt
Die Brust sich freier, und ein holdes Ahnen
Kommt über dich, du frohe Pilgerschaar!

Da bleibt der Erste wie geblendet steh'n,
Er hebt den Arm, er deutet mit der Hand,
Dann ruft er euch mit freudenstrahlendem
Gesichte: „Eilt! ich sehe unser Ziel!"
Und von der Lichtung, die ihr rasch erreicht,
Seht ihr der Berge weites Bild urplötzlich
Vor dem erstaunten Auge aufgerollt!

Zu beiden Seiten wächst das Hügelland
Von Kuppe auf zu Kuppe, bis die höchste
Im Mittelpunkte ragend sich erhebt: —
Der Elemente erstgebornes Kind,
Und Zeugniß ihrer jungfräulichen Kräfte!
In allen Farben glänzt das schöne Bild.
Der Schnee liegt silbern auch in Felsgerinnen
Und harrt des Sonnenbrandes im August,
Um sich als rauschend silberhelle Flut
In baumbewachs'ne Thäler zu ergießen!
In Violett und tiefem Dunkelgrau
Erglänzt das Urgebirge von Granit,
Das in der Flucht von so viel tausend Jahren
Die harte Rüstung niemals noch getauscht
Mit sammetweichem Festgewand des Lenzes!
Im tiefsten Grün hebt sich der Fichtenwald
Vom lichten frischen Wiesgelände ab,
Bis tief in's Thal, wo Saaten wechselnd mit
Dem Birkenlaub und bunten Buchenhainen
Des Sommers warten, der sie golden färbt.
„O!" ruft ihr aus, „Beneidenswerthe! die
In reiner Luft, in diesen Regionen
Voll Fichtenduft und Quellgeriesel wohnen!"

Beneidet sie um diese Reize nicht
Und um die würz'gen Düfte ihrer Wälder,
Mit schweren Opfern sieben Monde lang
Erkaufen sie die leichtvergänglichen;
Und wann mit Schnee die Höhen sich bedecken,

Dann kommt die bange Zeit der Winterschrecken!
Dann bei der Lampe, die so düster brennt,
Des Spinnrads öd' einförmigem Gesurr
Verbringen sie die langsam geh'nden Monde,
Wo ist das Vogelsang und Quellgeriesel,
Wo Sonnenschimmer, der den Nebel reißt,
Wo lautes Leben und Geselligkeit,
Die frohe Menschen allerorten tröstet,
Wenn die Natur im schweren Schlafe liegt?
Tagtäglich sorgend: „Wird der karge Vorrath,
Den wir gesammelt, reichen bis zum Lenz.“ —
Ermahnt der Vater seine bleichen Kinder,
„Entbehrt und darbt! der Winter ist noch lang
Und schmal gemessen ist das theure Brot!“
Ein Blick hinaus durch's schmale Fensterlein,
Von dem die eis'ge Rinde mühsam thaut,
Zeigt Schneegestöber nur und Nebelflut;
Ein Schritt hinaus und bis zur Brust versinkt
Beim ersten schon der nothgedrung'ne Wand'rer.
„Unwirthsam eisig starrende Natur,
Erwache bald aus deinem Siebenschlaf!“
Das ist des Bergbewohners Frühgebet,
Das ist der Abendsegen, den er spricht;
D'rum neidet ihm die kurze Spanne nicht,
Die er im Glücke lebt — im Sonnenscheine,
Im Quellgeriesel und im Duft der Haine!

Gönn' ihm von deiner Heimat Ueberfluß
Die Brosen nur, du glückliches Geschlecht

Des korn- und früchtereichen Niederlandes —
Du kannst den Reiz erkaufen, der dir fehlt,
Von ferne nur an deinen Häusern geht
Vorbei der Hunger — und sein hohles Auge
Schlägt er zu Boden, wenn er dich erblickt!
O reich' ein Scherflein dem Verzagenden!
Als Bettlerin nur nahet dir die Noth,
Leiswimmernd huscht sie über deine Matten
Nicht riesengroß, wie ein gespenst'ger Schatten,
Mit heis'rem Ausschrei: „Brot begehr' ich, Brot!"

Trautenau im Riesengebirge 1856.

Kaiserkronen.

(Fritillariae imperiales.)

Kaiser-Worte und Thaten.

Von Dr. J. F. Castelli.

Der Besuch im Hospital.

Früh Morgens sieht man den Kaiser geh'n,
Er will die verwundeten Krieger seh'n.

Ein grauer Hofherr begleitet ihn,
Ein treuer Diener, doch wenig kühn.

Sie kommen endlich an's Krankenhaus,
Es tritt in das Thor der Kaiser voraus.

Da hält ihn mit sehr besorgtem Blick
Der Hofherr, das Folgende sprechend, zurück:

„O Herr! ich bitte Dich, tritt nicht ein,
Es könnt' um Dein Leben geschehen sein."

„Nicht nur Verwundete ganz allein,
Dieß Haus schließt auch Cholerakranke ein.“

Der Kaiser bleibt stehen und spricht bewegt,
Indem er die Hand auf die Schulter ihm legt:

„„Hab' Dank für die Warnung, mein alter Freund,
Sie zeigt Deine Lieb' und ist gut gemeint;““

„„Doch sage mir, gingest Du nicht hinein,
Wenn unter den Kranken Dein Sohn würde sein?““

„Ja freilich, — mein Sohn — da besänn' ich mich nicht,
Ihn zu besuchen wäre mir Pflicht.“

„„Nun sieh, — sprach der Kaiser — im Hause hier
Sind viele kranke Kinder von mir.““

„„Du alter Mann, Du bleibe heraus,
Ich gehe zu meinen Kindern in's Haus.““

Die rechte Hand.

Ein Wagen rollt aus der Hofburg hinaus,
Der Posten am Thor ruft: „Gewehr heraus!“

Der Kaiser selbst leitet das muth'ge Gespann
Und neben ihm sitzt noch ein anderer Mann.

Das muß wohl ein Mann sein vom höchsten Stand;
Denn der Kaiser läßt ihm die rechte Hand.

Vielleicht ein König, ein Kaiser gar,
Er ist voll Orden, hat weißes Haar.

Ihr irrt, der besitzt keinen Königsthron,
Doch schmückt eine Kron' ihn: die Lorbeerkron'.

Auch scheint er irrig ein Kaiser Euch;
Doch hat er gerettet ein Kaiserreich.

Es ist Radetzky; — sein Nam' ist genug,
Der spricht wohl mehr als ein ganzes Buch.

Der Kaiser, den Würdigsten ehrend im Land,
Läßt die rechte Hand seiner rechten Hand.

Kaiser und General.

Der Kaiser stürzt in die Schaaren
Rebellischer Feinde kühn,
Die Krieger, welche ihm folgen,
Sie staunen und zittern für ihn.

Und als die Schlacht war geschlagen,
Der Feind sich geflüchtet hat,
Da zog der Kaiser der Erste
Ein in die eroberte Stadt.

Der Feldherr, der dieß gesehen,
Bewundert den Heldenmuth,
Doch sieht er Verderben bringend
Kann werden die Jugendglut.

D'rum tritt er hin vor den Kaiser
Und spricht: „Euer Majestät!
Ihr treuster, ergebenster Diener
Sich eine Gnade erfleht."

„O stürzen Sie künftig Sich nimmer
So muthig in die Gefahr,
Verantwortlich bin ich als Feldherr
Für Sie und die Kriegerschaar."

„Wie leicht kann Ihr Muth Sie verführen
Dorthin, wo Gefahr Ihnen droht,
Und dann stürzen auch Ihre treuen
Soldaten sich mit in den Tod."

„D'rum schlagen Sie, Herr, meine Bitte,
Sich besser zu schonen, mir ab,
So nehmen Sie gnädig zurücke
Von mir den Commandostab!"

Es färbte des Kaisers Wange
Sich plötzlich mit Jugendglut,
Dem Feldherrn reicht er die Hand hin,
Und sprach: „„Sie meinen es gut;""

„„Doch darf für mein Volk ich nicht kämpfen
Dort, wo Gefahren mir dräu'n,
So möcht' ich im Kriege viel lieber
Ein Feldherr als Kaiser sein!""

Der Ball.

Der Hofburg Fenster schimmern
Taghell im Lichterglanz;
Denn bei des Kaisers Mutter
Ist heute froher Tanz.

Des Adels schönste Töchter
Wird man im Kreis gewahr,
Und Diamanten strahlen
Am Busen und im Haar.

Auch ist die Zahl mit Orden
Geschmückter Herrn nicht klein,
Jedoch der Jüngste, Schönste
Und Höchste tritt jetzt ein.

Er ist der junge Kaiser,
Ein ritterliches Bild,
In ein sehr reiches, knappes
Uhlanenkleid gehüllt.

Bewundernd und erhebend
Trifft ihn der Frauen Blick
An seinem Arm zu schweben
Welch' Lust und welches Glück

Jetzt laden heit're Weisen
Zum frohen Tanze ein,
Und gleich Zephyren eilen
Die Paare durch die Reih'n.

Der Kaiser, unermüdlich
Im Ernste wie im Spiel,
Tanzt mit den Damen allen
Anmuthig, leicht und viel.

So schwinden hin die Stunden
Den Gästen unbewußt —
Man sieht, auch in Palästen
Kann herrschen frohe Lust.

Und jetzo will beginnen
Die Tanzmusik auf's Neu',
Da schlägt auf einer Wanduhr
Die Morgenstunde: drei.

Der Kaiser spricht: „Wir haben
Belag'rungszustand jetzt,
Um drei Uhr muß man schließen,
So ist es festgesetzt."

„Wir sind zwar noch nicht müde,
Noch tanzt' ich selber gern;
Doch wollen wir's verschieben,
Recht gute Nacht, ihr Herrn!"

„Sich fügen dem Gesetze
Ist jedes Bürgers Pflicht,
Gehorchen nicht die Großen,
Thun's auch die Kleinen nicht."

Der Tröster.

Im großen Ceremoniensaale
  Versammelt der Hof sich im höchsten Glanz,
Und bei dem tausendfältigen Strahle
  Der Kerzen beginnt der Carnevalstanz.

Was wäre wohl, was zu wünschen noch bliebe,
  Den Saal zum Tempel der Lust zu weih'n?
Und welch ein Auge könnte hier trübe,
  Welch Herz der Freude nicht offen sein?

Und doch — eine Dame im Fenster zur Linken,
  Die theilt nicht die allgemeine Lust,
Sie läßt ihr Haupt auf den Busen sinken,
  Und ein Seufzer entquillt der beklommenen Brust.

Der Kaiser schreitet durch das Gedränge
  Der Reihen des reizenden Frauengeschlechts,
Er scheint was zu suchen unter der Menge,
  D'rum blickt er spähend bald links und bald rechts.

Jetzt hat er aber die Frau ersehen,
  Die Traurige unter den Fröhlichen hier,
Er tritt zu ihr hin, bleibt vor ihr stehen
  Und spricht theilnehmend also zu ihr:

„Warum Ihre schönen Augen sich trüben,
Geschätzte Frau, das ist mir bekannt,
Ihr Gatte, der General, den Sie lieben,
Liegt krank gefährlich im fremden Land.“

„Für mich und mein Reich erhielt er die Wunde,
Es ist mir sein Leben wie Ihnen so werth.
Drum fordert' ich vom Telegraphen heut Kunde
Und die Antwort ist eben zurückgekehrt.“

Ich freue mich herzlich Ihnen zu melden,
Ihr Gatte ist wohl, die Gefahr entwich,
Wir werden noch länger besitzen den Helden;
Nun sein Sie getrost und vergnügen Sie sich.“

Wer kann das Entzücken der Gattin ermessen?
Sie mischt sich nun unter die frohe Schaar,
Doch niemals wird sie die Nacht vergessen,
Wo der Kaiser ihr tröstender Engel war.

Gedichte.

Von Gräfin Elise Schlik *).

Muttertreue.

Verhängnißvoll schließt sich das Leben uns auf
Und wankend beginnt der Mensch seinen Lauf,
Er strauchelt am Wege, noch schüchtern und blind —
Da leitet die Mutter das hilflose Kind.

Wenn tausend Gefahren die Jugend umwehen
Und heuchelnd sie giftige Schmeichler umstehen,
Wenn Alles auf Trug und auf Lüge nur sinnt —
Da warnet die Mutter das irrende Kind.

Und wenn, trotz der Warnung, das Schwache erliegt
Und Falschheit und Tücke die Tugend besiegt,
Da nahet Vergebung sich innig und lind —
Die Mutter umschlinget das reuige Kind.

*) Die eben so geistvolle als gemüthreiche Verfasserin ist den 14. Dezember 1855 in Prag gestorben.

Wenn bittere Leiden, wenn Liebe und Schmerz
Mit glühendem Zahne erfassen das Herz,
Das Leben nun trübe und traurig verrinnt,
Da tröstet die Mutter das weinende Kind.

Und wenn dann der düstere Nebel entflieht,
Der Funken der Freude verheißend erglüht
Und endlich ein freundliches Dasein beginnt —
Da segnet die Mutter das glückliche Kind!

Die fünf Schwestern.

Fünf Schwestern wallen Hand in Hand,
Den Blick dem Himmel zugewandt,
Im seligsten treuen Vereine,
Da spricht, von den Schwestern, die Eine:
„Ich bau' ein hohes Gotteshaus,
Und schmück's mit schlanken Säulen aus,
Die Knäufe mit Ranken umzogen,
Sie tragen die spitzigen Bogen
Mit Blumenwerk, gar künstlich, fein,
Soll auch der Thurm gezieret sein;
Und oben, in schwindelnder Höhe,
Die heilige Rose erstehe.
Dann füg' gewölbet, schön und rein
Ich noch die Strebebogen ein." —

Und an der erhabenen Seite
Da nahet begeistert die Zweite.

Die senkt in rohen Marmorstein
Den kunstgewandten Meißel ein,
Und wie durch ein höheres Walten
Erheben sich edle Gestalten.
Die Engel, mit dem Flügelpaar
Anbetend vor dem Hochaltar,
Und tief vor dem Heiland gebeuget,
Der sterbend am Kreuze sich neiget.
Und wie das treue Auge bricht,
Es liebend noch, Vergebung spricht.
Denn Geist ist dem Steine gegeben,
Und Athem nur fehlet, und Leben.

Neu aus der hohen Schwestern Chor
Tritt, fromm verklärt, die dritte vor.
Den Pinsel, in Farben getauchet,
Hat sie auf die Leinwand gehauchet
Ein zart Gewölk aus Rosenduft
Und Engelsköpfchen in der Luft.
In Mitten, da thront in dem Bilde
Maria, in himmlischer Milde.
Es strahlt, wie sanft erwärmend Licht,
Von ihrem frommen Angesicht
Die Ahnung der Wonne, der Trauer! —
So hält sie, mit heiligem Schauer
Im Arme, fest an sich gedrückt
Das Kind, der Welt zum Heil geschickt.
Man sieht, ihr zu Füßen, sich winden
Die Schlange, das Sinnbild der Sünden.

Die vierte Schwester sinnend stand,
Und auf der Orgel ruht die Hand.
Urplötzlich erschallt es mit Klängen,
Als ob alle Himmlischen sängen!
Als wenn der Sturmwind brausend grollt,
Als wenn der Donner Gottes rollt!
Es dröhnen gewaltig die Hallen,
Als hörte die Tuba man schallen
Und laden Sünder vor's Gericht.
Es rauscht, als wenn die Welle bricht,
Dann schmeichelt es wieder mit Tönen,
Die wollen erweichen, versöhnen,
Accorde zittern durch die Luft,
So süß wie erster Frühlingsduft!

Und da sie geheimnißvoll beben,
Da sieht man die Fünft' sich erheben,
Den Kranz im Haar, ein weiß Gewand,
Den gold'nen Griffel in der Hand.
„Was Alles am Großen und Schönen
(So hör' ich die Worte ertönen)
Vollbracht wird, zeichn' ich auf! —
Es stirbt nicht mehr im Zeiten Lauf;
Und was meine Schwestern vollbringen,
Das kann ich, die Fünfte, besingen.
Durch alle Zonen trag ich's fort,
Denn mächt'ge Kraft wohnt auch im Wort.
Es kann zu dem Höchsten begeistern,
Es kann auch belehren und meistern,

Es wehrt des Lasters trüber Fluth,
Mit freudigem und edlem Muth! —
D'rum lasset uns Schwestern nur walten,
So wird sich Gesittung entfalten.
Der rohe Streit wird scheu entflieh'n,
Wohin wir Fünfe tröstend zieh'n,
Und wer sich will fest an uns schließen,
Dem lassen wir Blumen entsprießen,
Wir bieten ihm die reinste Luft,
Den reichsten Schatz der Menschenbrust,
Und deuten ihm, was uns vertrauten
Die Geister in flüsternden Lauten.
Und wo ein Herz im Weh vergeht,
Und wo ein Aug' in Thränen steht;
Das hebe zu uns seine Blicke
Vom Erdengetreibe zurücke; —
Denn aus des Vaters Wunderland
Sind seinen Kindern wir gesandt!"

König und Künstler.

Von Joh. Gabr. Seidl.

Zum wack'ren Meister Trezzo sprach der König Philipp einst:
„Sprich offen, Freund Ioanella, treu, wie du's eben meinst;
Du weißt, ich bin ein König, ein schlichter Künstler du, —
Wenn's einen Tausch so gälte, was sagtest du dazu?"—

Ioanella, kurz besonnen, mit lächelndem Gesicht,
Blickt frei in's Aug' dem König, erhebt das Haupt und spricht:
„Mein Herr und mein Gebieter, Ihr heischt ein freies Wort;
Die Höh', auf der Ihr stehet, ist mir ein fremder Ort."

„Ihr steht im Sonnenglanze der Hoheit und der Macht,
Von Tausenden gefürchtet, von Tausenden bewacht;
Ihr blickt hinab in's Leben, ein Aar vom Himmelszelt,
Ich sitze mitten d'rinnen, gleichwie die Lerch' im Feld."

„Wohl ahnen mag die Lerche des Adlers Ueberblick,
Nie wird der Aar begreifen der Lerche stilles Glück,
Sich's droben schön zu denken, das trifft, wer unten, gern,
Sich's schön zu denken, liegt dem, der oben, fern."

„Und schön ist's auch hier unten, Herr König, glaubt es mir —
Drei Ding': Ein theures — seltenes und prächtiges müsset Ihr!
Das theure Ding, Herr König, ist eine Stib', — ein Freund,
Der, wenn Ihr froh seid, jubelt, und, wenn Ihr trauert, weint."

„Auf einsam steilen Gipfel ist Platz für Euch allein, —
Wie wagt' auch wohl dem Höchsten ein Zweiter gleich zu sein!
Das Thal, worin wir stehen, hat Platz für jedermann,
Und weil wir jeden dulden, schließt gern sich jeder an." —

„Das selt'ne Ding, Herr König, — „die Wahrheit" nennt es sich,
Sie liebt kein blendend Leuchten, weshalb in's Thal sie schlich;
Wir öffnen ihr die Thore, wir bitten sie in's Haus,
Aus Euren Sälen weisen Trabanten sie hinaus." —

„Das prächtige Ding, Herr König, — ist die Natur! Fürwahr,
Ich denk', Ihr saht wohl niemals ihr noch in's Antlitz klar;
Was Ihr zu Roß, zu Wagen erhascht im Fluge nur,
Ist Stückwerk, nicht die prächt'ge, die heilige Natur!"

„Kennt Ihr den stillen Morgen mit Thau und Lied und Duft?
Kennt Ihr des Mittags Wetter, die Feldschlacht in der Luft?
Kennt Ihr des Abends Wehmuth, die süße Thränenzeit?
Kennt ihr die Sternennächte voll Mondestraulichkeit?"

„Kennt ihr der Blumen Nicken, des Wasserfalls Gebraus,
Des Waldes Laubgespräche, der Klüfte süßen Graus,
Und die Natur im Menschen, in Stimm' und Angesicht,
Im Aug', im Wort, im Seufzer? — Gewiß! Ihr kennt sie nicht!" —

Begeistert rief's Joanella, rief wohl noch mehr als das,
Indeß schon längst der König gar ernst und sinnend saß;
Des Künstlers Worte fielen ihm auf die Seele schwer:
Drei Ding': ein theures — seltenes und prächtiges, — mißt' auch er.

Auf der See.

Von Heinrich von Littrow.

Seemann.

Du allein bist zu beneiden
Hier in diesem Thal der Leiden,
  Seemann auf der Fluth,
Wo dein Geist in Gott versunken
Und dein Auge wonnetrunken
  Auf der Schöpfung ruht. —

Wo der Himmel aus der Welle
Ungetrübt und silberhelle
  Ewig wiederscheint,
Wo am Horizont im Meere
Sich die Welt, die öde, leere,
  Mit dem Himmel eint.

Wo die Sterne schimmernd blinken,
Strahlend in die Fluthen sinken
  Und der Sturmwind tobt,

Wo des Zephyrs lindes Kosen,
Wie der Windsbraut heulend Tosen,
Seinen Schöpfer lobt.

Wo die Welle sanft dich schaukelt,
Wo die Möve dich umgaukelt
Und dir Frieden singt,
Wo dir jeder Tag die Sonne,
Jede Stunde neue Wonne,
Neues Glück dir bringt.

Wie die Biene auf der Blume
Sammelst du im Heiligthume
Honig der Natur,
Und verfolgst im Luftgebilde
Stets das hehre Traumgefilde
Und der Gottheit Spur.

Du nur darfst es dich vermessen
Diese Erde zu vergessen,
Die der Staub umhüllt,
Während dir aus Aetherräumen
Ungestört in ros'gen Träumen
Born der Freude quillt.

Du allein bist zu beneiden,
Seemann, der trotz allen Leiden
Gott so nahe steht;

Denn im Unglück, wie im Glücke
Baust du dir die schöne Brücke
Die zum Himmel geht.

Matrosen-Grab.

Sie wollen ihn begraben
Dort an dem Meeresstrand,
Geweihte Friedhof-Erde,
Die gibt es nur am Land.

So denken sich wohl Alle,
Obwohl man ganz vergißt,
Daß uns're Meerestiefe
Geweihtes Wasser ist.

Der Himmel weihet täglich
Das Meer durch seinen Blick,
D'rum strahlt es wie sein Auge
So himmelblau zurück.

Die Gräber dieser Erde,
Sie sind gar oft entweiht,
Und was der Mensch geschaffen,
Zerstöret ja die Zeit.

Die Meerestiefe aber,
Die ist ein heil'ges Land,

Sie ist noch unentweihet,
Verührt von keiner Hand.

D'rum wenn die letzte Stunde
Einst den Matrosen ruft,
So gebe man im Meere
Ihm seine Todtengruft.

Man senke seine Hülle
In die geweihte Fluth,
Wo jungfräulich gebettet
Man ungestöret ruht.

Wo nicht der Menschen Spate
Die Beine einst durchwühlt,
Wo nur die Fluth, die klare,
Die Gräber überspült.

Dort gibt es keine Stürme,
Dort wo die Perle glänzt,
Und wo man mit Korallen
Die Gräber uns bekränzt.

Sehnsucht.

Hast du Sehnsucht nie empfunden,
Weißt du nicht, was Leiden ist,

Wo man stets das Ferne suchet
Und das Nahe ganz vergißt.

Hast du Sehnsucht nie empfunden,
Diese süße Höllenpein?
Hat sie einmal dich umschlungen,
Kannst du nimmer dich befrei'n.

Hast du Sehnsucht nie empfunden,
Komm mit mir und schiff dich ein;
Dann wird dieses Seelenleiden
Dir in Kurzem deutlich sein.

Komm mit mir, es schwellt die Briese
Uns're Segel, lustig fort,
Eilt man in die weite Ferne,
Schnell verschwindet uns der Port.

Wo die Liebste wir gelassen,
Wo das Herz vor Anker bleibt,
Während unser Schiff verlassen,
Auf den wüsten Wellen treibt.

Und nun kehr' nach Monden wieder,
Durch die Rückkehr reich belohnt,
Nach des Vaterlandes Küste,
Wo dein Volk, dein Alles wohnt.

Stell dich an den Bug des Schiffes,
Lucke nach der Küste aus,

Sieh dein Land in Zauberfarben,
Deinen Hafen und dein Haus!

Und laß nun die Briefe stillen,
Die dich bis dahin geführt,
Die dein Herz im bangen Hoffen
Durch das nahe Glück gerührt.

Wenn die Segel müde flattern,
Ohne daß der Wind sie bläht,
Wenn dein Schiff wie festgebannet
Auf den glatten Fluthen steht:

O da spricht die Sehnsucht deutlich
Aus dem Blick, der ruhlos schweift,
Aus der Hand, die unwillkührlich,
Nach dem Bild der Küste greift.

Wo im Vogel, der da flattert
Und zum Ufer lustig zieht,
Man schon einen Liebesboten,
Einen Freund vom Lande sieht.

Wo man auch dem Strahl des Mondes,
Dessen Silber niederthaut,
In dem leisen Hauch der Lüfte
Herzensgrüsse anvertraut:

Das ist Sehnsucht — Wohl und Wehe,
Das gepaart uns mild bewegt,

Wenn das Herz in Angst und Hoffnung
Frommem Ziel entgegenschlägt:

Das ist Sehnsucht, sie empfindet
Wohl der Seemann nur zu sehr,
Sehnsucht wird ihm zur Bussole,
Sehnsucht führt sein Schiff durch's Meer.

Märchen aus dem Erzgebirge.

Von Dr. Fernand Stamm.

1. Woher das Erzgebirge den Namen hat.

Als noch die Klüfte offen und Wege hinab in die Berge waren, da zeigten sich auch die Zwerge geschäftig.

Die Zwerge? Was war das für ein Volk?

Das muß man die ältesten Bergleute fragen. Sie sahen sie noch im Erzgebirge. Drei Spannen hoch war ihre Gestalt, mit Asche schien ihr Antlitz bemalt, die Hände mit Eisenocker. Bis auf die Kniee hing ihr Bart herab und sie trugen ein graues Kleid nach Bergmannsart. Daran kannst auch du sie erkennen, wenn dir einer davon begegnen sollte.

Und weiß man so viel, so weiß man wohl auch, woher die Zwerge kamen?

Aus Gottes Hand, das ist gewiß, doch wann und wie, das weiß nur Einer, der sie, wie uns, geschaffen.

Sie aber befanden sich viel früher da und hatten die Berge zu verwalten, und weil sie alt und weise waren, so sahen sie es lang voraus, was den Menschen, die erst heute leben, Noth thun könnte und müßte.

Darum waren sie einst so geschäftig und wo immer Gott im Gebirge eine Druse ließ, oder eine Kluft, oder einen breiten Gang, da trugen sie aus ihrer Heimath, Tausend Lachtern unter dem Rasen, allerhand schöne und nützliche Gesteinarten hinein.

Zu unterst legten sie das Silber in ganzen gediegenen Brocken in Draht, in Zecken und in Blättchen.

„Wie sollen es die Menschen finden?" bemerkte ein Zwerg.

„Beim Brunnengraben."

„Wären Narren Brunnen zu graben, wo so viele Quellen sind rein und klar."

„Weißt du Brüderlein, was ich gemacht habe?" warf ein Anderer dazwischen mit gelben Händen, als hätte er sie in Schwefel oder Jod getaucht. „Nun, wieder einmal ein Schabernak?" fragte ein gesetzter Zwerg den Lustigen.

„Ich habe das helle Wasser unten am Erzgebirge verdorben. In hundert Quellen that ich Kohlensäure, da sollen sie saure Gesichter ziehen, in andere Quellen warf ich schwefelsaure Magnesia, daß sie Gesichter schneiden werden, wenn sie daraus trinken. Zwei andere grub ich recht tief, daß das Wasser kochen kann am tiefen Feuerherd, da sollen sie sich die Lippen verbrennen."

Ein Engel, der eben über die Gegend flog, wo er einst seinen Schützling finden sollte, lächelte und dachte: „Gott wird deine Neckerei zum Heile wenden.“

Die Zwerge schlichteten das Silber von unten auf. Dann warfen sie Kupfer und Blei und Antimon und Kobalt und Nickel und Arsenik und Schwefel darauf und weil immer noch Silber vorhanden war, mußten sie es mit untermischen.

Der beste Zwerg von ihnen hatte sich davon die schönsten Stufen bei Seite gelegt und legte es jetzt oben auf, leicht die Erde darüber scharrend.

Andere ertappten ihn dabei. „Was soll das heißen?“

„Ihr habt Recht und ich habe Recht,“ antwortete er. „Ihr wollt, daß die Menschen sich im Suchen und Nachgraben einüben sollen; ich will sie mit den obern Stufen locken.“

Nun hatten sie noch die ganzen Eisenerze übrig und da mußten sie ganze Schluchten und Thalkessel damit füllen, aber das Geschiebe und Gerölle gar an die Oberfläche hinschütten.

Und jetzt kamen sie noch auf einen Haufen Kupfer, den sie doch auch vertheilen wollten; aber schon waren die Markomannen in das Land eingezogen und von Norden her kamen die Sassen, da warfen sie Kupfererze und Arsenikkiese und gemeinen Granat und Strahlstein und Hornblend und was ihnen unter die Hände kam, zusammen und über einander und so entstand der Kupferhügel. Daneben

scharrten sie den Rasen über das Eisensteingeschiebe und liefen über den Keilberg in das tiefe Thal gegen die Eger zu, um das offene Silber mit Dammerde zuzudecken und huschten dann in die letzten offenen Spalten hinab in die Berge.

Bald darauf kamen die Menschen und fanden beim Schwämmesuchen und Moosscharren und bei Preißelbeerpflücken überall auf die Erze und nannten das Gebirge, soweit sie diese finden konnten, das Erzgebirge.

Sie fanden die obern Silberbrocken, das Zinn, den Eisenstein, das Blei, Kupfer, Wismuth, die heißen Quellen, die Sauerbrunnen und Bitterwasser, aber das tiefe Silber, ungeheure Schätze konnten sie noch immer nicht finden und heben, und so suchen und graben sie fort und fort.

2. Der Sausewind.

Der Wind ist ein lustiger Geselle; hallo, geht's über die Länder hin; aber oben am Gebirge da haust er am tollsten und längsten.

Sausewind ist verheirathet, wer bekäme denn jetzt kein Weib, wo die Männer neunzig zählen und die Weiber über hundert! Doch die Frau vom Sausewind wird wohl niemand glücklich preisen.

Noth und Elend sind zu Hause, nur der Mann vom Hause nicht und die Werkstatt. O wie öde sieht es in der Werkstatt aus!

Sausewind ist reiselustig. Nimmt sich seinen Heimathschein und zieht über Thal und Länder.

Dreht die Wetterhähne auf allen Dächern, auf allen Thürmen, klappert an allen wackligen Thüren, huscht durch alle offenen Fenster und Mauerritzen, wirft die Getreideschober ein, schüttelt die jungen Obstbäume aus ihren Pfahlbändern, von den alten Apfelbäumen und Birnbäumen das Obst, zerrt den Weibern die Tücher vom Kopf, zaust den Männern die Haare und läßt die Betrunkenen in den Strassengraben torkeln.

Die Leser kennen ja solche Wichte und auch ihre Wirthschaft zu Hause.

Mich erbarmt nur seine Familie. Zu Hause sitzt sein Weib und weint; auf ihrem Schooß sitzt sein Kind und hungert; denn die Speisekammer ist leer und der kleinste Topf.

Da kommt der Vater wieder zu Hause müde vom Herumtollen, sieht sein Weib weinen, hört sein Kind schreien und ist selbst hungerig.

„Nichts in der Schüssel? Frau!“

Die Frau schüttelt mit dem Kopf und die Zähren tropfen von beiden Backen.

Da fährt Sausewind in der Küche herum, bläst in die kalte Asche, bläst alle Töpfe und Schüsseln aus, stört in allen Ecken der Speisekammer, und da er nichts findet, fängt er selbst an zu heulen, stürzt fort und reißt an allen Fenstern und rüttelt an allen Thüren, als wollte er die Häuser einreißen mitten in der Nacht.

Die Kinder fahren aus dem Schlaf, die Mütter wissen sie nicht zu beschwichtigen, die Väter schimpfen auf den garstigen Wind.

Großmütterchen sitzt noch im Winkel und betet; sie ist halb taub und hört wenig davon. Wie der Lärm bis in ihre Seele dringt, steht sie an der Krücke auf, humpelt in die Speisekammer, nimmt eine Hand voll Mehl und hält es in ihrer dürren Hand zur Thüre hinaus, und flüstert lächelnd:

„Da Sausewind
Ist für dein Kind."

In wenigen Minuten ist es ruhig geworden. Kein Lüftchen regt sich. Alles kommt zur Ruhe und der Sausewind ist auch schon daheim und nährt Weib und Kind.

3. Das taube Gebirge.

Ach, was hatten es die Alten gut!

Sie gingen zu den Bergen und riefen froh und riefen laut: „Holla, ihr Erze blink und blank, hallo, ihr Erze wohlgestalt! Wo seid ihr denn zu finden?"

Darauf warfen sich die Bergleute zur Erde und lauschten mäuschenstille.

Nicht lange, da klopfte das Eisen dumpf wie Hammerschlag auf festem Stein; der Knappe errieth, wo es mochte sein.

Es klang das Kupfer wie sanftes fernes Läuten. Der Knappe wußt' es zu deuten.

Der Bleistock kann sich nicht rühren und regen. er liegt wie im tiefen Schlafe; doch hat sich manch Flitterchen abgelöst, hier blinkt es, dort glitzert es im Sonnenlicht und wer die Spur zu deuten weiß, der findet das weite Lager.

So war es vor Zeiten im Erzgebirge, kein Bergmann brauchte lang zu suchen; die Erze ließen sich gerne finden.

Wie Kinder hatten sie sich zwar versteckt, wie Kinder ließen sie sich gerne aus dem Winkel ziehen an's Tageslicht, an den Sonnenschein, den alle blanken Metalle lieben.

Wie hatten es die Leute gut im Erzgebirge, so reich an Erzen, Metallen und an Edelgestein!

Und sie gruben es in Haufen heraus und tauschten dafür, was ihre Noth bedurfte.

Vor allem Brod, das nicht auf jenen Höhen wächst, Weizen und Roggen, Erbsen und Bohnen.

Als die Leute erfuhren, daß dort oben auf den Bergen so reiche Metalle zu haben seien, da kamen sie mit ihren Tauschmitteln selbst hinauf, denn unten brauchten sie wieder Kupfer und Zinn und Blei und vor allem Eisen; und das Erzgebirge wurde bekannt.

„Wenn sie aber erst Silber hätten, da wären eure Berge Goldes werth!“ sagten die fremden Handelsleute.

Da warfen sich die Bergleute wieder auf die Erde und riefen: „Holla, du Silber mit Glanz und Klang! wo bist du wohl zu finden?“

Das Silber hörte auf den Ruf und klingelte so fein, als nur das Silber klingen kann.

Und die Berglente hatten die Richtung, und gruben nach dieser und jener Stunde tiefe Schachte und lange Stollen und fanden die reichen Silberadern mitten in Edelsteinen.

Nun flog der Schlägel, nun keilte sich das Eisen zwischen die glänzenden Erzschollen und blutete im Rothgültererz; und der Schweiß der Arbeiter floß in Strömen.

Es galt reich zu werden, und sie wurden überreich.

Als es bekannt wurde, daß im Erzgebirge unerschöpflich viel Silber sei, da jubelte alles weit und breit und was tragen und schleppen konnte und etwas zu verhandeln hatte, das brachte Waaren zum Tausch. Die Berglente zahlten mit Joachimsthalern.

Sie hatten das meiste und größte Geld auf Erden; und sie kauften, was ihre Noth bedurfte, und was sie brauchten und nicht brauchten.

Märkte wurden aufgerichtet und Wirthshäuser gebaut und nun ging es froh und munter zu.

Jeder brachte seine Waare an.

Die Görkauer ihr Bier, die Saazer ihren Hopfen, die Kaadner ihre Pfefferkuchen, die Venetianer ihre Glasperlen, die polnischen Juden ihre goldenen Fingerringlein, die Tiroler ihre Teppiche, die Nürnberger ihre Eier, die Leipziger ihre goldenen Tressen, die Musikanten ihre Lieder und Tanzstücke, die Main-

zer ihre Bücher, die Schalksnarren ihre Schnurren und die Spieler ihre Würfel und Karten.

Die Bergleute im Erzgebirge kauften Alles und kauften, so lange noch ein Thaler im Kasten und in der Tasche war.

Als die Kasten und Taschen leer waren und auch die Schachte und Stollen, warfen sie sich nieder auf die Erde und riefen: „Holla, du Silber mit Glanz und Klang, wo bist du wohl zu finden?"

Sie horchten auf die Antwort lang, das Silber wollt' sich nicht künden.

„Holla! ihr Erze blink und blank, holla! ihr Erze wohlgestalt!" —

Alles still und alles stumm.

Die Berge sind taub geworden; da hilft kein Schreien und Rufen.

Die Berge sind taub geblieben, und stumm sind Steine und Stufen! Ach, was hatten es die Alten gut! Die Erze kamen gerufen, sie aber tauschten auch nur dafür, was Noth erheischt, das liebe Brod.

4. Schußbartels Kinder.

Wenn nur die Mütter in den ersten Wochen ihre Kinder hüten wollten, besonders, die wie Quecksilber sind und viel schreien.

Schußbartel ist der Vater der Wechselbälge, die Mutter davon ist ein lustiges Waldweiblein, anders wie alle Mütter gesinnt; denn sie

kann ihre Kinder nicht leiden und hat die fremden lieber. Da muß Schußbartel die eigenen Kinder forttragen und mit ganz kleinen Wiegenkindern austauschen, damit sie nur wieder fremde Kinder sieht.

Nun läuft er mit seinem Kinde in den Stunden, wo sonst Niemand auf dem Weg ist, von Haus zu Haus und horcht an der Wand, wo kleine Kinder schreien. Ist die Mutter nicht dabei, dann huscht er zur Wiege, nimmt das schreiende Kind heraus und legt seinen kleinen Schußbartel hinein, wenn die Kinder nur halbwegs einander ähnlich sehen.

Anfangs merkt man ihm so viel nicht an, wenn es aber zu Verstand kommen soll, da ist der Schußbartel, Schußbartels Kind fertig.

Immer gradaus über Stock und Stein
Purzelt er hier, fällt dort hinein.

Was hat da die Mutter nicht zu waschen und der Vater an allen Gliedern zu heilen!

Von der Zunge läuft es wie vom Dach beim Regen,
Die Rede erst, nachher das Ueberlegen.

Der Vater heißt ihn schweigen, die Mutter betet: der heilige Johannes möcht' ihm die Zunge binden, die Fremden halten sich die Ohren zu.

Die Hände hier, und dort die Augen,
Wie kann solch' Handwerk je was taugen!

Es ist, als ob der Geselle von Meister zu Meister, Boten gehen wollte.

Als Chorist ist er zwei Takte voran,

Damit er beim Signum ausruhen kann.
Man bittet ihn, er möchte lieber tanzen als geigen.
Beim Tanzen ist er auch zu geschwind,
Macht in der Mehlkammer den Wirbelwind.
Man bittet ihn, er möchte nach Hause gehen.
Er geht und vergißt die Zeche zu zahlen,
Der Wirth muß den Namen mit Kreide mahlen;
und schreibt über die Thüre:
Ihr Leute nehmt Euch vor Schußbartel in Acht,
Hier hat er seine Zeche noch nicht abgemacht!

5. Die verfluchte Luft.

Im Erzgebirg war einmal ein Mann, der hatte viele Thaler in seinem Wandschränklein, und damit er noch mehr Silber zusammenbrächte, wollte er es sich selbst aus der Erde graben lassen. Er nahm daher Bergleute in Arbeit und befahl ihnen einen tiefen Schacht zu schlagen an der Stelle, wo man ihm sagte, daß viel Silber in der Teufe liegen müsse, und sie trafen auch wirklich auf einen höflichen Erzgang, der sich in die Berge hineinzog, da rieth man dem Bergherrn tiefe Strecken und Stollen und neue Schachte anzulegen, um zu dem vielen Silber zu kommen; aber das war harte Arbeit und kostete manchen harten Thaler und dem Mann war leid um die Thaler, die aus dem Wandschränkchen heraus mußten, und mit jedem Griff in das Schränkchen ward ihm der Arm schwerer und die Hand langsamer, und

die Stirne runzelte sich mehr und er warf einen Haß auf die Arbeiter, welche die blanken Thaler forttrugen und nur mageres Erz brachten; denn seine Ungeduld die Silberader zu sehen, war ungebührlich groß.

Als ihm nun die Bergleute am nächsten Lohntage sagten, die Arbeit werde schwerer und er möchte den Lohn erhöhen, da ward er zornig und nannte sie faule Knappen, die es darauf anlegten, ihn um seine Thaler zu bringen.

Als sie am folgenden Lohntage ihm die erste Silberstufe brachten, da lachte ihm beim Anblick das Herz im Leibe und er nannte die Arbeiter seine lieben Bergknappen und sie sollten nur fleißig weiter und recht tief in den Berg hineingraben.

So kamen sie tiefer in den Berg hinein, aber die Erzmittel wurden an der Stelle wieder ärmer und der Bergherr mußte mit seinen alten Thalern wieder ausrücken.

Da ward er ungeduldig und lästerte die Arbeiter, die gewiß den Gang verfehlt hätten, und schimpfte auf den ganzen Bergbau, der nur Silber koste und keines bringe, und er warf den Arbeitern die Löhnung vor die Füße und sagte: sie sollten nicht mehr mit leeren Händen kommen.

Da kamen sie die nächsten Tage mitten in der Arbeitswoche jeder mit einem Trog voll Silberstufen und riefen: „Glück auf, wir haben ein edles Geschick angefahren!“

Der Bergherr wechselte die Farbe bei dem Anblick des gediegenen Silbers, des rubinhellen Rothgültens, des wundervollen Glaserzes und zitterte vor Freude an allen Gliedern und nannte die Arbeiter seine lieben Freunde und drückte ihnen die schwülige Hand.

Da baten sie, er möchte einen neuen Schacht schlagen lassen, denn sie seien so weit in der tiefen Strecke, daß die frische Luft nicht mehr wechsle, es brenne kein Licht mehr und man könne nicht mehr ohne Anstrengung athmen.

Der Bergherr wechselte wieder die Farbe und ward blaß vor Schrecken, denn der neue Bau konnte ihn wieder viele Thaler aus dem Wandschränklein kosten und er sagte: zu dem Bau könne er sich nicht entschließen, bis er nicht das Silber selbst gesehen hätte.

Die Arbeiter gingen und versuchten zu arbeiten; aber das Licht brannte nicht mehr, und sie schickten um den Bergherrn.

Der lief herbei im hellen Zorn und brachte Wachsfackeln und wollte selbst hinein, sein Silber zu sehen und die Arbeiter mit ihren Ausreden über die Luft Lügen zu strafen. Mit drei Wachsfackeln kam er unten auf der Schachtsohle an und trieb nun die Arbeiter vor sich in der Strecke her.

Da erlosch die erste Fackel und der Vorderste wandte sich um und sagte, er könne nicht weiter in der bösen Luft.

„Ich aber will mein Silber sehen," schrie der Bergherr Verdacht schöpfend, „mein Silber an Ort

und Stelle, denn ihr seid am Ende Betrüger und bringt mich mit fremdem Erz um mein gutes Silber, und jetzt soll die verfluchte böse Luft euer Lügenhelfer sein. Mir die Fackel und Platz vor, daß ich mein Silber sehe oder euch in Hungerthurm bringe" — und der Bergherr entriß dem zweiten die Fackel und drang vorwärts. Da erlosch das Licht, dann hörte man den Träger fallen. Die Luft, die er verflucht hatte, hatte ihn erstickt.

6. Der Ohnekopf.

Nehmt euch vor Ohnekopf in Acht und weicht ihm aus, wo ihr ihn seht.

Einmal ging ein Weib mit der letzten Milch der trockenen Kuh zu Markt, sie brauchte einen Groschen auf Oel zum Klöppeln. Da rannte der Ohnekopf quer über den Weg und stieß ihr den thönernen Krug aus dem Arm.

Hin war die Milch, hin war das Oel, hin war die Arbeit und als der Spitzenherr den Samstag kam, da fehlte ein Stück an der Spitze und als der Sonntag kam, da fehlte das Brod, und alle Kinder schrien.

Ohnekopf ist ein derber Geselle und hat eines Riesen Kraft. Einst hatte ein Schmied einen dicken Klumpen Eisen zwischen Ambos und Hammer. Da ging Ohnekopf vorüber und blieb vor der Thüre

müssig stehen. „Fi wie faul bist du Geselle, derweil ich schwitze! Trete ein und schwing den Hammer gut!“

Und Ohnekopf schwingt den größten Hammer. Es biegt sich und schmiegt sich das Eisen, es streckt sich und reckt sich wie weiches Wachs, so fielen die Streiche durch Ohnekopf. Der Meister sieht mit Freuden zu und schiebt den Klumpen dem Hammer hin. Pauz! fiel der schwere Hieb. O weh! da kracht der Schädel des Meisters. Todt fällt er hin, das Eisen auch; und wie das Blut zum Eisen kommt, da zischt es auf. Zuletzt wird Schmied und Eisen kalt. Ohnekopf schlägt fort und fort, es dröhnt der Ambos mit Glockentönen: „Der Meister ist gestorben, kommt und begrabt ihn unter mir; und wenn ich sein klingender Ambos war, so will ich auch sein Grabstein sein.“

Nehmt euch vor Ohnekopf in Acht und weicht ihm aus, wo ihr ihn seht.

7. Nebelkönig.

Am Gebirge zieht sich ein Mantel dahin mit weiten bauschigen Falten. Darunter ist ein König versteckt mit listigen Gedanken und berauschenden Worten; den mag der Wanderer fürchten.

Im Wald steht sein Schloß, das weite Feld ist sein Jagdrevier, die Menschen sind sein Wild.

Einmal ging ein Klöppelmädchen um Zwirn. Sie hatte einen Brautschleier für eine Fürstin zu

machen, und wie sie die Lilien hineinnetzte, da dachte sie an das lilienweiße Fräulein, welches den Schleier bestellt hatte; und wenn sie an den Rosen netzte, welche mit Lilien sich auf dem Schleier zu Kränzen flochten, da fielen ihr die glühenden Wangen ein, womit das Fräulein von ihrem Bräutigam und seinen Tugenden erzählte, und wie glücklich sie seine Liebe mache.

Und jetzt, wo sie berechnete, wie bald der Schleier fertig werden sollte, wenn sie den letzten Zwirn vernetzt haben würde, da dachte sie auf den Weg nach dem letzten Zwirn an das Brautpaar und sein Glück und bald lachte sie, wenn sie sich die Braut in ihrem Schleier am Altare knieend dachte, dann weinte sie wieder, wenn sie den heiligen Schwur zu hören meinte, womit sie sich ewig verbunden; und während alles das lebhaft, wie wenn sie es mit offenen Sinnen wahrnähme, vor ihrer Seele vorüberzog, merkte sie nicht, wie der Mantel des Nebelkönigs sich um sie wickelt und den Pfad verdeckte.

Sie kannte die Gegend nicht mehr und wußte nicht, welche Richtung sie nehmen sollte. Da sah sie einen Mann nahe vor sich herschreiten, welcher ihren Weg gegangen zu sein schien, und sie konnte ihn fragen, wohin sie sich wenden solle.

Der Mann ging langsam, und sie hatte ihn bald eingeholt. Als sie aber näher kam, getraute sie sich nicht ihn anzureden, denn er war ein hoher Herr, schön und jung wie die Prinzessin ihren Bräu-

tigam schilderte und in der rechten Hand trug er ein Szepter wie einen Wanderstab; an dem linken Arm hing ein großer Ring mit Zinken wie eine offene Krone gestaltet, während vom bloßen Haupte die blanken Locken herabfloßen. Von den Schultern hing ein grauer Mantel nieder, der an seinen Enden wie in Duft zerfloß.

Als sie scheu an ihm vorüberschlüpfen wollte, verwickelte sie sich mit den Füßen in seinen Mantelsaum und strauchelte.

Der Nebelkönig aber fing sie mit weichen Armen auf und fragte: wohin sie so eilig gehe?

„In die Stadt nach Zwirn."

„Und weißt du den Weg, mein Kind?"

„Wenn die liebe Sonne scheint."

„Ei laß die glühende heiße Sonne, ich führe dich in kühlen Schatten durch den grünen duftigen Wald."

„Ach mein Herr, ich muß den nächsten Weg, denn diese Woche soll der Brautschleier fertig werden."

„Willst du Hochzeit machen, Schätzchen?"

„Nicht ich Aermste, mein Herr; den Schleier wird eine Krone auf dem Haupte der Braut halten."

„Doch du, mein Kind, wenn du nur willst. Sieh hier die Krone für dein Haupt. Noch bleibt mir das Szepter als König und willst du mich, so folge mir nach meinem Schloß im Walde."

„Sieh hier den steinigen Weg, ich führe dich auf weichem Moos hin. Sieh dein dünnes flatterndes Kleidchen, ich kleide dich in dicke Purpurmäntel, wie

sie Abends die Sonne webt. Sieh dein bloßes Haupt, ich decke es mit meiner Krone; und ist dir dann mein Arm zu kalt, meine Lippe zu hart, mein Athem zu rauh?"

Und wie er so sprach, setzte er ihr die Krone auf, hing den Mantel, den die Sonne mit Purpur gesäumt hatte, um ihre Schultern, faßte sie eng in seine Arme und küßte sie.

„Laß mich Herr! Was soll aus meiner Mutter werden! Ich hole nicht nur Zwirn, auch Brod und von der Arbeit des Brautschleiers leben wir beide! Laß mich Herr! Der Weg ist mir nicht zu steinig, die Sonne nicht zu heiß, die Arbeit nicht zu schwer und mein Kleid, das mir die Mutter schenkte, gut genug!"

„Laß mich Herr!" rief das Mädchen in Furcht und Angst und wand sich aus Arm und Mantel los.

Der Mantel wich und zerrann in seinen Duft, der König verging wie zerfließender Nebel, die heiße Sonne beleuchtete wieder die bekannte Gegend und von der nahen Stadt herüber schollen die Kirchenglocken und kündeten die Wandlung in der Messe an. — Du glückliches Mädchen, das an seine Mutter dachte, fast warst du verloren!

Gedichte.

Von Heinrich Graf Schlik.

Mein Vaterland.

Sei mir gegrüßt, du Land der alten Sagen,
Wo einst das schönste Heldenthum geblüht,
Wo kühn, von Alters, deine Burgen lagen,
Zum sichern Aufenthalt in Krieg' und Fried'.

Seid mir gegrüßt, ihr schönen Wiesenauen,
Durch die der Moldaustrom, sich schlängelnd, eilt,
Wo edle sanfte Mädchen, hohe Frauen,
Die Zierde aller Zeiten, fromm geweilt. —

Seid mir gegrüßt, ihr stolzen Bergeshöhen,
Wo freie Aussicht sich dem Auge beut,
Der würz'gen Bergeskräuter Düfte wehen
Um euch, ihr Zeugen alter guter Zeit.

Seid mir gegrüßt, ihr heil'gen stillen Haine,
In eurem Schatten nur ist froh die Brust,
Wo oftmals zog beim frischen Morgenscheine
Der kräft'ge Jäger aus zur Waidmannslust.

Seid mir gegrüßt, verblich'ner Helden Schatten,
Die man mit Ehrfurcht und Bewund'rung preist,
Die einst so kräftig hier gerungen hatten
Und deren Thaten die Geschichte weist.

Sei mir gegrüßt, du meine Grabesstätte!
So ruf' ich noch, wenn einstens bricht mein Blick,
Dann schlaf' ich sanft im kühlen Erdenbette
Und träume still von längstvergang'nem Glück!

Himmelsgrüße.

Mich rufen fromme Klänge,
Sie tönen wie Gebet,
Wie heilige Gesänge
Vom Geisterhauch umweht.

So wunderbar sie klingen,
So ernst und doch so mild
Sie tief zum Herzen dringen
Aus fernem Lichtgefild.

Was mag es wohl bedeuten,
Der Sphärentöne Meer?
Wie frommes Glockenläuten,
Wo kommen sie wohl her? —

Viel liebe Grüße schweben
Herab aus sel'gen Höh'n —
Es gibt ein schön'res Leben,
Ein ew'ges Wiederseh'n!

Gedichte.

Von K. A. Kaltenbrunner.

Der Köhler und sein Kind.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Ein Köhler am Berg, dem ist oben so leicht!
Sein Söhnlein bei ihm, nicht die Wangen gebleicht,
Wie drinnen im Qualm der Städte;
Es ist ein Knabe gar frisch und roth!
Der Köhler vergäße nicht seiner Noth,
Wenn er den Knaben nicht hätte.

Und seht in dem Kinde des Vaters Gesicht!
Es ist sein Bild, ist sein Ton, wenn er spricht,
Die Augen, es sind die seinen;
Wie gleicht ihm der Knabe so Zug für Zug!
Hast Recht, wenn vor Freude das Herz dir schlug,
Du siehst dich verjüngt in dem Kleinen!

O freu' dich des Kindes, du armer Mann,
So lange dein Herz sich noch freuen kann,
Und freu' dich des Vaters, du Knabe!
Es nahte sich bald ein banger Tag,
Wo sterbend der arme Köhler lag —
Sie scharrten ihn ein im Grabe.

„Mein Vater! Mein Vater, wo gingst du hin?
Wo find' ich den Vater — wo find' ich ihn?"
Du armes Kind, so verlassen!
Noch kannst du das Sterben, das letzte Loos,
Das Senken des Sarg's in der Erde Schooß,
Den Schlaf in der Erde nicht fassen!

Er irrt durch den Wald, und von Haus zu Haus,
Er läuft auf die Straße weit hinaus —
Und Keiner, ach, stillt sein Weinen;
Wohl hört er sie reden: „Dein Vater ist todt,
Liegt draußen im Friedhof, nun frei von Noth!"
Doch weiß er nicht, was sie meinen.

Jetzt läuft er zu einem Brunnen hin —
Er sieht in der Tiefe sein Bildniß darin,
Und jubelt, den Vater zu sehen!
„Mein Vater! Mein Vater, dein Friedel ist hier!
Komm, gib mir die Hand, ich will zu dir!
Was ist dir da unten geschehen?"

O zieht ihn vom Rand, der Brunnen ist tief!
Unglückliches Kind, das den Vater rief —
Du stürzest! — — Kein Laut ward vernommen.
Ein Engel des Himmels schwebt herab,
Der trägt dich empor aus dem kühlen Grab,
Damit du zum Vater sollst kommen!

Kreuz und Kreuz'l.

(Oberösterreichisch.)

Was i g'habt han, geht z'schárt *),
Verwixt han i Alls,
Bis auf — 's silberá Kreuz'l
Von 'n Müederl ihrn Hals.

Á Kreuz und á Kreuz'l
Is Allssant von ihr!
Das ōan auf 'n Freithof,
Das ander bei mir.

Wann das ōan ámal z'fallt,
Han i dös — und sunst nix!
Lieber 's Hemád, das lötzt, —
Eh' i dös da verwix'!

*) Mein Vermögen geht zu Grunde.
a ist der tiefe, á der helle Laut dieses Vokals.

Gedichte.

Von Dr. Isidor Proschko.

Der letzte Blick.

(Parabel.)

Es trägt auf seinen starken Armen
Der Vater über Land sein Kind,
An seinem Herzen soll's erwarmen,
Weil kalt der Erde Lüfte sind.

Vergessen soll es seine Schmerzen,
In sanften Schlummer wiegt er's ein;
So ruht am süßen Vaterherzen
Das Kind, und schläft allmälig ein.

Doch ehe noch im Abendgrauen
Sein Aug' zum wahren Schlaf sich schließt,
Blickt es noch einmal auf, zu schauen:
Ob's wirklich auch beim Vater ist? —

Und sieht es dann sein Aug' noch winken,
Drückt sich's in seine Arm' hinein,
Und läßt das müde Aeuglein sinken
Und schlummert dann geduldig ein. —

* * *

Es trägt in seinen starken Armen
Der große Vater noch sein Kind,
An seinem Herzen soll's erwarmen,
Weil kalt der Erde Lüfte sind.

Vergessen soll es seine Schmerzen,
In sanften Schlummer wiegt er's ein;
So ruht am süßen Vaterherzen
Der Christ — und schläft allmälig ein.

Und wenn in bangem Todesgrauen
Sein Aug' zum letzten Schlaf sich schließt,
Blickt er noch einmal auf zu schauen:
Ob nahe Gott sein Vater ist.

Und sieht er dann sein Kreuz noch winken,
Denkt noch der Herr im Scheiden sein —
Dann läßt der Christ sein Auge sinken
Und schlummert recht geduldig ein.

Der Sieg der Ballade.

Auf Helikon's geweihtem Gipfel
Stand einst Latonens schöner Sohn;
Die Muse schwieg — der Bäume Wipfel
Selbst horchten seiner Lyra Ton!

Da trat, umkränzt mit weißen Rosen,
Zu ihm die stille Elegie,
Wie Zephyre mit Blüthen kosen,
So sanft und leise nahte sie.

Sie sprach in holden Zaubertönen:
„Einst sandte mich auf jenen Stern
Der Fürst der lieblichen Camönen,
Und seinem Winke folgt' ich gern!"

„Ich milderte mit stiller Klage
Die Wunden, die Chronion schlug.
Ich trauerte am Sarkophage
Und weinte mit am Aschenkrug!"

„Und sieh! nun weis't von seinen Laren
Der stolze Erdgeborne mich,
Weil and're noch mächtiger waren
Zu fesseln sein Gemüth, als ich." —

„Und wer," versetzt der Gott, „bewegte
Noch mehr dies wandelbare Herz,
Als du, in deren Schooß ich legte
Die Lust, erhöht durch stillen Schmerz?"

Da neigte vor der Töne Meister
Die Lyrik ihr bekränztes Haupt:
„Ich war's," so sprach sie, „Fürst der Geister!
Die ihr des Menschen Herz geraubt!" —

„Du selbst gabst mir die Adlerschwingen,
Die mich zum Sternenthrone zieh'n,
Und soll das Große es vollbringen,
So muß das Herz vom Größten glüh'n!"

„Und dennoch," spricht der Gott des Tages,
„Und dennoch ist der Sieg nicht dein;
Dort harrt ein Kämpfer, — geh' und wag' es!
Dann flechte dir den Lorbeer ein!" —

An Gang voll Kraft, an Wuchs gerade,
Voll hoher Würde tritt hervor
Apollo's Liebling, die Ballade,
Und neigt sich vor dem Götterchor. —

Und Phöbus winkt — die Musen reihen
Sich still um ihn auf sein Geheiß:
Der Gott gebeut den Kampf den Dreien —
Die Elegie betritt den Kreis.

Wie sanft der Silberglocke Beben
  Die Luft mit leisem Tone grüßt,
Und klagend sich die Töne heben,
  Bis fern der letzte Hauch entfließt: —

So weint, sanft lächelnd auf die Leier
  In sphärengleicher Harmonie,
Des Lebens Ernst — des Grabes Feier,
  Die tiefgelockte Elegie.

Schmerz haucht sie in die zarten Saiten,
  Singt, was mit ewig strenger Hand
Die Parzen Sterblichen bereiten —
  Cypressen, die Saturnus wand.

Sie schweigt. — Auf ihren Feuerschwingen
  Zu des Chroniden Göttersitz
Fleugt kühn die Lyrik. — Sphären klingen,
  Sie sonnet sich in seinem Blitz.

Der Welten Marken reißt sie nieder,
  Sie kennt nicht Raum, — sie kennt nicht Zeit,
Ein Lichtstrahl flieht, und kehrt sie wieder,
  Umfassend eine Ewigkeit.

Doch auch dem Aar erlahmt der Flügel,
  Selbst Helios vollbringt den Lauf —
Zuletzt hält auch der kleinste Hügel
  Den allzu müden Wand'rer auf.

Auch Lyra schwieg. — Ernst und bescheiden
Schließt die Ballade nun den Reih'n;
Doch wird sie wohl den andern Beiden,
Die jüngere, gewachsen sein? —

Sie singt! von hoher Fürstengröße,
Von Völkerliebe, Völkerglück,
Wie ein Jahrtausend nicht vergesse
Des guten Fürsten Vaterblick!

Sie singt vom Vater seiner Reiche,
Und Klio füllt das gold'ne Blatt;
Sie singt, wie selbst des Armen Leiche
Der gute Fürst geleitet hat!

Sie singt — und aller Herzen schlagen,
Und aller Augen werden naß!
Apollo lauscht am Sonnenwagen —
Verschwunden ist der Schwestern Haß!

Die Schwestern halten sich umschlungen,
Und jede ruset hocherglüht:
„Dir ist der schönste Sieg gelungen,
Vom guten Fürsten klang dein Lied!“

Die Todtenglocken.

(Sage aus der Zeit Wilhelm IV., Herzogs von Berg, Cleve und Jülich.)

Im Schlosse klang die Harfe, im Lande klang der Schrei *),
Im Schlosse saß die Freude, im Land war sie vorbei —
Der Herzog saß beim Becher, das Volk beim schwarzen Brod,
Und Recht fand da der Bauer allein bei seinem Gott.

Umreiht von seinen Schranzen, die ihm den Blick getrübt,
Saß Herzog Wilhelm der Vierte, vom Volke einst geliebt;
Doch seit der Jagdspeer lieber ihm als der Gänsekiel,
Da ward's im Lande Jülich gar traurig, ernst und schwül.

*) Im Beginne der Regierung Herzogs Wilhelm IV. von Berg, Cleve und Jülich war die Rechtspflege in seinen Landen sehr herabgekommen. Bestechlichkeit der Richter und ihre Parteilichkeit waren landeskundig. Erst die vorstehende Scene gab Veranlassung, daß Herzog Wilhelm durch Einführung einer strengen Gerichtsordnung diesem Landesgebrechen abhalf.

Da zog das Recht zum Himmel, wo es noch etwas galt,
Da blieb im Lande unten nur Willkür und Gewalt,
Da schalteten die Schranzen und amteten im Land,
Da führte nur der Gulden des Richters feile Hand.

D'rum schied mit nassem Auge der treue Rath vom Herrn,
D'rum hielt auch von der Tafel der lust'ge Rath sich fern;
Denn daß der Herr im Kreise der Schächer sich gefiel,
Dünkt selbst dem Narr'n des Hofes ein arges Possenspiel.

Er schüttelt seine Schellen und schwingt den Kolbenbaß:
„Ei, daß ich pressen könnte euch Zecher in ein Faß,
Und dann zum Rheinstrom rollen, euch Egel für das Land!
Traun! mancher Mann aus Jülich thät' schütteln mir die Hand."

„Ei wohl gesprochen, Herrlein!" tönt es jetzt hinter ihm.
Ein Bauer ist's aus Jülich — sein Aug' voll stillen Grimm;
In seinen Händen hält er zwei Rollen Pergament,
Darauf des Herzogs Siegel wie rothes Feuer brennt.

„Was schaffst Du?“ fragt der Schalksnarr, — „Herr,“
spricht der Bauersmann,
„Seht diese Pergamente und seht den Riß daran.
Sie bergen meine Rechte auf Haus und Wald und
Feld,
Die will des Herzogs Kanzler zur Jagd, weil's ihm
gefällt.“

„Den Dritttheil will er geben als Preis — d'rum
kam ich her,
Dem Herzog wollt' ich's klagen — doch wer nicht
hört, ist er;
Der Kanzler aber machte, eh' er mich stäupen ließ,
In meine Pergamente mit eigner Hand den Riß.“

Da schüttelt seine Schellen der Narr und lacht dazu:
„Laß mir die Pergamente und gib dich jetzt zur Ruh'!
Sag an: Hast du noch Dreier?“ — „Herr, wenig
mehr als zehn.“ —
„Gib her! und sollst die Zehne bald Zinsen tragen
seh'n.“ —

Die Sonne geht zu Rüste — geendet ist das Mahl,
Der Herzog gibt das Zeichen zum Aufbruch aus dem
Saal.
Es heben sich die Gäste; horch! statt Trompetenschall
Klingt es wie Glockentöne zu einem Todtenmahl. —

Der Herzog staunt, es horchen die Gäste still und bang,
Und stärker wird und lauter der Glocken heller Klang;
Von allen Thürmen klingt es und läutet's durch die Stadt;
Was das wohl zu bedeuten — was das zu künden hat? —

Der Herzog fragt im Kreise: „Wer starb von hohem Stand,
Daß seinen Tod die Thürme verkünden rings im Land?" —
Da schweigen alle Gäste — doch vor tritt jetzt der Narr:
„Mit Gunst", spricht er, „Herr Herzog, das Recht liegt auf der Bahr'."

„Ihr wißt's wohl nicht, es siechte schon lang' in eurem Land,
Nun ist es gar gestorben — dem Volk ist das bekannt;
D'rum wagt' ich noch zehn Dreier, die mir ein Bauer gab,
Und ließ dem guten Rechte just läuten in das Grab."

„Da les't dazu die Grabschrift, ein Bauer gab sie mir,
Sie ist zwar schon zerrissen, der Kanzler weiß es hier;

D'rum laßt das Recht in Frieden, es ruhe sanft in Gott.
Ihr aber habt, Herr Herzog, damit nicht fürder Noth." —

Da ward fein roth der Herzog — der Kanzler, der ward bleich,
Die Grabschrift las der Herzog — der Kanzler ahnt den Streich, —
D'rauf ließ der Herzog läuten das Recht im Lande wach,
Dem Bauer ward geholfen — den Kanzler traf die Schmach.

Die Brautwerber.

Novelle von S. H. Mosenthal.

I.

Jacob Strahlfeld, ein Kaufmannssohn aus Hamburg, hatte in London sein Glück gemacht. Sein Glück gemacht? Forschen wir, was das heißt. Er hatte durch tüchtige Kenntnisse, durch eisernen Fleiß, durch aufopfernde Treue das Vertrauen eines geizigen Kaufherrn der City erworben; er hatte den Spekulationen desselben die Jugendfrische seines Geistes geopfert, auf den Plantagen in Esequebo seine Gesundheit eingebüßt und endlich in seinem vierzigsten Jahre mit verdorrten Fingern und thränenlosen Wimpern die Augen des Alten geschlossen, der ihm sein Vermögen hinterließ. Aber sein Glück war noch nicht vollständig, der Bürgerssohn spekulirte auf die Veredlung seines Stammes; die Tochter eines Landbaronets ließ sich herab, ihm die Hand zu reichen; die Dandys von Westminster würdigten ihn, seine Austern

zu frühstücken, und ein kleiner deutscher Fürst verlieh ihm den Adel.

Auf seinem Landsitze in Devonshire gebar seine Gattin ein blühendes Töchterchen. Seine Geschäfte erlaubten ihm eben nicht London zu verlassen; neue Transporte von den Colonien erforderten seine Gegenwart. Gewinnen für die Seinen war seine ganze Liebe. Als er aber eines Abends ermüdet zusammenbrach, da trugen ihn seine Diener in das weiche Bett und nach zwölf Stunden in das harte Grab. Er hatte sein Kind nicht gesehen. Doch der Transport von Westindien hatte sein Vermögen um die Hälfte vermehrt; das Grab des deutschen Bürgerssohns steht in St. James unter den Monumenten altenglischer Lords. — — Jacob Strahlfeld hatte in London sein Glück gemacht!

Sein Haus liquidirte, seine Witwe zog sich auf ihr Gut zurück und lebte dort der Erziehung ihrer Tochter Leontine. Sie lebte der Erziehung ihrer Tochter? — Forschen wir, was das heißt. Eine französische Bonne und eine englische Amme pflegten das Kind, deutsch lernte sie durch Zufall; ein alter Diener des Vaters, ein geduldetes Erbstück, erzählte ihr zuweilen auf deutsch von dem heimathlichen Continent. Sie lernte tanzen, malen, Harfe spielen. Die Mutter sah sie fast täglich; freilich Morgens schlief die Baronin, und in den Mittags- und Abendzirkel war Leontine noch nicht eingeführt, denn sie war noch nicht vierzehn Jahre alt. Doch wohnte die

Mutter oft der Tanzstunde bei, führte die Tochter Sonntags in ihrem Wagen zur Kirche, censirte ihre Kleider und ihre Hüte, empfahl ihr noble Haltung und angemessenen Ton, befahl der Umgebung, dem Kinde zu gehorchen, geizte mit keiner Summe, einen Lehrer oder eine Modistin der königlichen Familie zu erobern; mit einem Worte — Frau von Strahlfeld lebte ganz der Erziehung ihres Kindes. Leontine zählte vierzehn Jahre, als ihre Mutter starb. Sie hatte ihren Vater nie gekannt, ihre Mutter nie geliebt; sie besaß nichts auf der Erde als zwei Gräber und zwei Millionen.

Henry Whitney, der Bruder ihrer Mutter, war ihr nächster Verwandter und Vormund. Ihm hatte Frau von Strahlfeld im Testament das Mädchen übergeben und die Zinsen ihres Vermögens bestimmt, ihre Erziehung entsprechend zu vollenden. Sir Henry verstand seine Schwester. Seine Finanzen waren zerrüttet, mit der neuen Hilfsquelle richtete er sein Haus neu ein, um die reiche Erbin angemessen zu empfangen. Nun wurde Leontine in die Welt eingeführt. Sie besuchte Theater und Bälle, sie ritt und jagte, sie wettete und spielte; denn ihr Oheim und ihre Tante wußten zu gut, daß ihre Existenz das Werk Leontinens war, als daß sie dem „süßen Herzen" je etwas verweigert hätten. Das Mädchen übte sich im Wünschen, ihre Umgebung im Erfüllen; noch waren ja die Wünsche des Kindes nicht so groß, daß sie den Zauberkreis überschritten hätten, den man mit

den Zinsen von zwei Millionen umspannen kann. Noch handelte es sich ja nur darum, eine Kammerjungfer zu entfernen, weil sie ein Ballkleid nicht geschmackvoll aufgeputzt hatte, oder einem alten Lehrer den Abschied zu geben, weil er langweilig war und natürlich mit einem entsprechenden Präsent den guten Mann zu entschädigen; oder in einer Winternacht nach Erdbeeren auf das Land zu senden, weil das arme Kind ein Gelüste trug, oder im neuen Schlitten auszufahren, wenn auch die blaßen Rosen auf Leontinens Wangen vor der Kälte erstarrten. Sie weinte ja, wenn man es verweigerte, und durfte eine reiche Erbin weinen? Zwei Jahre wünschte Leontine, und die Ihrigen gewährten. Sie hatte ihr sechzehntes Jahr erreicht; ihre Formen begannen sich zu entfalten, der aufspringende Blüthenkelch berechtigte die Falter, ihn zu umschwärmen: und nun zum ersten Male wünschte ihr Oheim. Laßt sehen, ob das Mädchen gewährte.

Ein junger deutscher Baron, Karl von Rosenkranz, hatte Leontine oft gesehen. Er kannte ihr Schicksal und weit entfernt, sie zu beneiden, war er der einzige, der sie bedauerte. Er war weit reicher als Leontine; denn im schönen Thüringerwald, im väterlichen Schlosse lebten seine guten ehrwürdigen Aeltern. Aber er hatte eines Abends durch die großen blauen Augen Leontinens hinab in das verwaiste, arme Herz der reichen Erbin gesehen. Von Rührung durchschauert, hatte er das durchsichtige Antlitz betrachtet,

über das die dünnen blonden Locken sehnsüchtig herabhingen. Und plötzlich hatte er die seine Hand des Mädchens ergriffen und sie gefragt, ob er ihr ein Vater- und Mutterherz anbieten dürfte. Eine Thräne zitterte in Leontinens Auge und fiel herab auf die Camelie an ihrer Brust, auf der sie spiegelnd hängen blieb. Seitdem fühlte sich Rosenkranz berechtigt, mit den Tausenden von Freiern, die um die reiche Erbin warben, in die Schranken zu treten. Er warb bei ihrem Oheim, er verzichtete auf ihr Vermögen, so lang die Ihrigen lebten. Was Wunder, daß Sir Henry einschlug und die Verbindung wünschte. Leontine aber gab keinen Beweis ihrer Einstimmung. Sie duldete Rosenkranz ohne ihn zu bevorzugen, hie und da, gerührt von seiner Herzensgüte, ergriff sie schnell seine Hand mit aufflammender Wärme; und wenn der glückliche Baron sie festhalten und an seine Lippen drücken wollte, fühlte er sie wieder regungslos und kalt. Ueberhaupt schien ihr Geist flügelmatt, ihr Herz empfindungslos zu werden; das Feuer, das hie und da aus ihrem matten Auge zuckte, wärmte nicht, es schreckte; ihr schnelles Erröthen war mehr krankhaft als natürlich. Ueber die schönen Augen schien sich ein duftiger Schleier gelegt zu haben, die feinen Lippen erblaßten zuweilen, und sichtbar pulsirten die lichtblauen Marmoradern an ihren Schläfen. Rosenkranz zitterte für ihre Gesundheit. Man berief die ersten Aerzte Londons; alle riethen eine Luftveränderung an, den wärmeren Himmelsstrich Italiens,

oder ein stilles Thal im Herzen Deutschlands. Wie gerne hätte Rosenkranz sie in sein schönes Thüringen geflüchtet, die auserwählte Braut der Pflege seiner alten Mutter übergeben! Doch sein Zartgefühl erlaubte nicht, den Gedanken auszusprechen. Konnte er das Mädchen mit sich führen? Oder hätte eine überstürzte Heirath mit der Leidenden nicht den Anschein gemeiner Habsucht gegeben, die dem guten Baron so fremd war!

Da gab ihm ein guter Genius den rechten Gedanken ein. Er hatte im Gespräche gehört, daß eine Verwandte Leontinens in Thüringen lebte. Er erkundigte sich genauer nach ihr. Leontine kannte sie nur dem Namen nach. Es war eine Schwester ihres Vaters, die Witwe eines Arztes in Thüringen, deren bürgerlicher Name selten in dem Hause des Herrn von Strahlfeld genannt wurde; er hatte wohl hie und da geschrieben, gefragt, ob sie Geld bedürfe? — Die würdige Frau hat es immer verneint. Sie lebte mit ihrem Kinde, einer Tochter von sechzehn Jahren, in einem bescheidenen Häuschen einer kleinen Stadt im Thüringerwald; über den Obstbäumen ihres Gartens hob sich der alte Inselsberg mit seiner weißen Schlafkappe, die er höchstens im heißen August herunterzog, um sie gleich beim ersten kühlen Septembertag wieder über die Ohren zu schieben; vor ihren Fenstern zog die freundliche Ilm vorbei, in der sich an mondhellen Abenden die schöne Fee Erlinde zu

baden pflegt. Ihre Stube war einfach, fast ärmlich; die weißen Wände nur mit der Hinterlassenschaft des Vaters geschmückt: seinen Büchern, seinen Tabakspfeifen und seinem Bilde, um welches Lottchen einen Kranz von Immergrün oder von blauen Kornblumen zu schlingen pflegte. Die Doktorin Bauer war allgemein geachtet und geliebt. Der Fürst zahlte ihr eine kleine Pension, die Stadt gab ihr das Häuschen steuerfrei, und in den Winterabenden verfertigte sie mit Lottchen Putzarbeit und zierliche Stickereien, die verkauft, für die kleinen Ausgaben der Toilette sorgen mußten. Kein Lehrer hatte Lottchen unterrichtet, was sie weiß, verdankt sie ihrer Mutter. Sie lernte erst Clavierspielen, als sie kochen konnte, sie wusch erst ihre Hemden, ehe sie ihren Kragen stickte, sie konnte Schiller auswendig, ehe sie Racine las, und wenn man sie nach den neuesten Romanen Sue's oder Dumas fragt, so macht sie ein einfältiges Gesicht. Sie leiert auch nicht aus italienischen Opern, aber alle Volksweisen des Landes weiß sie frisch herunter zu singen, die lustigen recht ausgelassen, die wehmüthigen recht inniglich. Des „Doktors Lotte" kennt man weit und breit, und den möcht' ich sehen, der ihr etwas Unrechtes nachsagen kann! Wenn sie Sonntags mit der Mutter in die Kirche geht, so sieht sie Alles mit Ehrfurcht an, und wenn eine Base von Eisenach oder Meiningen fragt: „Ist das die Gutsherrin und das Fräulein?" so antwortet Jeder: „Ei bewahre! das ist die Doktorin und die Lotte."

Aber woher wissen denn die in England das Alles? Sie wissen es ja gar nicht; ich habe nur Alles so herausgesagt, weil mir das Herz so voll ist von Dir, Du liebes Kind! Ich sehe Dich vor mir mit Deinen apfelrunden Wangen, die die kastanienbraunen Zöpfe freundlich einrahmen, mit Deinen großen, hellen nußbrauen Augen und Deinem kleinen Kirschenmund mit den milchweißen Zähnen. Ich höre Dich lachen, daß einem das Herz mitlachen muß, ob man gleich nicht weiß worüber, und höre die gute Mutter schimpfen, daß Du Alles rebellisch machst.

Die in England wußten nur, daß die Witwe Bauer in Thüringen lebte und zwar nicht weit von dem Schlosse des Barons. Zum ersten Male schrieb Leontine der Tante einige Zeilen und fragte sie, ob sie ihr eine Zufluchtsstätte gewähren wollte. Die gute Frau wußte nichts von Leontinens Millionen, sie wußte nur, daß sie leidend sei, und bat sie mit feuchten Augen in warmen innigen Worten, zu kommen; sie sollte eine Mutter, eine Schwester finden. Lottchen malte ihr das kleine umfriedete Haus und die windstillen Plätzchen an der Ilm mit getreuen Farben. Der fürstliche Arzt kam oft in's Haus, obwohl er nichts darin zu thun fand, und konnte für die Pflege der Leidenden sorgen. Das Alles bestimmte Sir Henry, nicht länger zu zögern; er überschickte der Witwe eine anständige Summe, bat sie, Alles zum Empfang der Nichte vorzubereiten, ein größeres Haus zu miethen und entsprechend einzurichten, und in den

ersten Tagen des Mai's begleiteten Sir Henry und der Baron die schöne Erbin über's Meer. Einige Diener folgten; die Reise zu Land wurde langsam gemacht, damit das Fräulein nicht ermüdete, und nach wenigen Tagen war Thüringen erreicht und Leontine lag zum ersten Male in ihrem Leben an einem Herzen, das sie liebte.

II.

Ein duftiger Augustmorgen schien durch die offenen Fenster in einen kleinen, elegant möblirten Salon, und die großen Oleanderbäume auf dem Balkon fühlten schon die Kraft der Sonne; denn die rosenrothen Blüthen ließen hie und da die Köpfchen hängen. Eine mitleidige Hand ließ deßhalb schnell den leinenen Pavillon über die Altane herab, ein neugieriges Köpfchen lehnte sich über das Gitter hinunter und schaute, die Hand über die Augen gehalten, weil die Sonne blendete, hinab in die glitzernde Ilm. Jetzt fingen zwei Kanarienvögel, die im Käfig zwischen den Oleandern hingen, laut zu zwitschern an, und überschrieen sich eines das andere mit großer Wichtigkeit. Das Mädchen aus seiner Träumerei geweckt, drehte sich schnell nach dem Käfig, nahm die beiden Futtergläser von der Seite, machte ein mitleidiges Gesicht, als sie sie leer erblickte, huschte fort, kam im selben Augenblick mit frischem Wasser und glänzenden Futterkörnern zurück und fertigte die kleinen Schreier ab, die

die Schnäbel bei den Stäben des Käfigs heraussteckten. „Geduld, Gelbschopf!“ rief sie und schlug mit dem Zeigefinger den Vogel lächelnd auf den Schnabel, „Geduld! Alles hat seine Zeit, jetzt bekommst du noch dein Stückchen Zucker, aber dann halt Ruh!“

Sie heftete ein Stückchen Zucker zwischen die Stäbe, und der gehorsame Vogel schwieg. Nun bückte sie sich und las die abgefallenen Oleanderblätter auf. Ein Lüftchen schüttelte die Bäume und die rothen Blüthen fielen in ihre braunen Haare. Dabei sang sie mit lauter Stimme das Lied:

Steh nur auf, steh nur auf, lust'ger Schweizerbu',
Steh nur auf, es ist schon Zeit,
Steh nur in Gottes Namen auf,
Und treib deine Küh' all' auf die Alm hinauf —
Steh nur —

„Aber Lotte, Du wirst Leontinen aufwecken mit Deinem ausgelassenen Singen!“ rief eine ältliche Frau, die durch die Balkonthüre heraustrat. Das magere Gesicht umschloß eine einfache Haube mit weißen Bändern, über die breite, schwarzseidene Schürze hing ein Schlüsselbund.

„Grüß dich Gott, Mütterchen! Gut geschlafen?“ rief Lotte und sprang der Mutter entgegen, um ihr die Hand zu küssen.

„Geh! ich muß Dich tadeln, daß Du nicht vorsichtiger bist. Wenn Du die Arme um ihren Morgenschlaf bringst, ist sie verstimmt und gereizt.“

„Aber, Mütterchen, ich habe ja nichts gethan!“

„Getrillert hast Du, das ganze Haus zu wecken."

„Verzeih' mir's, Mutter, ich kann nichts dafür, es war mir grad so zum Singen."

„Weil Dir zu wohl ist" —

„Mir ist auch wohl, Mütterchen. Schau, in der Früh, wenn Leontine noch schläft, da bin ich immer am glücklichsten. Da bild' ich mir ein, es wären noch die alten Zeiten, wo wir im kleinen Häuschen drunten wohnten, ach, da war's so heimlich!"

„Aber nicht so schön wie hier."

„Ja, Mutter, schöner ist's wohl hier, aber man traut sich nicht recht. Ich meine, ich dürfte mich nicht auf die sammtnen Sessel setzen, es ist wie etwas Lebendiges darin. Und dann gehört's ja auch nicht uns; wir haben es nur wegen Leontinens genommen. Ach, Mutter, wo sind unsere alten fröhlichen Zeiten hin, wo wir Abends beisammen saßen und strickten und stickten; die kleine Oellampe gab Licht genug, und ich durfte lachen und singen und Keiner bekam Kopfweh davon. Ach, Mutter, wann werden wir wieder arm werden!"

Eine Thräne stand in Lottchens Auge; sie nahm das Ende der weißen Schürze und wischte sie heraus. Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Wie Du nur diese kleinen Entbehrungen erwähnen kannst," sagte sie. „Sind wir nicht reichlich entschädigt und belohnt! Wir sehen Leontinen wieder gesund und blühend. Das theure Kind ist durch Gottes Güte erhalten worden und bedarf seit zwei

Monaten keines Arztes mehr; ihr Oheim ist glücklich, Rosenkranz verklärt."

Lottchen erröthete plötzlich. Sie trat an den Balkon und ließ die Oleanderblätter, die sie noch in der Hand hielt, langsam hinabflattern. Die Doktorin trat heran und legte ihre magere Hand lächelnd auf Lottchens Schulter. „Danke Gott, mein Kind," sagte sie mit sanfter Stimme, „daß es Dir ein Opfer däucht, dein Kämmerchen mit einem Salon zu vertauschen, und daß dein vermißtes Morgen- und Abendlied Deine größte Entbehrung ist. Nicht alle Mädchen sind so glücklich wie Du!"

„Nicht alle Mädchen haben auch so eine Mutter!" — rief Lottchen mit Innigkeit und fiel der Mutter um den Hals.

„Jetzt aber geh, Kind, und richte den Thee!"

„Den garstigen, faden Thee! Ach unser guter Kaffee!"

„Leontine ist den Thee gewohnt" —

„Ja, ja, Mütterchen! in Gottes Namen. Aber eines weiß ich, wenn ich einmal was zu sorgen habe, kommt mir kein Tropfen Thee in's Haus, und wenn ich einmal" —

Sie stockte, und durch eine seltsame Ideencombination wandte sie sich rasch zur Mutter und fragte: „Wann heirathet denn Leontine?"

„Ich weiß es nicht, mein Kind, und vermeide das Thema. Es wäre nicht delicat, auf die Zeit zu drängen, die sie aus unserm Hause entfernt, und dann

siehst Du denn nicht, daß sie keine rechte Neigung für Rosenkranz hat?"

Lotte seufzte, die Doktorin fuhr fort:

„In seiner Nähe wird sie schweigsam, wenn sie kurz vorher freundlich, liebreich, ausgelassen war. Einige Male beschwor sie mich schon, sie zu verleugnen, wenn er kam. Es schmerzt mich tief. Und der gute Baron scheint es wohl zu fühlen. Seit einiger Zeit scheint er mir traurig, er kommt selten und redet nicht mehr von dem Ehebündniß, weil er zu zartfühlend ist, um" —

„Ja, das ist er!" unterbrach Lottchen. „Er ist ein lieber, guter, treuer Mensch, ein Mensch, der keiner Blume weh thun kann, der das beste Herz auf der ganzen Welt hat. Neulich hat er mir erst im Garten zwei Stunden lang die Beete aussäten geholfen, und da hat er sein ganzes Herz ausgeschüttet. Er hat sich über Leontinen beklagt, daß sie ihn oft kränkt und betrübt; er hat sie so lieb, und ich weiß, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich" —

„Nun, Lottchen?"

„Ich gehe und richte den Thee, Mama!"

Sie huschte fort und verschwand. Die Doktorin sah ihr gedankenvoll nach. Heute zum ersten Male war ihr das Kind verändert vorgekommen, ein wehmüthiger Zug schien um den frischen Mund zu liegen und eine Thräne in der langen Wimper zu funkeln. Das Mutterherz verlor sich in sorgendem Nachdenken. Da aber tönte von draußen Lottchens helle Stimme:

Wie sind die Blumen doch so hold,
Und just als wie der Himmel blau.
Mir ist, bei Gott, wenn ich sie seh',
Als ob ich Dir in's Auge schau!

Wenn im Westen die freundliche Sonne untergeht, so erscheint dafür im Osten der schmachtende Mond. So war Lottchen kaum verschwunden, als durch die große Flügelthür des Salons Leontine eintrat. Die schlanke zarte Gestalt umschloß ein weißes Kleid von feiner Gaze; die blonden Haare hingen in einer einzigen Locke von jeder Seite der Stirn bis zum Gürtel herab, ein Strauß Reseda duftete an ihrer Brust. Leontine war schön. Ihre Wangen trugen wieder den frischen Schmelz der Gesundheit, ihre Augen glänzten wie ein wolkenloser blauer Himmel. Die Doktorin eilte ihr entgegen und umarmte sie zärtlich. Plötzlich aber legte sie die Hand auf Leontinen's Herz.

„Mein Kind, Dein Herz klopft wieder heftig, bist Du unwohl?"

„Ach gute Tante," antwortete Leontine zögernd, „ich habe mich geärgert, aber nur durch meine Schuld, und nun kränke ich mich über meine unselige Heftigkeit. Fanni hat mir das Kleid schief zugehakt, das verdroß mich, und — o gute Tante, verabscheuen Sie mich nicht; ich stieß sie fort, heftig fort!" Leontine bedeckte ihr Gesicht mit dem weißen Spitzentuche und fuhr mit bebender Stimme fort: „Fanni weinte. Ich fühlte mein Vergehen, ich zog die goldene Nadel

aus dem Haar und reichte sie ihr hin; ach Tante! das arme Mädchen war edler als ich, sie schlug sie aus. Sie ging fort, sie ließ mich allein mit dem zerknirschenden Bewußtsein, daß sie mich verachtet und daß ich ihre Verachtung verdient habe!"

Krampfhafte Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mein Kind!" rief die Tante begütigend, „Du warst aufgeregt; aber Du erkennst Deinen Fehler" —

„Ich erkenne meine Fehler, und kann sie nicht bemeistern! Ach, gute Tante, suchen Sie mich nicht zu entschuldigen, in dem Augenblick, in dem Sie mich verdammen! Ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, ich fühle meine Krankheit und kann sie nicht bekämpfen, ich weiß, daß sie incurabel ist."

„Mein Kind," erwiederte die Doktorin mit fester Stimme, „jetzt begehst Du ein Unrecht. Siehst Du wirklich Deine Fehler ein, warum hängst Du ihnen nach mit dieser trägen Resignation? Es ist leicht, sich für incurabel zu erklären; ein ehrlicher Arzt erschöpft erst alle Mittel zur Heilung."

„Wollen Sie mein Arzt sein, Tante?"

„Wenn Du mir vertrauen und folgen willst?"

„Und haben Sie mich noch nicht aufgegeben?"

„Im Gegentheil, ich halte Dich gar nicht für gefährlich!"

Und mit diesen Worten zog die Doktorin das schöne Mädchen an ihre Brust. Leontinens Augen floßen von sanften Thränen über. „Ach, geliebte Tante!" rief sie aus, „wenn Sie Recht hätten! Wenn

Sie mich heilen, glücklich, harmlos machen könnten, wie Ihr Lottchen! O, versprechen Sie mir es und geben Sie mir die Freude am Leben wieder."

In diesem Augenblicke ertönte Lottchens Stimme: „der Thee! der Thee!" und sie trat durch die geöffnete Thür und setzte das Service gravitätisch auf den Tisch. Leontine eilte ihr entgegen und die beiden Mädchen umschlossen sich zum Morgengruß wie die Monatrose und die Nelke, die zu einem Sträußchen zusammengebunden sind.

„Heute gehen wir nach Buchfarth hinab, nicht wahr, Mutter?" fragte Lotte unter dem Frühstück

„Ja, mein Kind, so haben wir's wenigstens mit dem Baron letzten Donnerstag verabredet."

„Nach Buchfarth? Gott bewahre!" rief Leontine.

„Aber Leontine!" — —

„Aber, liebe Tante, ich gehe nicht dahin, ich kann den Weg nicht leiden."

„So wird der Baron uns einen andern führen. O, er weiß schöne Wege, der Baron!" sagte Lotte.

„Ich gehe heute nicht aus," erwiederte Leontine, „nirgends, nirgends hin!"

„Aber liebe Leontine," sagte Lottchen bittend, „Du wirst den guten Baron wieder kränken" —

„Ich kann nicht gehen, ich bin nicht wohl, ich" —

„Bin ich denn nicht Dein Arzt?" sagte die Tante lächelnd.

„Ja, aber Sie dürfen nichts verlangen, was mir unmöglich ist."

„Unmöglich? Und warum unmöglich, der gute Rosenkranz, der seit acht Tagen nicht hier war, freut sich darauf.“ —

„Und mir bangt davor, und mir graut davor, ich kann nicht daran denken, ich will nicht — o Gott, mein Kopf schmerzt mich, wie Sie mich quälen, Tante!“

Sie schob die Theetasse hastig fort und lehnte sich erschöpft in die Ecke des Sophas.

Die Doktorin schüttelte den Kopf und schwieg.

„Mütterchen, noch eine Tasse Thee?“ fragte Lottchen, und reichte zierlich die Schale der Mutter, die sie lächelnd empfing; Lottchen hielt ihre Hand und drückte einen Kuß auf ihre Finger. Leontine sah auf das harmlose klare Gesicht, das sich in dem zärtlichen Lächeln der Mutter spiegelte. Sie stand rasch auf und trat in's Fenster. Die Doktorin eilte ihr nach. „Was hast Du, mein Kind!“ fragte sie theilnehmend.

Leontine wandte das Haupt, eine Thräne zitterte in ihrer Wimper. „O, gehen Sie,“ rief sie aus, „und umarmen Sie das Kind, das Sie erfreut, warum suchen Sie dasjenige auf, das Sie bekümmert? Ich verdiene keine Liebe, darum liebt mich auch Niemand.“

„Mein Kind!“

„Sie nennen mich Ihr Kind? liebe Tante! Ach, warum bin ich gerade Ihr ungerathenes!“

„Leontine!“

„Aber ich kann nicht anders," fuhr Leontine heftig fort, „kann mich nicht zwingen, diesen Baron zu lieben; ich kann nicht mein Herz öffnen, wenn es sich zusammenzieht, ohne es gewaltsam zu zerreißen. D'rum, wenn Sie mich lieben, Tante, zwingen Sie mich nicht!"

„Aber mein Kind! Zwinge ich Dich denn? Hast Du nicht selbst ihn gewählt?

„Gewählt? Ich weiß es nicht. Weil ich ihn duldete, hat er deßhalb das Recht mich zu besitzen? Habe ich ihn geliebt? Nein, meine Tante, ich habe Niemanden geliebt, ich kann nicht lieben! Mein Herz hat kein Organ für die Liebe, ich liebe Niemanden auf dieser Welt. Und das ist es, was mich quält, was mich peinigt, ich fühle mein Herz kraftlos, verdorrt; ich bin eine glänzende Eierschale, aber sie ist hohl, ich bin eine bunte Blüthe, aber sie ist taub. Ein böser Dämon hat die Saiten in meiner Brust zerrissen und das verstimmte Instrument wartet darauf, daß eine mildthätige Hand es vernichtet."

„Um Gottes Willen," rief die Doktorin, „Kind! welche Sünde sprichst Du!"

„Liebe Schwester!" rief Lottchen und schlang ihren Arm um den Hals der Weinenden.

Ein Wagen rollte plötzlich und hielt am Hause.

„Das ist das Cabriolet des Barons," rief Lotte, „ich kenne den Schecken am Trab!"

„Der Baron!“ stammelte Leontine, und machte einen Schritt gegen ihr Zimmer. Die Tante vertrat ihr den Weg.

„Er ist's,“ rief Lotte vom Balkon, „und ein fremder Herr ist mit ihm, Mutter, ein großer Mann in Uniform, aber nicht in sächsischer, er hat einen Husarenrock und einen prächtigen Säbel.“

„Tante, Tante!“ rief Leontine zu gleicher Zeit, „lassen Sie mich, ich beschwöre Sie!“

„Wie kann ich das, mein Kind, soll ich Dich vor Deinem Bräutigam verläugnen?“

„Grüß Gott, liebe Lotte!“ rief eine Stimme von unten.

„Guten Morgen, Baron Karl,“ antwortete Lotte auf dem Balkon.

„Alles wohl? Die Mama? Leontine?“

Die Doktorin zog Leontinen auf den Balkon; sie grüßte mit stummer Neigung des blonden Köpfchens.

„Herzlich guten Morgen!“ rief Rosenkranz aus dem Wagen springend und die Zügel seinem Diener rasch zuwerfend; der Säbel seines Begleiters klirrte schon auf der Hausflur.

Sie traten in das Zimmer zurück.

„Aber Lotte!“ sagte die Doktorin im Tone des Vorwurfs, „Du mußt Dich auch stets in die Sonne stellen. Wie Du glühst!“

Lottchen schüttelte die braunen Zöpfe zurück.

„Geh'“, flüsterte sie Leontinen in's Ohr, „sei freundlich mit ihm, er hat Dich ja so gern.“

Karl von Rosenkranz trug sein Herz in seinen Augen; sie schauten offen und treu in die Welt hinaus. Schlichtes, blondes Haar legte sich über seine nicht hohe Stirn, ein blondes Bärtchen umzog den gutmüthigen Mund, und sein Gesicht trug die unverdorbene Frische der Jugend. Ein grüner Jagdrock hob heute noch mehr das rosige Kolorit hervor, und wenn die weiße Stirn nicht verbrannt war, so verdankt sie das dem grauen Filzhut, der mit breiten Krämpen vorsichtig das blühende Gesicht überschattet.

„Guten Morgen, liebe, liebste Tante!" rief er lächelnd und schüttelte die beiden Hände der Doktorin, die sich freundlich verneigte; „heut hab' ich mir vorgenommen, lustig und glücklich zu sein, heute, Tante, müssen Sie mit mir schwärmen. Da sehen Sie nur, mein Jugendfreund ist da, mein alter Schulkamerad, der mich alle nichtsnutzigen Streiche gelehrt hat. Schauen Sie nun, er kann kaum zur Thüre herein, also komm, laß Dich vorstellen; Edmund Wagner, kaiserlich-königlicher Lieutenant!"

Der so Signalisirte verbeugte sich anständig und fügte lächelnd hinzu: „Im Husarenregiment Fürst Reuß! damit Sie meinen ganzen Titel wissen, gnädige Frau."

„Der einzige Titel, dessen Sie bedürfen," erwiederte die Doktorin, „ist der eines Freundes von unserm Baron! Sie sind uns herzlich willkommen!"

Mit diesen Worten deutete die Doktorin auf das Sopha; der Lieutenant betrachtet die beiden Mädchen. Leontine stand am Fenster und sah gleichgiltig hinaus, Lottchen starrte sprachlos auf die prächtige Uniform.

„Alle Wetter!“ rief Rosenkranz, „über den Stolz auf den Jungen vergesse ich ganz meine Leontine.“ Er eilte zum Fenster hin und ergriff Leontinens Hand. „Edmund!“ rief er, „Leontine von Strahlfeld, meine liebenswürdige Braut!“ — — Leontine zog rasch ihre Hand aus der des Barons, biß die feinen Lippen zusammen und verneigte sich leicht gegen den Lieutenant. „Und hier,“ fuhr Rosenkranz fort, „Fräulein Lottchen, meine Cousine, ein kleiner Schelm, ein großer Wildfang. Nun, Lotte, wo starren wir denn hin?“

Lotte verneigte sich und erröthete.

Der Lieutenant sah Leontinen mit durchdringendem Auge an.

„Sie kommen von Wien?“ fragte die Mutter.

„Ja wohl, meine Gnädige,“ antwortete Edmund, den Czako mit dem glänzenden Reiherbusch neben sich hinsetzend, die Augen noch immer auf Leontinens Züge geheftet. Dann wandte er sich gegen die Doktorin und fuhr fort: „Mein Vater wollte mich sehen, und da unser Feldzug so gut als beendet ist“ —

„Er hat in Italien scharf eingehauen, Tante,“ warf Rosenkranz ein.

„Es war Zeit, daß wir einmal etwas zu thun bekamen," sagte lächelnd der Husar, „wir waren schon herzlich faul. Nun schmeckt uns die Ruhe eines Augenblicks; dann gehe ich zum Regiment zurück. Ich glaube, wir bekommen noch genug zu thun, wir müssen noch manchen Kopf spalten."

„Mein Gott!" rief Lotte, „wie grausam Sie reden, es ist gar nicht schön, daß Sie so in die armen Menschen hineinhauen."

„Aber Lottchen!" rief die Mutter verweisend.

„Lassen Sie mich doch bekehren, gnädige Frau!"

„Ich bitte Sie," entgegnete die Doktorin, die dem Gespräch eine andere Wendung zu geben suchte, „nennen Sie mich nicht gnädige Frau. Uns schlichte Bürger verletzt diese sonderbare Phrase."

„Ach, Bravo!" rief Edmund, „gewöhnen Sie mir diese Wiener Mode ab. Hoffentlich werden diese alten Phrasen mit dem alten System von der Welt verschwinden. Aber wie nenne ich Sie denn? Madame Bauer? Das klingt mir zu französisch; also wie mein Freund Sie nennt: Tante Bauer! Wenn Sie erlauben."

„Von Herzen gern!" entgegnete die Doktorin und reichte ihm die Hand.

„Sie wissen gar nicht," fuhr Edmund fort, die dargereichte Hand mit Wärme drückend, „wie wohl es thut, die Barrieren der Phrasen zwischen uns und lieben Leuten fallen zu sehen. Nun kann ungehindert das Herz zum Herzen fliegen. Sehen Sie,

ich bin ein Müllerssohn, drunten an der Ilm, einige Stunden von hier, steht meine väterliche Stammburg, die Mühle." —

„In der wir oft saure Milch trinken," warf Lotte ein.

„Ganz dieselbe, mein Fräulein. Der edle Baron Rosenkranz, Karls Vater, hat mich studiren lassen. Als ich aber einmal im Uebermuth einem Schwadroneur eine Terz über das Gesicht schlug, jagten sie mich fort und ich ging zum Militär, in's Oesterreichische. Ich hätte mein Lebtag Wachtmeister bleiben können, aber der liebe Gott muß es gut mit mir gemeint haben, denn gleich beim ersten Scharmützel in Südtirol fing mein Säbel einen Sensenhieb auf, der nach dem greisen Kopf unseres edlen Generals gerichtet war. Dieser Rock war mein Lohn, und ich habe eine solche Freude daran, daß es mich, aufrichtig gesagt, hergezogen hat, um mich in meinem ganzen Staat zeigen zu können. Dann geht's wieder zurück in die Fremde!"

„Die Ihnen immer noch fremd ist?" fragte die Doktorin.

„Immer noch!" antwortete Wagner. „Aber eines lernt man fern von der Heimath, man fühlt die Herzen heraus, denen man vertrauen darf. Das weiß ich schon auf den ersten Blick, ob ich mich geben darf, wie ich bin. Bei Ihnen darf ich es. Als ich Sie sah und Ihre Tochter, und Alles verglich, was Karl mir von Ihnen allen erzählt hatte, glau-

ben Sie mir, ich fühlte mich wie unter alten Bekannten."

„Ein guter Mensch!" dachte Lotte. „Wenn er nur keine Köpfe abschlüge!" Sie wandte sich gegen das Fenster. Dort stand Leontine und blickte in die glitzernde Ilm hinab; nur zuweilen warf sie einen flüchtigen Blick auf Edmund, wenn ein Ton seiner wohlklingenden Metallstimme sie traf. Rosenkranz stand an ihrer Seite und sah sie betrübt an.

Als Lottchen näher trat, hörte sie ihn sagen: „Ich hatte mir vorgenommen, heute glücklich zu sein, warum zerstören Sie meinen Plan?" Leontine schwieg.

„Sagen Sie mir, Leontine, was haben Sie gegen mich?"

„Nichts, nichts!"

„Sie schauen mich nicht an, Sie reden kein Wort. Sind Sie leidend?"

„Ihr ewiges Fragen macht mich krank."

„So will ich schweigen; aber wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe." —

„Um Gotteswillen, die alte Romanphrase! Sie langweilen mich mit Vorsatz."

„Nehmen Sie Ihren Shawl, Leontine, wir führen Edmund spazieren."

„Ich habe Kopfschmerz; gehen Sie, führen Sie Ihren Edmund spazieren!"

„Aber, liebe Leontine" —

„Aber" — und Thränen traten in ihre Augen — „was haben Sie denn davon, mich immer und immer

zu quälen; haben Sie Mitleid mit mir! lassen Sie mich!"

Rosenkranz erblaßte und warf einen Blick tiefen Vorwurfs auf das erröthende Gesicht seiner Braut. Als er aber die Thräne aus ihrem Auge gleiten sah, erfaßte er ihre feine Hand und zog sie an die Lippen. „Verzeihen Sie mir!" rief er aus, „geliebte Leontine! und sagen Sie mir, daß Sie mir nicht zürnen."

Leontine wandte sich rasch gegen ihr Zimmer.

„Komm, mein Kind," rief die Doktorin aufstehend, „nimm Deinen Shawl, wir gehen zur Mühle hinab!"

„Ich gehe nicht, Tante."

Der Lieutenant fixirte das schöne eigensinnige Kind. „So lassen Sie Ihren Bräutigam allein?" fragte er mit seiner tiefen klangvollen Stimme.

Leontine schlug die Augen nieder, als ihr Blick dem seinigen begegnete.

Karl trat zu ihr und blickte sie bittend an.

„Komm, Leontine!" rief Lottchen; „der Herr Lieutenant von Fürst Reuß erzählt uns unterwegs den italienischen Feldzug."

„Leontine!" rief Rosenkranz mit gefalteten Händen.

Leontine ergriff rasch die Thür und machte eine leichte Verbeugung. „Ich bin leidend," sagte sie und verschwand. —

„Alle Wetter! Karl! was ist das für ein Brautstand!“ rief der Lieutenant lachend aus. Rosenkranz kehrte sich um und unterdrückte mühsam seine Thränen.

„Armer Baron!“ lispelte Lotte.

„Ich bitte Sie, lieber Herr Lieutenant,“ nahm die Doktorin das Wort, „beurtheilen Sie das Kind nicht zu rasch. Legen Sie auf diese kleinen Schwächen nicht zu hohen Werth. Ihr Herz ist das edelste auf Erden, eine unverdorbene Blüthe, aber leider vom Unkraut verfehlter Erziehung überwuchert. An Wünschen und Gebieten gewöhnt, hat es nicht gelernt zu opfern und zu entsagen. Aber in diesem Augenblick bereut sie sicher schon ihre Härte, und Sie werden sehen, in wenigen Minuten kommt sie in ihrem Shawl dahergehüpft und überhäuft den Baron mit Zärtlichkeiten.“

„Nein, nein, Tante Bauer, es ist nicht so,“ klagte Rosenkranz. „Sie hat mich nicht mehr lieb, sie hat mich nie lieb gehabt. So lang sie krank war, verzieh ich ihr Alles, aber jetzt ist sie gesund und heute komm' ich mit meinem besten Freund, da mit meinem Edmund, dem ich vorrennomirt habe von ihrer Liebe und Freundlichkeit, und sie geht so mit mir um! Das geht in's Herz!“

„Lieber Baron,“ schluchzte Lotte, „grämen Sie sich nicht, Sie kennen sie ja.“

„Aber alle Teufel!“ rief Edmund, „es ist Deine eigene Schuld! Warum ziehst Du sie nicht besser?

Du weißt das Mädchen nicht zu behandeln. Wie ich sie beurtheile" —

„Nicht voreilig!" rief die Tante, „Sie kennen sie nicht."

„Ich kenne sie hinlänglich, verehrte Tante. Wenn sie auch morgen heiter und liebevoll wäre, ich verzeihe ihr ihre heutige Laune nicht. Es liegt etwas Verletzendes für mich, etwas Beleidigendes für Karl in dieser aristokratischen Gleichgültigkeit. Je gebildeter sie ist, je unverzeihlicher! Ei, da hätte er ja eine Hölle auf Erden, und wenn sie zehnmal ein Engel an Schönheit ist. Nein, Freund Karl, so verlasse ich Euch zwei nicht. Ich muß das Fräulein sprechen und Euch entweder von Grund auf versöhnen oder" —

„Nur nicht zu rasch, lieber Wagner!" bat die Mutter.

Karl stand noch immer schweigend da.

„Baron Karl!" flüsterte Lotte.

„Was wollen Sie, liebe Cousine?"

„Seien Sie nicht traurig, mir ist ein Mittel eingefallen" —

„Und das wäre?" liebe Lotte.

„Ich will mit Leontinen reden, gegen mich ist sie offen und freundlich, ich will ihr vorstellen, wie lieb Sie sie haben. In allem Ernst, Baron, ich will ihr recht in's Herz reden, sie soll Sie wieder lieben. Wollen Sie, Baron, so will ich Ihre Brautwerberin sein."

„Nein, zuvor versuche ich es Dein Brautwerber zu sein,“ fügte der Lieutenant hinzu.

„Ich aber, meine Herren,“ sagte die Mutter, „ich werde dafür sorgen, daß Leontine uns jetzt begleite. Wir gehen zur Mühle hinab, und ich überlasse es Ihnen, Herr Lieutenant, für Ihren Freund zu plaidiren und das trotzige Köpfchen ein wenig zurechtzusetzen. Ich sorge für ein ländliches Mahl, einstweilen wird meine kleine Plaudertasche Lotte mit dem Baron discouriren und mit Gottes Hilfe finden wir bei Tische ein heiteres versöhntes Paar.“

Die gute Tante eilte in Leontinens Zimmer. Lotte holte den runden Strohhut und den Arbeitskorb mit dem Strickzeug.

Der Husar strich sich den Schnurbart, ergriff Karl bei den Schultern und schüttelte ihn derb. „Wart' nur!“ rief er lachend, „Du kennst meine Künste nicht, wenn Du nicht heute Abend der glücklichste Bräutigam auf Erden bist, will ich in meinem Leben das Porte-epée nicht mehr tragen.“

Rosenkranz schüttelte ungläubig den Kopf.

III.

Es gibt nicht leicht ein freundlicheres Bild als die Mühle von Ilmenau. Das rothe Dach blickt wie eine Moosrosenknospe aus den Bäumen hervor. Rückwärts lugt eine hohe Bergspitze heraus. Kommt

man näher, so sieht man die runden Fensterscheiben glitzern und der kleine lustige Bach stürzt sich holderdipolder über die doppelten Räder. Gleich hinter der Mühle bildet er einen kleinen See, in dem Enten und junge Gänse munter herumplätschern. Die Wiese, die daran stößt, ist gar heimlich. Das Gras hat ein eigenes frisches Grün, aus dem die gelben Blumen wie tausend Sterne hervorblinken. Tische und Bänke stehen näher am Gebüsch, das kleine Laubdächer darüber wölbt. Drin sieht man nichts von der ganzen Welt, als ein Stückchen Grün zu Füßen und ein Stückchen Blau in der Höh; drin hört man nichts von dem Treiben der Erde, als das Klappern des Rades und das Plätschern des Baches. Während nun in der Küche der Mühle eine bekannte Dame herumwirthschaftet, Fische brät und Krebse siedet, scheint die Sonne durch das zitternde Blätterdach auf zwei Paar Leute, die darunter sitzen. Sie werden recht angelegentlich mit einander, und die Schmetterlinge und Käfer summen herum und wollen zuhören. Ein junger Mann in einem lichtblauen Waffenrock, der mit grauem Pelz verbrämt und mit goldenen Schnüren gestickt ist, stützt die nervige Rechte auf seinen prächtigen Säbel. Die schlanken Beine umschließt ein lichtblaues enganliegendes Beinkleid mit goldener Borte. Schwarze Lockenhaare flattern ungekünstelt um die hohe Stirn, ein schwarzes Bärtchen überschattet die feinen Lippen. Mit gesenktem Blick sitzt ihm gegenüber ein elfenartiges Mädchen im weißen

Kleid; ein lichtes, rosenrothes Tuch flattert um ihre Schultern.

„Ich glaube Ihnen," sprach das Mädchen mit einem Seufzer, „er liebt mich, aber es ist ein Unglück, daß er mich liebt."

„Ein Unglück nennen Sie es? Leontine; würden Sie glücklich sein, wenn es nicht so wäre?"

Leontine schwieg einen Augenblick. „Fast möchte ich Ja sagen," antwortete sie. „Hören Sie mich an," fuhr sie mit sanfter Stimme fort, „Sie haben mich heute gereizt, ja ich fühle es, unartig gesehen; ich bin Ihnen Genugthuung schuldig, nehmen Sie dafür ein offenes Geständniß. Ich ehre, ich achte Ihren Freund, aber ich liebe ihn nicht, ich kann nicht lieben und will nicht heucheln, und mache mir den stillen Vorwurf, ein Unrecht zu thun, wenn ich erlaube, daß man mich liebt. Ich bin zu arm, Liebe zurückzuzahlen, darum schmerzt es mich, wenn ich sie empfange."

„Ach, Possen, liebes Fräulein! das glaube ich Ihnen nicht. Kein Mädchen in Ihrem Alter will ungeliebt sein, es gibt kein achtzehnjähriges Frauenherz auf der ganzen Erde, das nicht vor Freuden hüpft, wenn es ein Männerherz verrückt macht."

„Also beurtheilen Sie mich wie die andern Alle?" fragte Leontine, und warf das Köpfchen mit feiner Koketterie in die Höhe.

„Warum nicht?“ antwortete der Lieutenant und sah sie mit seinen schwarzen Augen durchdringend an. Leontine schlug die ihrigen nieder.

„Warum sollten Sie anders sein?“ fuhr Edmund fort. „Sollten diese Augen umsonst so spiegelhell sein, und sich nicht freuen, wenn ein verwandtes Bild darin widerglänze? Warum locken Sie diese blonden Haare so sorgsam und verhüllen das eiserne Herz in so reizende Gazefalten? Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind ein Mädchen wie alle Andern, nur sind nicht Alle so liebenswürdig.“

„O pfui, Sie fallen in den Ton gewöhnlicher Schmeichelei.“

„Nein, keineswegs. Sie selbst wissen es, daß Sie begehrenswerth sind, und sollten Sie wirklich wünschen, unbegehrt zu sein?“

„Ich glaube: Ja,“ antwortete das schöne Mädchen, und legte die Hand auf's Herz.

„Leontine!“ rief Edmund mit sanfter Stimme, „wissen Sie auch, was Sie sagen? Sie sind jetzt eine halberblühte weiße Rose. Pflückt sie nicht, sagen Sie. Es ist mehr Triumph Aller Augen zu weiden, als von einem Einzigen gepflückt, zu verwelken. Aber da haben wir's, mein Fräulein! verwelken. Der Einzige drückt Sie an die Brust und küßt die Blätter, wenn sie bleichen und zerfallen; die Allen gehört, gehört Niemanden. An einem schönen Morgen geht der Wind darüber hin, sie zerfällt entblättert, einsam, unbetrauert. Das ist das Bild einer alten

Jungfer. Mag Poesie in dem Bild liegen, und das Wort, das die deutsche Sprache dafür erfand, zu derb sein — die deutsche Sprache hat Recht, Leontine, es ist ein warnendes Wort!"

„Und Sie glauben, daß dies mein Schicksal sein könnte?"

„Ganz gewiß! da Sie kein anderes wollen; Sie werden es Jedem machen, wie dem Baron, und werden bei jedem Andern eher Grund für Ihre Laune finden; Karl verdient am wenigsten Ihre Härte, Ihre Kälte, Karl verdient Ihre Dankbarkeit. Er hat Sie, verzeihen Sie meine Offenheit, erwählt, als Sie, ein armes, verlassenes Wesen, in den Händen lieblo= ser Verwandten verzogen, verdorben waren. Er hat Sie geliebt, als die Krankheit ihr warnendes Zeichen auf Ihre Wangen gemalt hat, er hat mit sanfter Hand das böse Zeichen hinweggestrichen, hat Sie liebenden Verwandten, hat Sie dem neuen Leben wiedergegeben, hat wie eine Mutter am Bette des kranken Kindes Ihre Launen ertragen und mit Ih= ren Leiden entschuldigt, und nun, nachdem Sie die Leiden verloren, wollten Sie die Launen behalten? Leontine, verzeihen Sie meine Offenheit, Sie sind undankbar gegen Karl. Was bieten Sie ihm denn? Namen? der Name Rosenkranz ist älter als der Ihre, und wäre es auch nicht, ein gesundes Bürgerherz ist ihm mehr werth, als ein krankhaftes adeliges. Geld? Rosenkranz bedarf keinen Reichthum, er hat auf den Ihrigen verzichtet. Und nun wollen Sie ihm auch

keine Freundschaft, keine Theilnahme bieten? Mein Fräulein, da macht mein Freund ein schlechtes Geschäft, und ich bin selbst dafür, daß er zurücktritt."

Todtenblässe hatte Leontinens Züge bedeckt; ihr Herz schlug sichtbar. Als nun Wagner aufstand und sich zum Gehen wandte, hielt Leontine ihn fest bei der Hand. Große Thränen standen in ihren Augen.

„Bleiben Sie, um Gotteswillen! bleiben Sie," rief sie bittend aus. „Sie sind mein Freund, mein einziger Freund, denn Ihr erstes Wort an mich war ein Wort der Offenheit und Wahrheit. Aber gehen Sie nicht, nachdem Sie mich gedemüthigt, zermalmt haben. Ich sehe es ein, ich bin undankbar, herzlos, verächtlich. Aber nennen Sie es keinen Fehler, nennen Sie es ein Unglück, eine Krankheit; Sie haben sie erkannt, nennen Sie mir auch das Heilmittel."

„Krank? Unglücklich?" rief Edmund befremdet, „was fällt Ihnen ein. Sie sind das glücklichste Geschöpf auf der Erde, Sie sind nur so unglücklich, es nicht einzusehen, und das einzige Heilmittel für Sie ist: Sehen Sie es ein! Haben Sie das Recht sich unglücklich zu nennen? Hat der Reiche, der Gebildete, der Hochgestellte das Recht, das Glück anzuklagen? Was bleibt dann für den Armen, Ungebildeten, aller Vorrechte Beraubten noch übrig. Da sehen Sie hinüber, liebe Leontine, ein Holzhauer wohnt dort im Wald. Seine Frau gebiert ihm Kinder, die auch die Kinder Gottes sind wie Sie! aber sie legt sie in's feuchte Stroh hin und verstopft dem weinen-

den Säugling den Mund, weil sie in den Wald hinaus muß, um für die andern Kinder zu arbeiten. Die Kinder wachsen heran, und wie durch die mit altem Papier verkleisterten Scheiben kein Sonnenstrahl hereinfällt, der ihre Wangen röthet, so frischt kein Strahl der Bildung das verkrüppelte Herz, in dem vielleicht edlere Keime liegen als in dem unsrigen. Sie werden größer. Die Hand, die rauh und schwielig ist, kommt nie in die Verlegenheit sich zurückzuziehen, wie Ihre feine, wenn eine andere um sie anhält. Und doch ist die Liebe ja auch das Erbtheil der Armen! Aber diese Leute schleppen sich mühsam von ihrem Strohlager an die heiße Arbeit, um als einzigen Lohn auf dem Strohlager wieder auszuruhen. Leontine! haben Sie noch den Muth zu sagen, daß Sie unglücklich sind?"

„Edmund, Edmund!" rief Leontine und ihre Wangen glühten, „führen Sie mich zu jenen Leuten, Gott sei Dank, ich bin reich, ich bin glücklich, lehren Sie mich, Andere glücklich machen. Sie haben Recht, ich bin undankbar gegen das Schicksal; welche Fülle von Glück erschließt sich jetzt meinem Herzen, kommen Sie, führen Sie mich hin, ich will ihre Thränen trocknen."

Edmund blickte gerührt in Leontinens feuchte Augen.

„O Sie sind viel glücklicher noch als Sie glauben," fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff. „Reichthum ist die kleinste Quelle Ihres Glückes. Sie

haben Geist, Leontine. Es gibt feinere höhere Freuden des Lebens, die dem Ungebildeten unsichtbar, unfühlbar sind. So wie der Künstler Farben und Formen sieht, die für den Laien nicht existiren, so hat der Bevorzugte Organe, die der Masse fehlen. Sie können die höhere Schönheit des Lebens genießen, während die alltägliche Menschheit an der niedern Scholle klebt. Sie können einem Gemahl das Leben zu einem Eden gestalten, wenn Sie wollen. Sie sind empfänglich für Poesie, für Musik; Ihre eigene Hand malt mit Geschick und Ihr feines Auge urtheilt mit Takt. Fühlen Sie die Genugthuung durch Ihren Reichthum einen großen Theil der Menschheit erfreuen zu können, so fühlen Sie auch die Freude, durch Ihren Geist einen kleinern Kreis von Freunden zu bezaubern, zu beglücken. Aber vor Allem, Leontine, fühlen Sie die Wonne, durch Ihr Herz ein anderes beseligen zu können. Denn, Leontine, Sie haben ein edles Herz! Ein eigener Genius gab sich die Mühe, aus dem Trümmerwerk Ihrer verkünstelten Jugend Ihr Herz zu retten und zu bewahren, und die Aufgabe gelang ihm. Und nun fassen Sie Ihren Reichthum zusammen, genügt er nicht glücklich zu machen, glücklich zu sein?"

„Ist es wahr? Edmund," rief das schöne Mädchen zitternd aus, „darf ich Ihnen auch glauben?"

„Fühlen Sie, daß es wahr ist?" fragte Edmund und faßte ihre beiden Hände.

„Ich fühle, daß Alles wahr ist, was Sie sagen," erwiederte Leontine und schlug die Augen nieder.

„Und werden Sie von nun an an sich glauben, Leontine?"

„So lange Sie an mich glauben können!" lispelte das Mädchen.

„Und fühlen Sie jetzt, daß Ihr Herz lieben kann?"

Leontine erröthete und legte die Hand auf's Herz. „Ich glaube, ja!" flüsterte sie mit zitternder Stimme.

„Dann ist meine Aufgabe gelöst," rief Edmund freudig. „Sehen Sie, Leontine, Rosenkranz ist mein Bruder, mein zweites Ich. Es war mir Bedürfniß, Sie wie eine Schwester lieben zu können, und das konnte ich nicht, wenn ich nicht zuvor mein Herz gegen Sie erleichterte. Jetzt aber, da wir uns verstehen, jetzt bin ich Ihnen auch von ganzer Seele gut, und jetzt werden Sie auch brav sein und meinen Karl mit nichts mehr kränken, mit nichts mehr! nicht wahr?"

„Ich werde Alles thun, was Sie mir sagen."

„Also bloß gehorchen?"

„Ja, aber von Herzen!"

„So ist's recht, liebe gute Leontine! Ihr sollt ein Paar werden, wie die lieben Engel, Sie und Karl; und wenn sie mich einmal zum Krüppel schießen, so nehmt Ihr den Invaliden zu Euch auf's Schloß!"

„Das wolle Gott verhüten, lieber Edmund!"

„Das fürcht' ich auch gar nicht. Ueberhaupt fürcht' ich keinen Kampf auf Erden mehr, seitdem ich Sie überwunden habe, und nicht wahr, Leontine, keine Revolution mehr gegen unsere Autorität! Eine heilige Allianz wird demnächst mit meinem Karl geschlossen. Mein Sieg ist vollkommen, nicht wahr?"

Er ergriff ihren Arm, Leontinens Augen begegneten den seinigen. „Vollkommen!" lispelte sie und drückte ihm die Hand.

Während nun unser Husar auf die Art für seinen Freund den Brautwerber machte, saß die bestellte Brautwerberin mit Karl in einer andern Laube, nahe am Ufer der Ilm. Ein schlichtes weißes Kleidchen umschloß die feste Gestalt, ein Sträußchen Kornblumen hatte sie sich im Spazierengehen zwischen die dunkeln Haare gesteckt. Sie hielt ihren Arbeitskorb von geflochtenem Stroh am Arm, und warf, während sie mit Rosenkranz plauderte, kleine Stückchen Semmel in das Wasser, um die sich eine Schaar kleiner Gänschen und einige alte Enten tüchtig rauften. Der Baron war beschäftigt, eine Semmel in kleine Würfel zu schneiden, die er in Lottchens Arbeitskorb fallen ließ.

„Ich danke Ihnen, lieber Baron," rief endlich Lotte. „Sie sind so uneigennützig, den Rest aber müssen Sie selbst in's Wasser werfen."

„Aber liebes Lottchen, es macht Ihnen Freude!“

„Und Ihnen gewiß auch, Baron! Da sehen Sie nur, wie die kleinen Thierchen darnach schnappen. Husch! jetzt hat's die alte Ente wieder, die Habsüchtige. Gehen Sie, jagen Sie sie fort!“

Karl sprang auf und warf einen Stein in's Wasser. Die Alte ließ sich nicht schrecken und blieb, aber die jungen Gänschen segelten scheu davon.

„O weh, o weh,“ klagte Lottchen, „jetzt sind sie fort! Nun da habt ihr meinen ganzen Reichthum.“ Mit diesen Worten schleuderte sie den Rest weit in's Wasser, die Gänslein huschten herbei und schnatterten um die Wette. „Liebe herzige Dinger!“ rief Lotte und lachte.

„Das ist noch nichts, Lottchen!“ sagte der Baron, „aber auf meiner Eltern Schloß haben wir Schwäne, die heuer Kleine ausgebrütet haben, niedliche weiße Küchlein. Aber man muß sorgsam mit ihnen umgehen, man bringt sie selten groß.“

„Wenn ich sie nur pflegen dürfte, Baron Karl!“

„Das dürfen Sie, liebe Lotte, das sollen Sie. Wenn ich jetzt heirathe, so versteht sich's von selbst, daß Sie und die Mama mit auf's Schloß kommen.“

„Nein, Baron, das versteht sich nicht von selbst.“

„Ah freilich, Lottchen! Freilich! Was denken Sie denn! Ohne Sie und die Mama, da wäre ja die Hauptfreude verdorben.“

„Die Hauptfreude?“

„Nun, Sie müssen nicht so spitzfindig fragen, eine Hauptfreude. Sie verstehen mich, und die Mama ist so gut, so herzensgut! Mit Ihnen plaudre ich ohne Hinterhalt, ich weiß, Sie mißdeuten mir kein Wort. Sie müssen bei uns sein, ohne Sie kann ich mir meine Zukunft gar nicht denken. Aber, lieber Gott!" fuhr er traurig fort, „da bauen wir goldene Schlösser und wenn Leontine am Ende gar nicht will!" — —

„Sein Sie ruhig, lieber Baron, wenn's dem Husaren von Fürst Reuß nicht gelingt, so werbe ich für Sie, und mir kommt sie nicht aus. Ich werde ihr vorstellen, was Sie für ein guter Mensch sind, wie Sie Niemanden kränken, wie Sie jedem die Wünsche aus den Augen lesen, wie Sie nicht wie so viele andere Edelleute fad und müßig sind; nein, wie Sie Ihren Landleuten ein gutes Beispiel, ein fleißiger Oekonom, ein milder Gutsherr, ein edler Sohn, ein treuer Freund sind, und ein lieber Cousin!"

„Lottchen! liebes Lottchen!" rief Karl und erfaßte ihre Hand.

„Ja, das will ich ihr sagen und will sie lehren, wen sie lieb haben soll; sie ist älter als ich und hat viel mehr gelernt, aber das weiß ich doch besser wie sie. Ich bin doch nicht Ihre Braut, Karl, aber wer hört Sie zuerst und erkennt Ihren Wagen am Fahren und den Schecken am Trab? Wer kommt zuerst auf den Balkon, wenn Sie noch ganz unten

bei der Wegmauth sind? Nicht wahr, ich! und ich bin doch nur Ihre Cousine."

„Aber meine liebe, einzige Cousine!" rief Karl.

„Und nicht einmal das," setzte Lotte traurig hinzu, „wenn Leontine zurücktritt."

„Wie! Was!" rief Karl, „dann sind Sie meine Cousine nicht?"

„Ja, haben Sie denn das nicht gewußt," antwortete Lotte und schlug die Hände zusammen.

„Alle Wetter! das darf nicht sein," rief Karl, „also von Leontinen hängt es ab, ob Sie meine Cousine sind oder nicht, und sie kann mich, wenn sie will, durch ihre Launen um eine solche Cousine bringen? Lottchen, nein, diese Tyrannei lassen wir uns nicht gefallen!"

„Ja, aber lieber Rosenkranz, was sollen wir denn thun?"

„Wir machen ein Complott! Was Leontine auch thut, wir betrachten uns immer als Cousin und Cousine, wir bleiben uns verwandt, wir bleiben uns gut, wir lassen nicht von einander. Sind Sie einverstanden, Lottchen?"

„Ja, wenn so ein Complott möglich wäre, Karl, vom Herzen gern."

„Ja, es ist möglich, liebe Lotte!" rief Karl lächelnd aus. „Und nun mag Leontine antworten, was sie will, nun ist's mir einerlei, wir bleiben Cousin und Cousine!"

„Nein, einerlei ist's doch nicht," antwortete Lotte ernsthaft. „Hoffen wir zu Gott, daß der Husar etwas ausrichtet. Dort kommt er eben," fuhr sie fort, als sie Edmund gewahrte, „was wird er uns bringen?"

Mit freudenstrahlendem Angesicht trat Edmund ihnen entgegen.

„Nun, Freund!" rief Rosenkranz voll Ungeduld, „was sagt meine Braut?"

„Ach, Karl, sie ist ein Engel!"

„Aber was sagt sie?"

„Eine Madonna, Freund, eine" — —

„Aber Edmund! unglückseliger Edmund! was sagt sie denn? will sie mich heiraten?"

„Ja wohl, sie will!" rief Edmund mit einem unwillkührlichen Seufzer. „Sie will! Sie will!" riefen Karl und Lotte im selben Moment. Lottchen hüpfte herum, Karl sprang auf sie zu und schloß sie in der Freude seines Herzens fest in seine Arme. Ein glühendes Köpfchen sank auf seine Schulter und drückte einen flüchtigen Kuß darauf. Kindisches Lottchen! Was fällt Dir denn ein!

Nun kam auch die Mutter hinzu mit einem Stoß Teller und Leontine, die ihr in die Küche nachgeeilt war, mit dem weißen Tischtuch über den weißen Arm. Leontine war schöner als je; selige Heiterkeit strahlte aus ihrem Gesichte; sie hüpfte so leicht, als hätte sie's von Lottchen gelernt. Die würdige Mutter sah auch ganz glücklich aus, denn

Leontine hatte ihr schon Alles erzählt, wie sie in sich gegangen sei und wie sie nun den Baron vom Herzen lieben wollte. Leontine deckte den Tisch, drückte dem Baron die Hand und sandte einen freundlichen Blick nach seinem Freunde. Rosenkranz drückte ihr wieder die Hand und faßte dabei einen Zipfel des Tischtuches, um ihr zu helfen. Das durfte Lotte nicht gleichgiltig mit ansehen und griff auch mit zu, so daß sie in der Eile die Hand des Barons faßte, und nun wollte der Lieutenant auch nicht müßig sein, griff nach dem vierten Eck des Tischtuches und streifte dabei Leontinens weiße Finger.

„Kinder! Kinder!" rief die Mutter, „was thut Ihr denn! Ihr zieht ja das Tischtuch hin und her!"

Da kamen sie alle vier zu sich, und auch das Tischtuch kam in das rechte Geleise. Die Fische kamen bald herbei, sie waren prächtig gerathen zur großen Genugthuung der Doktorin. So saßen seit langer Zeit zum erstenmal fünf glückliche Menschen um einen Tisch am Ufer der Ilm im Mühlengarten. Und warum glücklich? Weil sie sich jetzt verstanden. Verstanden?

O du sonderbares Menschenherz, du geheimnißvolle Werkstatt mit der verschlossenen Pforte, wann dürfen wir denn durch die lichten Fenster in dich hineinsehen? Bald, bald, lieber Leser! Nur jetzt stört mir die guten Menschen nicht, die glücklich bei einander sitzen, bis die Sonne vom Inselsberg Abschied nimmt und nach Amerika reist. Jetzt wird die

Mutter ängstlich; Leontine muß den Shawl umnehmen, der Wagen des Barons hält jenseits der kleinen Holzbrücke. Die Schecken stampfen ungeduldig den Sand. Aber Leontine ruft das Müllermädchen bei Seite, sie gibt ihr ihren vollen Geldbeutel für den Holzhauer drüben, und im Vorbeigehen an der Laube, in der sie mit Edmund sprach, pflückt sie schnell ein grünes Blatt und steckt es in den Busen. Rosenkranz wickelt ihr den Shawl fester um, Edmund ist einsilbig und Lottchen ernst. Nach der Fluth der übersprudelnden Freude tritt die Ebbe der stillen Glückseligkeit ein, in der alle Wellen zurück zum Herzen strömen.

IV.

Acht Tage waren seitdem verflossen. Wie verändert war Leontine. Es war, als hätte das Wort Edmunds an die verdeckte Goldmine ihres Herzens gepocht, das nun seinen ganzen verborgenen Reichthum entfaltete. Jedes Wort seelenvoll, jeder Blick dankbar und liebreich. Wenn der Wagen des Barons die beiden Freunde daher trug. da war es nicht mehr Lottchen, die zuerst auf den Balkon flog und Gruß und Kuß hinunterwarf. Und wenn die alten Grillen sich ja einmal wieder zeigen wollten, ein Wink der Tante, ein Wort des Barons, ein Blick Edmunds — und Leontinens Herz war gestählt, und

Leontinens Auge schwamm in Thränen. Kaum, daß sie mehr für ihre Toilette sorgte; früh Morgens eilte sie schon mit Lottchen hinaus und wenn die beiden Freunde kamen, so wußte Lotte immer ein mildes Werk, eine edle Handlung der schönen Bekehrten zu berichten. Die Abendstunden waren neubelebt; Leontine sang oder recitirte mit bezauberndem Reiz englische und französische Verse, oder sie begleitete aus dem Stegreif mit ihrer schönen Altstimme die Volksweisen, die Lotte in schallendem Sopran anstimmte. Mit Lottchen war sie schwesterlich vertraut; ja, manchesmal, wenn Karl und Edmund schieden und sie den Scheidenden die Hände reiche, wandte sie sich gegen Lottchen, drückte diese an das lautklopfende Herz und bedeckte sie mit glühenden Küssen. Aber je heiterer, je glücklicher Leontine war, desto mehr umwölkte sich die schöne Stirne Edmunds. Er starrte oft minutenlang schweigend vor sich hin, und wenn ihn Karl mit brüderlicher Zärtlichkeit aus seinem Schweigen erweckte, so bebte er zusammen und ertrug kaum den Blick des Freundes. Als ob er alle seine Manneskraft bedürfte, suchte er aus dem Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung Stoff zu gleichgiltiger Conversation. Er hatte viel gelesen; die hervorragendsten Männer der Zeit waren ihm bekannt, er erzählte interessante Züge aus ihrem Leben, und da Lotte aus einer Frage in die andere kam, so gab es bald kein Land der Erde, keine Erscheinung der Neuzeit, über die Edmund nicht berichten mußte. Die

kluge Doktorin fand große Freude daran und stimmte von ganzem Herzen in Lottchens Bewunderung ein, für die Leontine ein Lächeln aber keine Worte fand. Mit Schmerz nur dachte man daran, wie bald Edmunds Urlaub verstrichen sein würde; er war die Seele des kleinen Kreises geworden. Er hatte zwar über den Tag seiner Abreise noch nichts Bestimmtes geäußert; aber jeder Abend war wie ein Abschied auf ewig und jeder Morgen wie eine unerwartete Wiederkehr.

Acht Tage waren so verflossen.

Es war ein klarer Sommermorgen. Leontine trat auf den Balkon hinaus. Ihre Augen schienen rothgeweint; aber ein engelsmilder Ausdruck lag in ihrer blauen Tiefe. Die blonden Haare, sorglos hinter das Ohr gestrichen, hingen in einer langen Locke auf die Schultern herab. Sie neigte sich über den Balkon und sah die Ilm hinab, als wollte sie die dichten Pappelbäume durchblicken. Nach einigen Augenblicken trat die Tante hinzu, Leontine umarmte sie; die Doktorin fühlte ein paar fieberheiße Lippen auf den ihrigen. Lottchen trug das Frühstück herbei. Leontine ergriff die Schale und hielt sie lang, in tiefen Gedanken versunken. „Was ist Dir, mein Kind?" fragte theilnehmend die Tante. Leontine ergriff ihre Hand und drückte sie an die Lippen.

„Fürchten Sie nichts, geliebte Tante," sagte sie, „mir ist wohl, unendlich wohl. Aber es ist ein Entschluß in meiner Seele reif geworden, den Sie billigen werden, wenn ich ihn Ihnen nennen kann.

Erlauben Sie mir heut auf meinem Zimmer zu bleiben, ich will nach England schreiben, ehe Rosenkranz kommt. Ich will den Brief ihm und seinem Freunde mittheilen, und mein Herz sagt mir, daß ich eilen muß."

„Wie Du willst, mein Kind," antwortete die Tante. Leontine eilte in ihr Zimmer; die Mutter und Lotte wirthschafteten im Hause herum.

Die Uhr vom Stadtthurm schlug mit heller Stimme eilf, als das Rollen eines Wagens vernehmbar wurde. Beide Mädchen eilten auf den Balkon, es war der Baron und Edmund, vier Herzen zitterten sich entgegen. Als die beiden Freunde eintraten, bemerkte Leontine, wie blaß und angegriffen Edmund aussah. Auf seiner ernsten Stirn stand ein fester Entschluß.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," sagte er.

Ein schmerzliches Schweigen antwortete ihm.

„Ruft Sie Ihre Pflicht, Edmund?" fragte die Doktorin.

„Ja wohl, meine Pflicht!" antwortete ernst der Lieutenant.

„Das ist eine schöne Pflicht, den Leuten die Köpfe abschlagen!" sagte Lotte.

Edmund lächelte. „Dieses Mal, mein Fräulein," erwiederte er, „gilt es nur einen Kopf zurecht zu setzen."

„So wollen Sie wieder Arzt sein, wieder heilen?" fragte Leontine mit zitternder Stimme.

„Wenn das Uebel heilbar ist!“ antwortete Edmund.

„Ich fürchte, der Arzt ist selber krank,“ warf Rosenkranz ein. „Ist er nicht blaß und sein Auge fieberhaft? Sagen Sie selbst, Leontine!“

Leontinens Blick fiel auf Edmunds Züge, eine hohe Röthe bedeckte sein Angesicht.

„Also reisen Sie heute wirklich ab?“ fragte sie.

„Heute Abend!“ erwiederte Edmund.

Leontinens Herz klopfte hörbar. „Es ist hier schwül,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „gehen wir lieber in den Garten hinab.“

Sie stiegen hinab und eilten über den reinlichen Hof in den Blumengarten. Gleich am Anfang mußte Rosenkranz die Tulpen betrachten, die Lotte gepflanzt hatte, und das Kressenbeet mit den verschlungenen Namenszügen. Seit dem gestrigen Tag waren ja wieder tausend neue Merkwürdigkeiten zu bewundern. Dicht daneben waren noch einzelne Erdbeeren, Lotte hatte sie gepflanzt und suchte nun noch die letzten für den Baron. Einstweilen war Leontine raschen Schrittes bis an's Ende des Gartens geeilt; ein großer Platanenbaum überschattete dort ein trauliches Plätzchen. Sie blieb stehen.

„Edmund,“ sagte sie, und ließ die gefalteten Hände herabfallen, „Ihr Urlaub ist noch nicht zu Ende.“

„Wie wissen Sie das!“ rief der Lieutenant erschreckt.

„Ich weiß es, weil ich Sie verstehe! Müssen Sie fort?

„Wenn Sie mich verstehen, Leontine, so fühlen Sie, daß ich es muß.“

„Und Sie können gehen, Edmund, und die kurze Zeit absichtlich verkürzen, und den Tag absichtlich herbeirufen, der uns trennt?“

„Ja ich kann es, Leontine,“ rief Edmund mit zitternder Stimme, „und ich will es freudig thun, wenn Sie in Freundschaft, in Schwesterliebe mein gedenken wollen!“ — Thränen erstickten seine Stimme.

„Edmund!“ rief Leontine und hohe Röthe bedeckte ihr schönes Gesicht, „gehen Sie nicht fort mit dieser Last auf dem Herzen! Seien Sie offen, wie Sie es waren. Ich habe mit mir gekämpft, schmerzlich gekämpft, aber ich habe meine Kraft erkannt und fordere mein Geschick in die Schranken. Edmund, gehen Sie nicht grausam fort, nehmen Sie mir das Wort von den Lippen.“

„Halt ein, Leontine!“ rief Edmund aus, „nennen Sie mir das Wort nicht, das mein Verdammungsurtheil ist. Soll ich gestehen, daß ich treulos gegen meinen Freund, meinen Wohlthäter bin, daß ich sein Glück zerstört, sein Vertrauen betrogen habe. Nein, eher breche dieses Herz“ —

„Edmund!“ rief Leontine und hob die beiden Hände flehend empor.

„Als daß es ein Gut begehre, das nicht sein ist.“

„Wer sagt Ihnen das!“ rief Leontine in Thränen ausbrechend. —

„Leontine!“ rief Edmund überwältigt, „Ihr schönes Herz ist“ —

„Dein! nur Dein!“ stammelte Leontine und sank an seine Brust.

Kein Lüftchen rührte sich, die Vögel schwiegen, die zitternden Blätter der Platane standen still und wagten nicht den heiligen Accord zweier liebedurchschauerter Seelen zu unterbrechen.

„Und nun zu Karl!“ rief Leontine, die nach einem Augenblick des seligsten Vergessens zuerst wieder zum Bewußtsein kam, „nun zu Karl! Wir wollen ihm offen unsere Herzen hinlegen und das seinige soll ihr Richter sein!“

„Es war Euer Richter!“ sagte mit sanfter Stimme Karl von Rosenkranz, der an Lottchens Hand hinter ihnen stand.

„Karl!“ rief Edmund mit bebender Stimme.

„Karl!“ rief Leontine und faltete die Hände; vier Augen hingen bittend an den seinigen. Er aber wandte sich nach zwei andern Augen, die voll Thränen zu Boden blickten.

„Lottchen,“ sagte er mit sanfter Stimme, „mit unserer Verwandtschaft wäre es jetzt zu Ende. Aber haben Sie unser Complott vergessen? Wir bleiben uns doch verwandt, wir bleiben uns dennoch treu, nicht wahr?“

„Ewig, ewig!“ flüsterte Lottchen.

Die gute Doktorin war wie aus den Wolken gefallen, als sie ihre vier Wandelsterne in dieser neuen Constellation erblickte. Ihr Gewissen wollte Einwände machen; Leontine küßte ihr die Skrupel von den Lippen. Sie zeigte ihr den Brief, den sie am Morgen geschrieben und der geeignet war, alle Bedenklichkeiten ihrer Verwandten in England zu lösen. Sie hatte ihnen ihr Vermögen zur lebenslänglichen Nutznießung überlassen; nach deren Tod hatte sie einen großen Theil zur Gründung einer deutschen Schule bestimmt; einen mäßigen Antheil hatte sie sich bedungen, um mit dem Manne ihrer Wahl ein bürgerliches Leben führen zu können.

Und dieser Plan ist erfüllt. Edmund hat die Armee verlassen; neben der väterlichen Mühle, die Leontine gekauft hat, gründet er sein Haus und bebaut die heimathliche Erde. Das Schloß des Barons ist nicht weit; ihre Aecker gränzen aneinander. Am nächsten Weihnachtstage sollen beide Hochzeiten gefeiert werden.

Gedichte.

Von Rudolph Graf Chotek.

Die Heilquelle.

Wie im tiefen, düstern Thale,
An verlaß'ner Stelle
Klar und rein dem Fels entspringet
Eine Heilungsquelle:

So ist oft aus einer Seele,
Düster und verschlossen,
Ein Gedanke zu der Menschheit
Heil und Wohl geflossen.

Das erste Veilchen.

Aus dem frischen Grün hervor
Bricht das erste Veilchen,
Richtet leise sich empor,
Sieht sich um ein Weilchen.

Achtet, ob es nicht schon sieht
Schwestern blüh'n im Kranze,
Horcht, ob nicht der Lerche Lied
Tönt im Sonnenglanze.

Und fürwahr, die Vögelein
Flattern auf und nieder,
Jauchzen fröhlich in dem Hain,
Singen Frühlingslieder.

Doch noch keine Blume blüht,
Keine will noch sprießen;
Und wie dies das Veilchen sieht,
Will's verzagt sich schließen.

Plötzlich dringt ein Sonnenstrahl
Nieder mild, voll Wonne —
Und entzückt mit einem Mal
Dringt es an die Sonne!

Mann und Weib.

Von Johann Ludwig Deinhardstein.

Wer macht das Leben mild und rein,
Wenn Nacht und Sturm es wild bedräu'n,
Wer hält bewahrt in Schmerz und Lust
Den frommen Blick, die treue Brust,
Wer zeigt uns, wo die Rosen blüh'n?
Das ist das Weib, die Dulderin.

Wer aber ruft in Sturm und Graus
Den Frieden aus der Brust heraus?
Wer steht und schafft, und wanket nicht,
Ob unter ihm die Erde bricht?
Wer ist's, der selbst sein Glück sich schafft?
Das ist der Mann mit seiner Kraft.

Wenn Kraft mit Milde sich verband,
Ist das Erzeugte Gott verwandt,

Das hell und rein dem Nichts entflieht,
Das siegend herrscht und nie verblüh't,
Der Mann erschafft — das Weib erhält,
Und aus dem Bund erwächst die Welt.

Das deutsche Templerhaus in Pilsen *).

Romanzenkranz.

Von Karl Viktor Hansgirg.

1. Des Bauherrn Sendung.

Comthur Emerich saß schweigend
Und gedankenvoll allein,
Da mit Einem, sich verneigend,
Trat sein junger Bauherr ein.

*) Das Templerhaus in Pilsen, von dessen Gründung das Faktum dieses Romanzenstoffes entlehnt wurde, erfreut durch seinen wohlerhaltenen Zustand und durch seinen altdeutschen Baustil noch heute das Auge des Archäologen und Architekten. Die Trümmer — angeblich eine Zigeunerhütte — welche sich im Fond des Hauses befinden, werden dem Beschauer gleichfalls gewiesen.

„Du bist jung, doch manche Dome
Hab' ich freudig schon erschaut,
Spiegelnd sich im Donaustrome,
Meisterlich von Dir erbaut."

„Brav bist Du und schön — ich reiche
Dir dies prunkende Gewand,
Diesen Gürtel — Deiner Weiche,
Dieses Schwert hier — Deiner Hand."

„Unten steht ein treuer Knappe,
Der nur Deiner Winke harrt,
Und nach Böhmen wird Dein Rappe,
Der so springelustig scharrt."

„Mit dem Nebel alter Götter
Streitet d'rüben Christi Licht,
Perun's wildes Donnerwetter
Mit der Engel Angesicht."

„Dort erbau' an guter Stelle
Uns ein deutsches Ordenshaus,
Unser Glaube ströme helle
Leuchtend dort in's Land hinaus."

„Noch mein Sohn, bist Du ein Laie,
Und geweiht wird erst Dein Schwert,
Bist Du uns in alter Treue
Ruhmgekrönet heimgekehrt."

„Diesen Mantel trag' in Ehren,
Fleckenlos — nur dargelieh'n
Ist dies Schwert — Dich zu bewehren,
Nicht empört es selbst zu zieh'n." —

Ha! wie stolz hat da getragen
Dieses Schwert die junge Hand,
Und wie muthig umgeschlagen
Um die Schultern das Gewand!

„Herr! Ich will ein Haus Dir bauen,
Stolz und ernst und ritterlich
Soll es in die Lande schauen,
Vor ihm beuge Perun sich."

„Seine Keule soll erlahmen,
Und verlöschen soll sein Blitz,
Tausend Jahr' in Christi Namen
Prange dieser Gnadensitz."

„Aus des Urwald's tiefster Stelle
Soll er leuchten stolz und kühn,
Und des Volkes ew'ge Welle
Ström' zu seinen Mauern hin."

Und er sprach's, die Knie beugend,
Und es rauschte sein Gewand,
Comthur Emrich legt — sich neigend —
Auf sein Lockenhaupt die Hand.

2. Maja's Rettung.

Er war manche Nacht geritten
Wie im Flug durch Au und Felder,
Hat sich mühsam durchgestritten
Durch das Dickicht dunkler Wälder.

Da mit Einem, horch! welch Klingen! —
Cymbalschlag tönt durch die Föhren,
Wie von Sylphen will ein Singen
Schmeichelnd seinen Sinn bethören.

Ist's ein Klang der Waldesgeister? —
Quillt's aus einer Menschenkehle? —
Inne hält der junge Meister,
In das Ohr steigt seine Seele.

Da — wie sich der Wald erschlossen,
Stand in einer Lichtung Mitte,
Wie dem Waldesgrund entsprossen,
Moosbekleidet — eine Hütte

Und vor einer Flamme sitzet
Stumm ein Mann, ein brauner, alter,
Und den stummen Mann umblitzet
Flink ein Mädchen wie ein Falter.

Trägt sie Schwingen an den Füßen.
Die den Boden kaum berühren,
Bald den weichen Teppich küssen,
Bald sich in der Luft verlieren?

Und wie klingen ihre Lieder
Jauchzend bald, bald trübe Weise,
Und wie zieht sie immer wieder
Um den Mann die luft'gen Kreise!

Meister, jung und lockengolden,
Möchtest sie im Arme halten
Diese Holdeste der Holden,
Diese schönste der Gestalten?

Maja ist's die flinke, wilde
Kön'gin ist es der Zigeuner.
Kennt sie wol der Liebe Milde? —
Ihrer Liebe rühmt sich Keiner.

Und der Meister lauscht — da dringet
Durch den Wald Geheul, Gekeuche,
Und ein Wolf — ein Wolf — der springet,
Beute schnaubend durch's Gesträuche

Und das Auge rollend, greift er
Mit der Tatze, sperrt den Rachen
Nach dem Mädchen auf, schon streift er
Ihren Leib — doch Engel wachen.

Denn das Roß des Meisters springet
Wie der Blitz dem Wolf entgegen,
Und der junge Meister ringet
Mit dem Wolfe nun verwegen.

Mit der einen Faust am Schlunde
Faßt er ihn, die and're wieder
Schwingt er zu der Todeswunde
Mit dem Schwerte stark und bieder.

Unter seinen Hieben, Stichen
Hat das Ungethüm verendet,
Maja, kaum dem Schreck' entwichen,
Steht vom Wunder wie geblendet.

Maja feuchtet ihm mit Zähren
Und mit Küssen seine Hände. —
Wie sich seine Augen klären!
Und sein Herz, wie hüpft's behende!

Und der Greis: „Welch' Land's und Sitte
Ihr auch seid, Euch ehrt dies Wagen,
Habt Ihr nicht den Schmuck der Hütte —
Maja — mir an's Herz getragen?"

„Dieses Kreuz auf dem Gewande
Taugt wohl nicht zu meinem Glauben,
Euch winkt Ruhm, mich zeichnet Schande,
Raben passen nicht zu Tauben."

„Aber sagt, wie soll ich's danken,
Daß durch Euch ich Maja habe?
Eh' noch meine Arme sanken,
Bleibt sie mein – mein – bis zum Grabe."—

„Gebt mir Alter diese Stelle,
Möchte diesen Grund zu Eigen,
Diesem Grunde schlank und helle
Soll mein Templerhaus entsteigen."

„Ohnedieß gleicht Ihr dem Winde,
Morgen seid Ihr schon verstoben;
Unter'm Schatten dieser Linde
Würd' ich meine Halle loben."—

„Sind wir auch wie Sand im Winde,
Sind wir auch wie Schwalben flüchtig,
Sei d'rum dem Zigeunerkinde
Um den Platz nicht eifersüchtig."

„Schwalben suchen alte Nester,
So auch wir — die alte Stätte,
Alles gäb ich Dir, mein Bester! —
Gold und Silber — nicht dies Bette."

„Um ein Reich schenkt' ich nicht diese
Waldeswiege einem Andern;
Denn ich werde zu der Wiese
Einst, um dort zu sterben, wandern."

„Wer auch statt der niedern Hütte
Einst ein Feenschloß erbaute,
Legt' ihm in des Schlosses Mitte
Nester, daß davor ihm graute."

„Schlangen würden unter'm Kissen
Ihm zur Nacht den Schlummer stören,
Schlangen ihm bei jedem Bissen
Teller so, als Becher leeren."

„Jede Stunde ihn umlecken,
Tag und Nacht, bei jedem Traume
Ihn durch ihr Gezisch erschrecken,
Lauernd hinter jedem Raume."

Sprach's der Greis — dem Meister graute,
Doch vor Maja graut' ihm minder,
Die mit großen Augen schaute
Nach der Art der kleinen Kinder.

3. Maja's Geständniß.

In die Hütte heimgegangen
War der Alte, Maja blos
Ihren Cymbal noch im Schooß,
Stand so lieblich traumbefangen.

Und den Meister zog's magnetisch:
„Künde, holde Maid, zur Frist,
Ob so unbeständig ist
Euer Herz, wie Euer Fetisch?“

„Geist und Herz sie zieh'n und schweifen
Wandellos ein Irrlichtsstern,
Ruhelos, durch graue Fern'
Drängt's die Welt Euch zu durchstreifen.“ —

„Sehnst Du Dich nicht nach dem Herde,
Nach der Wiege, nach dem Grab? —
Welch' ein Dämon um und ab
Treibt Euch längst der weiten Erde?“

Maja d'rauf: „Frägst Du die Schwalben,
Was sie treibt? — Frägst Du: Wohin?
Wenn die regen Falter ziehn,
Frägst Du ihren Flug: Weßhalben?“

„Frägst Du in dem Wald die Käfer,
Die zur Nacht als Funken sprüh'n,
Frägst Du alle sie: Wohin? —
Wer sie weckt die Winterschläfer?“

„Und die Wolken, die da gaukeln
Und die Lerchen obenan,
Und die Wellen und den Schwan
Und die Störche, die sich schaukeln?“ —

„Feind seid Ihr dem Wandervolke —
Gabt nicht Ihr's in Bann und Acht?
Trieb es nicht in Sturm und Nacht
Eure, Eure Zorneswolke?"

„Steigt mir oft ein leises Sehnen
Auf aus ros'ger Kinderzeit,
Faßt mein Herz ein eig'ner Streit,
Und mich selbst möcht' ich verhöhnen."

„Seit jedoch ein Held der Christen
Mich die arme braune Maid
Von des Wolfes Zahn befreit,
Will mich's nach dem Kreuz gelüsten."

„Wie aus alten, schönern Tagen,
Wie aus einer andern Welt,
Kam mein rothbekreuzter Held
Als ein Traum verscholl'ner Sagen."

„Eines fleh' ich, nicht versuch' es
Hier zu bau'n Dein Templerhaus
Statt des niedern Hüttenbau's;
Denke, denk' des Vaterfluches."

„Hier nur will mein Vater sterben! —
Faß' ich ihn mit einem Arm',
Werd' ich mit dem andern warm
Hier um neue Loose werben."

4. Des Zigeuners Heimgang.

Seht! Schon prangt das deutsche Haus
Herrlich in der Waldesmitte,
Und dem Stolz des Quaderbau's
Beugt' sich die Zigeunerhütte.

Umgezaubert ist der Ort,
Stolze Thore, Fensterbogen
Wuchsen wie durch Zauberwort
Ueber Nacht emporgeflogen.

Mondesschimmer gießt sich mild
Ueber diese neuen Zinnen
Und Lebendigkeit erfüllt
Auch die Räume schon tiefsinnen.

Denn der Weihe Fest begeht
Heut der deutsche Ritterorden,
Am Balkon die Fahne weht,
Lockt herbei die Heidenhorden.

Sieh! — da naht ein milder Greis,
'S ist der wohlbekannte Alte,
Doch sein Haar ist silberweiß,
Sein Gesicht furcht manche Falte.

Maja stützt den müden Mann,
Ihre schwarzen Locken wehen,
Ihre Augen dann und wann
Lauernd durch das Dickicht spähen.

Dieser Greis — so lebensmüd —
Geht nun, um sein Grab zu werben,
Geht — um mit dem Lerchenlied
Am ersehnten Ort zu sterben.

Doch wie er im Mondesschein
Wankt zur dunklern Waldesmitte,
Wandelt ihn der Schreck' — zu Stein;
Denn — verschwunden ist die Hütte.

Ha! er hebt in wilder Wuth
Seinen Arm: „In diese Mauern
Werf' ich meine Schlangenbrut,
Falscher Meister! Dich wird schauern."

„Röchelnd wird einst meinen Fluch
Deine welke Lippe sprechen,
Deiner Worte schnöder Bruch
Wird an Dir sich furchtbar rächen." —

Und der Tochter war so weh',
Zitternd gleich dem Rosenstrauche
Stand die holde Waldesfee,
Angeweht vom frost'gen Hauche.

Da urplötzlich vom Balkon
Tönt ein Ruf vertrauter Stimme,
Wie ein Nachtigallenton
Nach des Donners grausem Grimme.

Und es neigt sich die Gestalt,
'S ist ein wohlbekanntes Bildniß,
Rothbekreuzt der Mantel wallt
Leuchtend durch die Waldeswildniß.

„Komm, o komm, Du müder Greis,
Daß Dir einmal werde — Friede —
Denn Dein Haar ist silberweiß,
Und Dein Haupt ist welk und müde!“

Und er rief es, da gefaßt
Von drei Knappen im Gedränge
War der Alte und mit Hast
Fortgeschleppt durch dunkle Gänge.

5. Elsbeth in der Hütte.

In des Hofes Räume führt
Bald den Greis die Hand des Meisters,
Mit gar stolzem Worte preist er's,
Was das Aug' des Alten rührt.

Wie geblendet steht der Greis,
Maja frohbewegt daneben,
Unversehrt sieht er sich heben
Seiner Arme Müh' und Schweiß.

Wie ein frischer Jugendtraum
Steht — die moosbewachs'ne Hütte,
In des Hofraums weiter Mitte
Steht der alte Lindenbaum.

„Hier zu sterben kam ich an; —
Eh' noch meine Augen brechen,
Kann mein Mund Dir Dank noch sprechen,
Daß Du also wohlgethan."

Rufend sank er dann in's Moos:
„Maja, noch ein Lied, das letzte,
Das mein Herz mir sonst ergötzte:
Gott der Christen, du bist groß." —

„Gott der Christen, du bist groß,"
Hub sie leise an zu singen,
Bei des letzten Ton's Verklingen
Lag der Greis ihr todt im Schooß.

Eine Perle überquoll
Die verstummte Mandoline
Und auf Maja's bleicher Miene
Lag Verklärung seelenvoll.

Und der junge Meister preßt
Maja's Hand an's Herz — zusammen
Schlagen ihrer Augen Flammen,
'S ist ein stummes Seelenfest.

„Wie ich in den Tempelbau
Eingeschlossen diese Hütte,
Schließ' ich in des Herzens Mitte
Dich — als meine holde Frau."

„Unser Gott ist groß — fürwahr!
Also hat er Dich bezwungen,
Hat den Greis emporgeschwungen,
Waltet liebend, einend, klar."

Und er sprach's, sie aber fleht
Für den Greis, für sich — um Segen
Und man sieht die Hand ihn legen
Auf das Haupt ihr zum Gebet.

Wie das erste Kreuz sie schlägt,
Ist's das erste? Ein Erinnern
Dämmert ihr aus tiefstem Innern,
Das sie nach der Heimat trägt.

Und sie kniet bei hellem Schein
In der stillen Hauskapelle,
Vom Altare quillt es helle
Wie ein magisch Licht herein.

Ist dies Maja? Maja? Nein!
'S ist ein Ritterfräulein worden,
Wie ein Kind von diesem Orden
Schließt sie die Kapelle ein.

Der Zigeunerin freies Haar
Bindet sich in feste Schlingen,
Fällt in glatten Lockenringen
Auf den Busen weiß und klar.

Und dem Bauherrn beim Altar
Wirbelt's trunken vor den Sinnen,
Denn nun klar kömmt's ihm von Innen,
Daß es — Elsbeth, Elsbeth war.

Elsbeth ist's, das schöne Kind,
Elsbeth ist's, die todtgeglaubte,
Von Zigeunern schnöd geraubte,
Der die Engel gnädig sind.

Und er kann es kaum besteh'n,
Muß ihr um den Hals nun fallen
Und im freud'gen Schrecken lallen
Seine Lippen: „Elsbeth schön!"

Und der Bauherr legt noch heut'
Ihre Hand in seine Hände,
Die von ihm erbauten Wände
Beben nun in Freudigkeit.

Von der Orgel höh'rem Laut
Tönt das helle Echo wieder
Und es jubeln fromme Lieder
Grüsse ihm und seiner Braut.

Fortan steht das Templerhaus
Und die Hütte und die Linde,
Und von dem Zigeunerkinde
Tönen nicht die Lieder aus.

Heute könnt' ihr's noch erschau'n,
Wie die alten Mäler prangen,
Hüttentrümmer — moosbehangen,
Quadern dort, die festgehau'n.

Und daneben rauscht mit Macht
Eine altergraue Linde,
Sänge vom Zigeunerkinde
Durch die mondbestrahlte Nacht.

Vom König Antiochus.

(Anh. zu den gest. Rom. d. v. Gräße W. Menzel Odin S. 219.)

Von Robert Zimmermann.

Antiochus von Rom, der schlimme Tyrann,
Spricht zu Leontius, dem Gottesmann:

„Geh'st Du zur Kirche anstatt zur Jagd,
So schaffst Du zur Strafe jetzt, was mir behagt."

„Ein schwarzes Jagdhorn, ein schwarzes Roß
Und einen schwarzen Falken zum Stoß."

„Mich lüstet's zu schau'n, wie der Nachtfalk' dreist
Die weißen pfäffischen Reiher beißt."

„Nun geh' und schaff' mir den Zeitvertreib,
Mir haftet zur Stelle Dein Kind und Weib."

Der Ritter schweift durch den Forst hindurch,
Er trifft im Dickicht 'ne schwarze Burg.

Ein schwarzes Roß durch den Hofraum sprengt,
Am Thore ein schwarzes Jagdhorn hängt;

Ein Schwarzfalk hält auf der Stange Rast;
Der Ritter bekreuzt sich, er springt und faßt.

Er bringt die Drei vor des Königs Haus:
„Nun gib mir mein Weib und mein Kind heraus!“

Der König jubelt; er reitet zur Pirsch:
„Hussah! nun gilt es dem Edelhirsch.“

Er stößt in's Horn, er reitet voraus,
Es flattert der Falke, das Roß greift aus;

Das schwarze Jagdhorn schmettert so grell,
Das Schwarzroß wiehert, der Falk schrei't hell.

Den König schauert's; ihm graut vor dem Ton,
Das klingt wie Gelächter, das schallt wie Hohn.

Er kann es nicht lassen, er bläst aufs Neu',
Er ruft das verlor'ne Gesinde herbei.

Da rauscht's in den Zweigen, es bricht und braust,
Eine schwarze Reiterschaar hinten saust:

„Schwarzroß, Schwarzfalke, Schwarzhorn sind Dein,
Nun führst Du als Schwarzer den höllischen Reih'n.“

Grundsätze

zu einem

Krebsbüchlein für Künstler.

Von Franz v. Braunau.

Die Kunst ist diejenige Thätigkeit, welche zum Zwecke hat, durch Hervorbringung vom Schönen, Geld zu erwerben. — Ihren Zweck hat also die Kunst mit den Handwerken und Gewerben gemein; nur unterscheidet sie sich in dieser Beziehung dadurch von ihnen, daß es ihr viel schwerer wird, Geld zu verdienen; weßhalb sie auch vorzugsweise vor den Handwerken und Gewerben Kunst genannt wird.

Je mehr sich der Künstler dem Handwerker nähert, z. B. der Maler, indem er die Preise seiner Bilder nach der Größe der Leinwand bestimmt, desto leichter wird er auch Geld verdienen. Zu diesem Ende muß also jeder Künstler sehen, seine Kunst so viel als möglich handwerksmäßig zu betreiben.

Viele wollen es als den alleinigen Zweck der Kunst ansehen: Schönes hervorzubringen. Wenn man den richtigen Begriff vom Schönen hat, ist auch diese Ansicht richtig. Schön ist jenes, was demjenigen gefällt, der dafür bezahlt. Dieß sehen wir z. B. an den Werken der dramatischen Poesie. Das Theaterpublikum zahlt. Wenn ihm nun das Stück, wofür es gezahlt hat, gefällt, so wird es sagen: Das ist ein schönes Stück. Nur diejenigen im Publikum, die nicht gezahlt haben, müssen auch ein Stück, das ihnen nicht gefallen hat, schön finden; dafür haben sie ja Freikarten.

Man will das Schöne auch als ein Werk definiren, in dem eine Idee zur Erscheinung kömmt. Dieß ist richtig, insofern man unter Idee den Gedanken versteht, den ein Jeder in den Kunstwerken dargestellt haben will. Z. B. eine häßliche alte Person hat von sich die Idee, sie sei noch jung und hübsch. Wenn sie sich nun malen läßt, und der Künstler sie so trifft, daß sie hübsch und jung erscheint: so wird sie das Bild auch schön finden, er also ein schönes Werk, das heißt ein Kunstwerk hervorgebracht haben.

Wie viel gibt es Künste?

Fälschlich nimmt die Kunstphilosophie oder Aesthetik deren nur fünf an, als: die Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik; höchstens rechnet sie noch die Schauspielkunst hinzu. Tänzer aber, Bereiter, Fechtmeister, Schneider, Friseure und Köche

nehmen außer den genannten noch folgende Künste an, als: die Tanzkunst, Reitkunst, Fechtkunst, Kleiderkunst, Haarkunst und Kochkunst.

Am widersinnigsten hat die Aesthetik gehandelt, indem sie die letzte, die Kochkunst, aus der Reihe der wirklichen Künste verstieß; denn sie ist eigentlich der Grund aller Künste und eine wahrhafte Kunst, weil sie auch eine Idee zur Erscheinung bringt. Man kann sich den Menschen nicht ohne Essen denken; das Essen gehört also zum Begriff oder zur Idee des Menschen. Es muß aber ein menschliches Essen sein, dieß wird es im Gegensatz zu dem thierischen, das im Genuß roher Naturprodukte besteht, allein erst durch die Zubereitung. Die Kunst also, welche dieß ausübt, die Kochkunst stellt die Idee des Menschlichen am ursprünglichsten dar, ist also auch die ursprünglichste, wahrhafteste Kunst. — Aus ihrem Bereiche stammt auch lediglich der Begriff, welcher in allen Künsten eine bedeutende Rolle spielt, der Begriff des Geschmackes. Ein Kunstwerk ohne Geschmack kann Niemanden gefallen und hört auf schön zu sein. In Berlin und in ganz Norddeutschland, wo man überhaupt in Allem philosophischer ist als in Süddeutschland, wird auch sehr richtig von den Werken der Kochkunst, von den Speisen, der Ausdruck schön gebraucht, und man sagt dort z. B. ein schöner Kalbsbraten, eine schöne Gansleberpastete, wo wir nur gut sagen.

Von den andern, oben genannten Extrakünsten ist die bemerkenswertheste die Fechtkunst. Sie hat

vor allen andern Künsten das voraus, daß sie die Idee der Ehre zur Erscheinung bringt, nämlich durch das Duell. Durch ein Duell kann alles, auch dasjenige, bei dem gar keine Ehre denkbar ist, zur Ehrensache gemacht werden. Je mehr also Einer Duelle hat, desto mehr Ehrensachen hat er und desto reicher ist er an Ehre.

Von den fünf normalen Künsten ist die Baukunst die vornehmste, weil sie die nützlichste und allein nothwendige ist; denn ohne Statuen, ohne Bilder, ohne Musik und ohne Gedichte kann der Mensch leben, nicht aber ohne Gebäude. Die Baukunst schließt sich daher zunächst an die Koch- und Kleiderkunst an.

Man hat das Princip der Nützlichkeit aus dem Gebiete der Kunst verbannen wollen und den Satz aufgestellt: die Kunst sei ihrer selbst wegen da. Dieß ist erstlich unmoralisch, weil es auf Selbstsucht oder Egoismus hinausläuft. Dann ist es auch widersinnig; denn was nichts nützt, das ist unnütz, und was unnütz ist, das geht entweder durch sich selbst zu Grunde, wie z B. unbenütztes Eisen durch Rost, oder es wird eben als unnütz nicht geduldet, ausgerottet. Deßhalb sind auch die alten Griechen, welche die Kunst nach dem Princip, sie sei ihrer selbst wegen da, behandelten, als ein unnützes, unpraktisches Volk zu Grunde gegangen, während das jüdische Volk, als ein durchaus praktisches, nützliches, auch nach seiner Auflösung als Staat gleichwohl nicht zu Grunde

ging, sondern bis auf den heutigen Tag noch als ein nothwendiger Staat im Staate in allen Ländern fortexistirt.

Wenn im Sohn der Wildniß der Barbar Ingomar die Griechin Parthenia, nachdem sie den Krug mit der Guirlande geschmückt hat, frägt: was das nützt? antwortet sie: „es ist schön, das nützt es!" Und dieß ist eben die schwächste Stelle in dem sonst berühmten Stücke und wirklich bedauerlich, daß sie sich einschlich, und noch bedauerlicher, daß ein solcher Unsinn von der Bühne herab dem gespannt lauschenden Publikum verkündet wird.

In der Baukunst, als der durch ihre Nützlichkeit preiswürdigsten, wird deßhalb auch die sogenannte bürgerliche die vorzüglichste sein, als diejenige, welche es mit Erbauung von nützlichen Gebäuden zu thun hat, als Wohngebäuden, Stallungen, Magazinen, Kellern und besonders Fabriken und Kasernen. Ihren Höhepunkt aber erreicht sie in der Herstellung der allernützlichsten Gebäude, der Zinshäuser. Hier gilt das schon vom seligen Raimund im Verschwender ausgesprochene Princip: nur lauter Zimmer, und keine Mauern, d. h. ohne Hyperbel ausgedrückt: bei so viel Zimmern als möglich, so wenig Mauern als möglich.

Am untergeordnetsten, wie einleuchtend, steht die Baukunst im Kirchen- oder Tempelbau, der sich aus dem Alterthum von dem Vorurtheile herschreibt, die unendliche Gottheit ließe sich in einen endlichen Raum

einschließen. Vornehmlich waren die alten Griechen in ihrer antiken Beschränktheit der Meinung: das Göttliche könne im Irdischen erscheinen, deßhalb bei ihnen auch durch eine unglaubliche Verwirrung der Begriffe Kunst und Religion in einander übergingen und jeder Gott seine Abbildung und seinen Tempel fand, d. h. das Unendliche sich in einen beschränkten Raum mußte einschließen lassen.

Wenn nun auch die christliche Kunst weiter ging und einen Tempel herstellte, wie die Peterskirche zu Rom, an der die Kuppel allein so groß ist, als der größte antike Tempel, das Pantheon: so ist ja dieß gegen den wahrhaften Tempel der Gottheit, das Weltgebäude mit der Himmelskuppel, doch nur ein Kinderspiel.

Was die Bildhauerkunst oder Plastik betrifft, so war sie bei den alten Griechen die unanständigste, ja unverschämteste aller Künste, indem sie sich vornehmlich mit der Darstellung des Nackten abgab. Darum ist sie bei den Modernen, zu unserer Zeit nämlich, um so viel vorzüglicher, weil sie dieß vermeidet und den anständigen, bekleideten Menschen darstellt. Dadurch schließt sie sich bei uns auch würdig an die Kleiderkunst an. — Verkehrt ist die Vorliebe, mit der viele und gerade die berühmtesten Bildhauer unserer Zeit sich immer noch dem Nackten zuwenden, und wo das nicht angeht, wie bei Statuen moderner Menschen, die Darstellung ihrer wirklichen Kleider durch Annäherung an die antike Be-

kleidung, durch Faltengeschichten zu umgehen suchen. — Widersinnig ist besonders die Abneigung gegen den Frack und die Pantalons, welche Kleidungsstücke dadurch, daß sie die unanständigen Theile des Menschen verstecken, gerade den Begriff der Schönheit erfüllen; denn wie kann etwas schön sein, das nicht anständig ist?

Die Bildhauerkunst wäre schon ganz in Verfall gerathen, wenn die Menschheit nicht von der Monumentenwuth befallen worden wäre. Und so kömmt der Fall in der Geschichte häufig vor, daß wie einem einzelnen Menschen eine Krankheit z. B. ein kaltes Fieber, sehr heilsam sein kann, so auch die Menschheit von einer abnormen Ergriffenheit wie z. B. von der Reformation und der französischen Revolution die ersprießlichsten Folgen davonträgt. — In dem Gebiete des Monumentenwesens steht der Bildhauerkunst noch der glänzendste Moment bevor. Wem hat man nicht schon alles Monumente gesetzt, welchen berühmten, um die Menschheit mehr oder weniger, oder gar nicht verdienten Männern? — Gewiß eine der glücklichsten Ideen war die eines Monumentes für unsern deutschen Hermann mit der lateinischen Inschrift; denn wo wären wir Deutsche ohne unsern Hermann und seine Hermannsschlacht? — Aber — aber wo wären wir Menschen, wo wäre die ganze Menschheit ohne den ersten Menschen, ohne Adam? Und doch! — unbegreifliche Vergessenheit, unverzeihlicher Undank!! — doch ist der Menschheit noch nicht eingefallen, ihrem

größten Wohlthäter, dem sie alle ihre andern mit Monumenten geehrten Wohlthäter verdankt, ja den Urheber ihrer selbst, dem wahrhaft ersten aller Menschen, unserm Adam, ein Monument zu setzen?

Diese Idee wird aber noch, muß noch auftauchen und Subskriptionen bei der ganzen Menschheit zu ihrer Realisirung eröffnet werden. Dann aber ist der Bildhauerkunst in der Darstellung des Adam der glänzendste Moment erschienen. Sie wird in ihm den Begriff des Menschen, den Hegel'schen Menschen an sich darzustellen haben, eine Statue, in der jeder Mensch sich selbst erkennt, sich selbst monumentirt findet. Der Mohr so gut wie der Weiße, und dieser so gut wie der Mulatte und Kupferfarbene, denn sie waren ja alle von den verschiedensten Farben und Formen, respektive Raçen, in diesem ersten, einen Urmenschen enthalten; aber auch Mann und Frau zugleich, denn der erste Mensch war, vor der Rippengeschichte, beides in Einem. Die Statue des Adam wird also Mann und Weib zugleich darzustellen haben, und hierin eben wird die Bildhauerkunst den wunderbarsten Vorwurf erhalten. — Nachher, wenn die Frauen, wie zu erwarten steht, auch auf ein besonderes Monument für die erste Frau, Eva, dringen werden: dann wird der Plastik eine neue Aufgabe gestellt sein, nämlich die Darstellung des Adam als des Urmannes, und der Eva als des Urweibes, die immer noch höchst erhaben zu nennen sein wird, obwohl sie sich wieder in der Darstellung des Kleeblat-

tes der modernen Plastik und der Kleiderkunst wird nähern müssen.

Die Malerkunst ist diejenige, welche Gegenstände durch Zeichnung und Farben darzustellen hat Da aber die Farbe die Hauptsache ist, da sie ja sonst bloß Zeichenkunst bliebe, so ist bei ihr auch hauptsächlich auf die Farbe, auf das Colorit der Bilder zu sehen, wobei man nur Acht geben muß, daß man sie nicht mit der Färbekunst verwechselt.

Man hat in der Kunst überhaupt und insbesondere in der Malerkunst die Nachahmung der Natur als Princip angenommen, jedoch ganz unrichtig. Was wäre denn der Mensch, wenn er nichts Besseres als die Natur zu machen verstände? wo bliebe da sein göttlicher Funke? — nicht nachzuahmen, nein! zu übertreffen ist die Natur, und darin eben besteht die Kunst. Der Künstler muß das, was die Natur als unvernünftige Natur wirklich geleistet hat, von dem, was sie hätte leisten sollen, unterscheiden, und das letztere muß er in seinem Kunstwerke darstellen, d. h. er muß idealisiren.

Also der Maler, der die Farben der Natur wiederzugeben hat, hat auch darin die Natur zu überbieten. Der Landschafter z. B. was hat er zu thun? Wiesen, Bäume, Seen sind in der Natur grün, er hat sie noch grüner zu machen. Die Berge, das Meer, der wolkenlose Himmel sind blau; er hat sie noch blauer zu machen. Wolken sind roth, gelb,

grau, gemischt; er hat sie noch röther, gelber, grauer, gemischter zu machen u. s. w.

Nach dem Princip der Nützlichkeit gebührt von verschiedenen Arten der Malerkunst der Portraitmalerei der erste Rang. Alle andern Bilder, Landschaften, historische Bilder u. s. w. nützen nicht so viel als Portraite; erstlich dem Künstler, weil sie am ehesten bestellt und auch am besten bezahlt werden; dann für die Menschheit, weil die Portraite liebe Menschen, Verwandte, Freunde und Bekannte darstellen und ihr Gedächtniß bewahren. In der Portraitirkunst gilt, wie oben schon gelegentlich bemerkt wurde, das Princip: nicht die Person, sondern die Idee, welche die zu malende Person von sich hat, ist zu treffen.

Zunächst der Portraitmalerei steht die Schildermalerei, denn auch sie ist zur Bezeichnung und Auffindung der Häuser und Gewölbe in großen Städten von hohem Nutzen, und wird auch, besonders aus Rivalität der Schildaushänger, gut bezahlt.

Die Tonkunst ist entweder Compositionskunst oder Exequirkunst, welche letztere man auch Concertkunst nennen kann. Die erstere kann man insofern die vorzüglichere nennen, als sie das schaffen muß, was exequirt werden soll. Jetzt aber, nachdem genug Componirtes vorhanden ist, muß man der Exequirkunst den Vorzug einräumen, wie sie denn auch wirklich als Concertkunst die Welt beherrscht, und allgemein die Exequirenden für größere Künstler als die Componirenden gehalten, und auch bei Vielen vor

diesen geehrt, bekränzt und bezahlt werden. Auch steht die Exequirkunst als die schwerere oben an. Componiren ist gerade für die größten Meister ein Leichtes, sie haben also auch wenig Verdienst dabei, während meisterhaft exequiren die größte Anstrengung, den unermüdlichsten Fleiß des Künstlers schon von der Wiege, von Kindsbeinen an erfordert, so daß darüber Kinder, die man zu Concertkünstlern heranbildet, häufig moralisch und physisch verkümmern oder gar zu Grunde gehen.

Vom Componiren ist zu bemerken, daß dazu nicht immer ein eigenes angebornes Talent oder Genie erfordert wird. Man kann auch mittelst des bloßen Verstandes componiren, und Verstand hat doch in der Regel jeder Mensch. Hier sind wir eigentlich schon im Bereich der sogenannten Zukunfts-Musik; doch davon nachher.

Das Componiren mittelst des Verstandes ist gerade das eigentliche Componiren, d. h. ein Zusammensetzen von Noten nämlich, gleichviel was daraus wird, wenn nur die Noten zusammengesetzt sind, so ist denn ja doch componirt, eine Composition, ein Musikwerk geschaffen.

Das Componiren geht ferner auch noch auf das Zusammensetzen von bereits vorhandenen Compositionen, auf welchem Wege man ganz neue Opern componiren kann. Nur muß dabei der Künstler ein gutes Erinnerungsvermögen besitzen. Dieses ist doppelt:

ein bewußtes und ein unbewußtes. Das erstere ist häufiger.

Was nun die sogenannte Zukunfts-Musik betrifft, so ist dieß diejenige, welche eben erst in der jüngsten Vergangenheit zu entstehen angefangen hat, und in der Gegenwart zu schaffen fortfährt, ohne für diese zu gehören, d. h. ohne von ihr, von der Gegenwart verstanden werden zu können, was allein der Zukunft vorbehalten ist, daher sie auch Zukunfts-Musik genannt wird. Sie ist von der Musik der Vergangenheit, wie sie Händel, Gluck, Hayden, Mozart, Bethoven und ihre Nachfolger schrieben, spezifisch verschieden, erstlich durch die Art, wie sie geschaffen wird, ihre Genesis, und zweitens durch ihre Wirkung. Wie schon oben, da vom Componiren die Rede war, angedeutet wurde, ist dazu nicht eben ein angebornes Talent oder Genie nothwendig, sondern es wird mittelst des bloßen Verstandes bewirkt, und das ist die spezifische Genesis der Zukunfts-Musik. Es sind nicht eigentliche musikalische Gedanken, Tonweisen, Melodien, welche in Noten gesetzt werden, sondern künstliche, raffinirte Combinationen von Tönen und respektiven Noten, musikalische Rechnungs-Exempel, Mathematik in Tönen. Daraus wird sogleich ersichtlich, wie diese Art Musik weit über jener der Vergangenheit steht, ebenso wie die Mathematik über alle anderen Wissenschaften, da sie ja die einzige, wahre, absolute Wissenschaft ist, und jede andere nur so viel Werth hat, als sie sich der Mathematik nähert.

Hieraus ergibt sich, daß angeborenes, musikalisches Genie der Hervorbringung dieser höchsten Gattung der Musik sogar sehr nachtheilig sein muß. Das Zuströmen von eigentlich musikalischen Gedanken, Tonweisen, Melodien, wie es beim Genie geschieht, und auf so außerordentliche Weise bei Mozart der Fall war, hindert und beirrt die mathematische Töne-Combination; wodurch gerade die althervorgebrachte Trivialität der Melodie beseitigt, der Zopf der Vergangenheit abgeschnitten werden soll. — Wenn Mozart, der insbesondere und mit Recht von den Componisten der Zukunfts-Musik geringgeschätzt, auch wohl als warnendes Beispiel von ihnen aufgestellt wird, wenn Mozart heut zu Tage noch lebte, so würde er gerade durch sein Genie in die größte Verlegenheit versetzt; er würde dabei nicht im Stande sein, Zukunfts-Musik zu componiren, und doch würde er, so wie die Welt, diese Forderung an sich stellen, um nicht hinter dem Fortschritt der Musik und der Zeit überhaupt zurück zu bleiben; er würde also aus Furcht, sich durch neue Compositionen, die doch nur seinen alten gleichen würden, zu blamiren, lieber gar nicht mehr componiren.

Wie die Genesis, so ist auch die Wirkung der Zukunfts-Musik eine spezifisch verschiedene von jener der alten. Während diese alten Menschen, der Kenner sowohl als Laien Ohr, Herz und Phantasie anzieht, ergötzt, begeistert, hat die Zukunfts-Musik etwas Entgeisterndes, Verblüffendes, Abstossendes. Allein

darin liegt gerade die hohe ethische Bedeutung dieser Musik, und der Fortschritt zu dem Höchsten, Göttlichen in dieser Sphäre. Wenn die alte Musik das Wesen des Menschen so zu sagen selbst zur Musik macht, es in Melodie und Harmonie auflöst, so ist dieß offenbar eine Verweichlichung, Entkräftung, und deßhalb Entsittlichung; während die neue Musik die Seelenkräfte der Hörer zu fortwährender Thätigkeit, zum Streben und Ringen nach dem Verständniß des Gehörten anregt, wohin die Laien gar nie, und selbst die Kenner nur nach oftmaligem Hören mühsam gelangen. Man weiß von einem gründlichen Musikkenner und Exequirer, der von einem gewissen Quartett der neuen Musik, das er selbst mitgespielt, sagte: „er habe es erst beim dreizehnten Male zu verstehen angefangen, dann aber freilich einen Genuß verspürt, wie ihn alle alte Musik zusammen ihm nie gemacht."

Für die jungen Musik-Compositeure ergibt sich nun die Regel, daß, im Fall sie ein angeborenes Talent in sich trügen, das ihnen beim Componiren wahrhaft musikalische Gedanken, Tonweisen zuflüstern wollte, daß sie sich mit aller Energie dagegen wehren, und durch mühevolles Studium verworrene und verzwickte Combinationen ersinnen müssen, um Tonstücke zu produziren, welche entfernt von der Trivialität der bisherigen großen Musikwerke, die neue Bahn der Zukunfts-Musik wandeln, und die Menschheit zu ihrem höchsten und letzten Ziele, welches da ist, die Emancipation

von aller Sinnlichkeit und Realisirung der absoluten Idee hinführen helfen.

Was die fünfte Kunst, die Poesie, betrifft, so ist sie die nutzloseste und überflüssigste aller Künste. Nur da, wo sie als Gelegenheits-Poesie auftritt, bei Hochzeiten, zum neuen Jahr, bei Namens- und Geburtsfesten, bei Installationen, Monuments-Einweihungen und anderen Festen wird sie von Nutzen. Es gebührt also auch der Gelegenheits-Poesie, zunächst der belehrenden oder didaktischen, der erste Rang.

Die belehrende oder didaktische Poesie ist diejenige, die etwas, was seiner Natur nach niemals poetisch werden kann, durch die Behandlung mit Vers und Reim, oder auch ungereimt, zur Poesie erhebt.

Was ist aber Poesie überhaupt? — Poesie ist die Kunst, mit so viel Worten als möglich, so wenig als möglich zu sagen. Deßhalb heißt Poesie im deutschen Dichtkunst, wie im Latein lucus a non lucendo.

Die lyrische Poesie ist die erste und höchste, weil sie den Begriff der Poesie am reinsten erfüllen kann. In der epischen, der erzählenden und in der dramatischen, d. i. Handlung darstellenden Poesie muß doch dort etwas Bestimmtes erzählt, und hier etwas Bestimmtes gehandelt werden, und dieß Etwas stört schon den echten poetischen Eindruck des Nichts. Darum sind auch diejenigen Dramen, in denen die meiste Lyrik und die wenigste, oder gar keine Handlung ist, die poetischesten.

Solche Gedichte, welche mit möglichst vielen Worten möglichst wenig sagen, machen auch in Akademien, von beliebten Schauspielern, und noch mehr Schauspielerinnen deklamirt, d. h. klang- und sangweise vorgetragen, ungeheures Glück, werden von dem Publikum als herrlichste Gedichte gepriesen und sogar von der Kritik als solche anerkannt.

Was die epische Poesie betrifft, so war sie bei den Alten die Heldenkunst, d. h. die Poesie, in welcher Helden und ihre Thaten erzählt und gefeiert wurden, also eigentlich eine blutige Kunst. — Da nach Erfindung des Pulvers und der darauf folgenden der Schußwaffen und des groben Geschützes, der Kanonen, Mörser u. s. w. die Kriege und also auch die Kriegs- und Heldenthaten und ihre Verüber, die Helden, einen ganz andern Charakter annehmen, und die persönliche Tapferkeit, der Kampf von Held gegen Held in unserer Zeit nicht mehr das Wesen des Krieges ist: so kann es auch eigentlich kein modernes Epos geben, und die epische Kunst mußte sich um andere Helden umsehen, als da sind Liebeshelden und ihre Thaten, ihre Abenteuer; was sie denn auch im Roman thut. Da aber die Thaten hier, bis auf etwaige Duelle und Morde aus Liebe, nur unblutiger Art sind, so wendet sich die neue Epik oder Romankunst auch wieder solchen Helden zu, die durch blutige und andere gräßliche Thaten sich insbesondere hervorgethan haben, als da sind: Mörder und Räuber von

Profession, und die mit diesen verwandten Diebe und andere raffinirte Spitzbuben.

Was ist nun die dramatische Poesie? — Die dramatische Poesie ist die Kunst durch Theaterstücke sich Tantiemen zu machen. In Frankreich ist sie dieß schon seit geraumer Zeit, weßhalb auch von daher die guten, das heißt effektvollen Stücke kommen. Nun ist sie dieß aber auch, Gottlob! in Deutschland geworden, und wir haben diesem Umstande schon, und werden ihm noch viele effektvolle Stücke zu verdanken haben. Denn so wie Leute Kleider, und Kleider Leute machen: eben so, wenn gute Stücke Tantiemen machen, müssen auch Tantiemen gute Stücke machen.

Die dramatische Poesie ist ihrem Inhalte nach ein Gemisch von epischer, lyrischer und didaktischer Poesie. Man kann sie sehr gut einem Salat vergleichen. Die epische Poesie gibt das Sujet, den Stoff dazu her, z. B. Erdäpfel in einem Familienschauspiel, oder Brunnenkresse in einem pikanten Intriguenstücke, oder Celler in einer schlüpfrigen Komödie, oder Gurken in einer schwer zu verdauenden Kraft-tragödie. — Die lyrische Poesie, wie schon oben gelegentlich erinnert wurde, gibt die Hauptsache her, ohne die der Salat nicht Salat wäre, Essig und Oel, das Aetherische, Alles Verbindende, was doch an sich nichts, für sich allein nicht zu genießen ist. — Und endlich die didaktische Poesie gibt Salz und Pfeffer her, das sind die Sentenzen, die allgemeinen Sätze, die dem Drama erst die Würze geben, und auch von

dem Publikum immer am meisten goutirt und applaudirt werden.

Von der Poesie überhaupt, und insbesondere von der lyrischen ist noch zu erinnern, daß sie sich in der neuesten Zeit ganz der Wirklichkeit, der Politik und ihren Parteien, der Philosophie und ihren Tendenzen, dann auch der Industrie und dem Handel und überhaupt allen Zweigen der Gegenwart, die grünen, hingibt, und deßhalb auch eigentlich erst auf einen grünen Zweig kömmt. Denn so zur Poesie der Wirklichkeit werdend, wird sie auch die Wirklichkeit der Poesie zu Stande bringen, deren Wesen, wie bei allen Künsten, in der Nützlichkeit bestehen muß, wenn es überhaupt gelten soll.

An die dramatische Poesie schließt sich die Schauspielkunst an. Sie ist die Kunst durch die Darstellung einer Rolle in einem Stücke das Publikum zum Klatschen zu bringen. Das Beklatschtwerden ist der erste und letzte Zweck der Schauspielkunst. Dieser soll um jeden Preis, mit Hintansetzung aller Wahrheit und Charakteristik der Darstellung, erreicht werden, denn es geht ja daraus allein auch das wahre Vergnügen des Publikums hervor, welches je mehr es zu klatschen hat, desto mehr sich unterhält. — Wenn also z. B. der Schauspieler eine Gemüthsbewegung, freudige oder traurige, ehe sie in Worte ausbricht, durch stummes Spiel auszudrücken hat, und diese durch die entsprechenden Verzerrungen seines Gesichtes noch nicht so effektvoll zur Erscheinung

bringt, daß die Leute klatschen: so muß er mit dem Kopf nachhelfen, damit zu wackeln anfangen. Klatschen sie noch nicht, so hat er die Arme in Bewegung zu setzen. Und bleiben sie aus einer unbegreiflichen Kälte noch ruhig, so muß er den Rumpf und endlich eines seiner Beine und zuletzt beide Beine in Bewegung setzen, wo dann, wenn an dem ganzen Schauspieler nichts mehr ist, was nicht wackelt, gewiß auch das Publikum wacklig werden und ungeheuer applaudiren wird. In dem Augenblicke aber muß er es auch genug sein lassen und in sein ruhiges Ich zurückfallen; dadurch kann er leicht, des ungeheuren Contrastes wegen, noch einen neuen ungeheuren Applaus hervorrufen.

Wie über die Kunst, so lassen sich auch über die, die sie ausüben, über die Künstler, und das, was der Künstler macht, allgemeine Sätze aufstellen.

Zuerst braucht der Künstler Genie. Bei dem Zukunfts-Musik-Künstler vertritt, wie schon oben bemerkt wurde, der Verstand dessen Stelle. — Von dem Genie glaubte man einst, es müsse angeboren sein. Allein man entdeckte, daß es sich auch durch intimen Umgang mit denjenigen, die angeborenes Genie besitzen, gewissermaßen durch Ansteckung gewinnen lasse. Erst nimmt man die Aeußerlichkeiten von dem Genie an, seine Eigenheiten in der Art sich zu tragen, lange Haare, verschiedene Sorten Bärte, nackten Hals, Blouse u. dgl., dann seine Manieren, das wie er sich räuspert und spuckt, sowohl im Leben,

als auch in der Behandlung der Kunst. Da wird man sich zuerst freilich nur mit den Fehlern des Genies angesteckt haben; allein da diese auf das innigste mit den Tugenden und Vorzügen zusammenhängen, so wird man endlich, ehe man sich's versieht, auch diese geerbt haben und ein complettes Genie sein. Dieß ist auch der Grund, weßhalb wir gerade die Genielosen die Genies so sehr aufsuchen und sich an sie drängen sehen.

Zweitens muß der Künstler Begeisterung haben. Diese geht oft aus dem Künstler selbst, aus der innerlichen, geistigen Wärme, aus seiner Liebe für das Werk, das er schaffen will, hervor. Wenn dieß aber nicht der Fall ist, so kann man durch äußerliche, körperliche Erhitzung, wie sie geistige Getränke hervorbringen, nachhelfen, die Seele gewissermaßen durch den Körper heizen lassen, erwärmen, welche Wärme der Kunst sogar eben darum besser als die ordinäre, natürliche zu statten kommen kann. Doch ist die andere Art der Begeisterung, die natürliche, ohne Zuthun geistiger Getränke, vorzuziehen, weil sie wohlfeiler ist, oder eigentlich gar nichts kostet.

Allein die vornehmste, die Haupteigenschaft eines Künstlers ist — die Einbildungskraft, denn sie macht den Künstler; ja durch sie, die göttliche, allmächtige Einbildungskraft werden selbst alle diejenigen, die es in der That nicht sind, doch wenigstens in ihren eigenen Augen zu Künstlern gemacht.

Uns also, die wir nicht mit Genie und der ihm eigenthümlichen Begeisterung von der Natur begabt wurden, und die wir deßhalb nie eigentliche Künstler werden können, uns laßt nur so viel als möglich unsere Einbildungskraft ausbilden und erhöhen, damit wir doch endlich so glücklich werden, in unserer eigenen Meinung als Künstler dazustehen. Wer dahin gelangt, hat auch Hohes erreicht; die Meinung der Welt liegt unter ihm, er kann sie übersehen und verachten.

Eine Dichterklage.

Von Otto Prechtler.

Sie haben's Alle — Alle nicht erkannt,
Wie reich — und d'rum an Weh so reich mein Leben;
Die Seele, ewig zu sich selbst gebannt,
Muß Frage sich und auch die Antwort geben.

Das Hohe, das mich mit Bewund'rung füllt,
Es hebt sie keine Handbreit von der Scholle;
Das Schöne, das sich meinem Sinn enthüllt,
Und das mich hinreißt, darbt am Freudenzolle.

Das Ewige, das Wahre, die Natur,
Der Liebe nie begriff'nes, heilig Walten,
Es hinterläßt im Herzen keine Spur,
Die, wahrlich, eh' sie glühten, schon erkalten.

Ich warf in ihre Seele meine Gluth,
Sie hörte auf, in fremder Brust zu leuchten;
Die Poesie vergoß ihr Rosenblut,
Wozu? — ihr eig'nes Grab nur zu befeuchten.

Die Liebe, die aus Wald und Welle spricht,
Ich trug sie auf die besten Herzen über;
Sie schlugen bei des Gottes Nahen nicht,
Und unbegriffen klang sein Wort vorüber.

Alltäglichkeit behielt ihr altes Recht
Mit ihren leeren Freuden, leeren Schmerzen;
Man ist der Erde Herr, der Erde Knecht;
Wer faßt und liebt den Frühling noch der Herzen?

Wo ist die Ahnung eines edlern Seins?
Des Höchsten, Tiefsten wunderbare Ahnung?
Die Siegerin des eitlen, falschen Scheins,
Der höhern Abkunft frohbegriff'ne Mahnung?

Wo ist des Lebens Lust nach seiner Müh'?
Die bloße Ruh' kann nicht zur Freude werden;
Wann blüht und wo des Herzens Poesie,
Wenn für das Herz nicht Raum und Zeit
auf Erden?

Ihr habt mich Alle — Alle nicht erkannt,
Euch klingt die Memnonssäule nur vergebens!
Wie ich zu mir — seid ihr zu euch verbannt,
Inmitten eines weichen, bessern Lebens.

Ich aber bleib ihm treu, wie er mir's blieb,
Dem Gotte, dessen Flügel mich umrauschen;
Vielleicht, daß Ein Herz, das uns Beiden lieb,
Mit mir verlangt, dem Memnonslied zu lauschen!

Gedichte.

Von Eginhard.

Das Christusbild im Hochgebirge *).

An einem Baum im Walde da hängt ein Christusbild,
Vor ihm das ew'ge Lämplein, wie seine Gnade mild,
Ringsum tiefgrüne Matten, bekränzt vom Waldessaum,
Und Alpen lugen nieder zum heil'gen Waldesraum.

Und einer zieht vorüber, und spricht im Stolz: Du hier?
Was soll hier Dein Vermitteln? — Die Gottheit naht sich mir
Unmittelbar im Schmucke der heiligen Natur
Darum auch, Dich nicht grüßend, verfolg' ich ihre Spur.

Ein Zweiter zieht vorüber, bekreuzig't sich und spricht
Mit wahrer Lust der Seele: Auch hier Dein mildes Licht,

*) Aus einem Manuskripte: „Weltliche Lieder."

Wie einst mein Morgenschimmer, so einst mein Abendstern
Im Dome wie im Walde, wie grüß' ich Dich so gern.

Ein Dritter kniet und weinet, und betet inniglich:
Im wilden Drang des Lebens, verlor ich Armer Dich,
Hier finde ich Dich wieder in Waldeseinsamkeit,
Dein will ich wieder werden — von nun — in Ewigkeit.

Und bei dem Wort des Ersten fiel kalter Nebel ein,
Und bei dem Wort des Zweiten grüßt mild des Lämpchens Schein,
Doch bei dem Wort des Dritten ein Sonnenstrahl erglänzt,
Zu Rosen wird der Nebel, der Bild und Beter kränzt.

An den Engel des Traumes*).

Du — dem zum Lob einst Göttersänge klangen,
Mit sterndurchglänztem dunklen Lockenhaar,
Von Lotusblumen purpurroth umfangen,
Dein Leib wie Mondenschimmer zitternd klar —
Vom letzten Abendroth glüh'n deine Wangen,
Aus Wolken schwebst du nieder wunderbar! —
Und — wie die Menschen sich zur Ruhe legen —
So duften dir die Blumen all' entgegen.

*) Aus einem Manuskripte: „Weltliche Lieder."

Der du ihn hebst, den Alp der ird'schen Hülle,
Der lastend auf der bangen Seele liegt,
Daß wenn der Leib entschlief in nächt'ger Stille,
Sie halbbewußt ein Wahn der Freiheit wiegt,
Du mit dem Horne, dessen reiche Fülle
An Wonne wie an Martern nie versiegt,
An Gottes Statt auf Erden ist dein Schalten
Und seinen Fluch und Segen birgt dein Walten.

Von dir wird streng die Zunge an der Wage
Der ewigen Gerechtigkeit bewacht,
Wie sehr sie sonst verrückt auch war am Tage,
Du stellest sie zurecht in stiller Nacht,
Zu deinem Ohre tönt die bangste Klage,
Der kühnste Frevel bebt vor deiner Macht:
Du bist allmächtig, du allein hienieden,
Dein Busen birgt den Krieg und birgt den Frieden.

Dem Künstler, der in Stein, in Wort, in Farben
Nach seines inneren Dranges Deutung rang,
Der trüb entschlief, weil alle Zeichen darben
Und ihm sein schönstes Werk nur halb gelang,
Ihm lasse seiner Sehnsucht Wunden narben —
Wie einst die Memnonssäul' am Morgen klang,
So halte er zu Nacht im Traum umschlungen,
Wonach er wachend, ach! umsonst gerungen.

Du Rosengärtner lasse Kränze winden
Und an der Armuth kahlem Lager blühen,

Du Farbenschöpfer — vor dem Aug' des Blinden
Laß seine Nacht im Glanz des Lichtes glüh'n,
Du Todtenwecker lasse wieder finden
Den, der ein Liebes sucht, das längst dahin;
Erbarme du dich jeden Weh's auf Erden,
Was nie geheilt, durch dich kann es noch werden.

Dem Mörder lasse fühlen deine Dolche,
Am falschen Priester nag' dein ew'ger Wurm,
Den bösen König mögen giftige Molche
Umzischen wild — in seinem tiefsten Thurm
Und dem in Wollustrausch entschlaf'nen Strolche
Werd' seiner Buhlin Hauch zum eis'gen Sturm,
Dem Laster reiche du den Schierlingsbecher
Und jeder Unschuldsthräne sei ein Rächer.

Ein Vorspiel für das ewige Vergelten
Ist dein geheimes nächtig Tribunal,
Gesendet bist du uns vom Herrn der Welten,
Der frommen Lust und der Verruchten Qual.
Die Tage bläh'n sich stolz, die sonnerhellten,
Und deine Nacht sie dämmert mondenfahl,
Doch einst verlischt des Tages falsche Wahrheit
Und deine Dämm'rung wird zur ewigen Klarheit.

Gedichte.

Von W. H. Landt.

Herbst.

Kälter wird es, täglich kälter,
Durch die Flur weht Todesschmerz;
Auch wir wurden kälter, älter,
Herbst durchschauert unser Herz.

Von den schönen stolzen Flammen
Unsres hohen Liebeglücks
Blieb nur Asche! Sie zusammen
Schüren wir nun feuchten Blicks,

Blasend in die tauben Kohlen;
Doch die lodern nicht mehr auf!
Und die Thräne rinnt verstohlen
Als ein Todtenopfer d'rauf.

Ja der Winter naht, der trübe,
Bald, gar bald wird's frieren, schnei'n —

Und im eig'nen Schnee die Liebe
Und das Herz erfroren sein.

Nachts.

Alle Blumen schließen sich,
Ringsum tiefes, heiliges Schweigen,
Aus den Wolken grüßen mich
Sterne mit trautem Liebesneigen.

Hält doch die Gottheit dich liebend umfangen,
Stürmisches Herz! und noch klagest du? —
Ach, nach Ruh'
Geht mein sehnendes Verlangen!

Die drei Gesellen.

Es zogen drei junge Gesellen hinaus
In's Weltgewühl aus dem Vaterhaus,
Sie wollten erobern mit Kraft und Muth:
Das irdische Glück, das irdische Gut.

Dem einen dünkte das schöne Weib
Mit lächelnden Lippen, mit blühendem Leib
Des Lebens Krone, der Erde Preis —
Er schlang um das Weib sich liebeheiß.

Und als er sich endlich dem Zauber entrafft,
Da hat er vergeudet den Muth und die Kraft.

Er fühlt sich zu schwach, zu ringen auf's Neu,
Ihm blieb nur im Herzen die nagende Reu'!

Der Zweite dachte gar klug und fein:
Das Gold macht froh und glücklich allein;
So hat er denn Alles versucht und gewagt,
Und nimmer geruht und nimmer gezagt.

Nun sitzt er bei eisernen Truhen voll Geld
Im einsamen Zimmer, und zählt und zählt;
Sein Gott, sein Glück, seine Lust und sein Schmerz,
Sie ruh'n in den Truhen, und auch sein Herz!

Der Dritte zog fröhlich hinaus in die Welt;
Er hatte sich Gott anheim gestellt,
Und strebte und schaffte sonder Harm
Und rührte rüstig den kräftigen Arm.

Und suchte ihn heim ein Leid, eine Pein,
So dacht' er: auf Regen folgt Sonnenschein;
Und sang ein Lied, sich zu frischen den Muth,
Aus voller Brust — und Alles war gut!

Nun hält er umschlungen ein treues Weib,
Sein Herz ist voll Gluth, voll Kraft sein Leib,
Sein Glaube fest und stark sein Muth —
Ob der wohl erobert das irdische Gut?

Gedichte.

Von Karl Max.

Spitzenklöppler-Lied.

Es fliegen die Klöppel im lustigen Tanz,
Es schlingt sich der Faden so künstlich zum Kranz,
Es fügen die Kränze zu Blumen sich rund
Und bilden der Spitze durchsichtigen Grund.
Flieget ihr Fäden flink auf, flink ab,
Klappert ihr Klöppel klippklapp klippklapp!

Es soll dieser Schleier, so duftig und fein,
Dem glücklichen Bräutchen zur Zierde einst sein,
Wohl, wenn er ein lächelndes Köpfchen umschließt
Und auf ihn nicht die Thräne hernieder dann fließt.
Flieget ihr Fäden flink auf, flink ab,
Klappert ihr Klöppel klippklapp klippklapp. —

Ich forme viel Blumen von zierlicher Art
In dieses Gewebe, so kostbar und zart,

Die Seufzer, die nächtlich ich wob mit hinein,
Zählt Gott der Allmächt'ge dort oben allein.
Flieget ihr Fäden flink auf, flink ab,
Klappert ihr Klöppel klippklapp klippklapp.

Der Mensch, der gebrechliche, immer sich webt
Ein blumiges Bild, das er rastlos erstrebt,
Und hat er es endlich errungen dann kaum:
So ziert es als Spitze sein Bahrtuch am Saum.
Flieget ihr Fäden flink auf, flink ab,
Klappert ihr Klöppel klippklapp klippklapp.

Herbst.

Der Tag nimmt ab, der Herbst ist da,
Das Laub fällt von den Bäumen,
Schon ist der Vater Winter nah,
Wird nicht mehr lange säumen.

Ich sehe sinken Blatt um Blatt
Und sich zur Erde neigen,
Sie fallen alle lebenssatt
Und leer wird's in den Zweigen.

Dort oben an dem Wipfel hoch
Seh' ich ein Blatt noch schweben,
Das letzte auf dem Baume noch,
Verlassen, einsam kleben.

Das Blättchen hol' ich mir herab,
Ich will es gut bewahren,
Es find' bei mir ein würdig' Grab,
Denn es hat viel erfahren.

Es ist, wenn noch so zart und klein,
Ein Denkblatt der Geschichte,
Man liest in seinen Adern fein
Die blühendsten Gedichte.

Die Sonne selbst hat es geschmückt
Mit stattlich grünem Glanze,
Manch Abendroth hat es beglückt,
Der Sturmwind führt's zum Tanze.

Viel Märchen weiß es, schön und reich,
Von Gott und seinen Thaten,
Und was die Vögel im Gezweig
Geheim besprochen hatten. —

Bald liegt der Schnee hoch vor der Thür,
Wenn mich dann Grillen quälen,
So soll das kleine Blättchen mir
Vom Sommer dann erzählen.

Das Grab
auf dem Oybin.

Erzählung von **Kleroth**.

I.

In einem anmuthigen Thale der Lausitz, zur Rechten der Hochwald, zur Linken die böhmischen Gebirge, erhebt sich das fantastische Felsgebilde der Oybin mit den Ruinen eines Klosters und Raubschlosses geschmückt. Am Fuße des Hochwaldes stand vor vielen Jahren mitten im Walde ein kleines Jägerhaus. In diesem hauste der Förster mit seiner einzigen Tochter. Johanna war schön, wie der junge Tag, ihre Wangen wie Pfirsichblüthe, ihre von der Luft leicht gebräunte Stirne, das schwarze in schweren Locken um ihr heiteres Gesicht flatternde Haar, verliehen ihr einen Ausdruck von Muthwillen und Schalkheit, welcher ihre braunen, in mildem Feuer leuchtenden Augen, ihre rothen Lippen noch erhöhte. Ihre volle kräftige Gestalt war

von einer Elastizität und einem Feuer, welche Kraft und Gesundheit verrieth. Ihr immerwährender Aufenthalt in den Bergen, ihre Beschäftigung, und die Führung des Hauswesens, Arbeit und Gebet hatten ihren Körper gestählt, und ihrem Geist eine heitere Richtung gegeben. Sie war aber auch der Abgott ihres Vaters; er konnte ohne sie nicht leben. Wenn er frühe in den Wald ging, dann herzte und küßte er sie, als fürchte er nicht mehr in's Haus zurückzukehren, und wenn er Abends zu Hause kam, dann feierte er ein Wiedersehen, als hätte er Johanna eine Ewigkeit nicht gesehen. Sie empfing ihn aber auch mit einer Freude und einer Zärtlichkeit, welche dem bereits alternden Mann unendlich wohl that. So wurde sie zwanzig Jahre, ihr einziger Gedanke war ihr Haushalt, und ihr Streben ihrem Vater in allem Folge zu leisten und seine Zufriedenheit zu erlangen. In seinen Augen war sie auch das schönste und liebenswürdigste Mädchen in der ganzen Gegend. Obgleich er einsah, daß sie nun in dem Alter sei, um zu heirathen, so konnte er den Gedanken doch nicht fassen, sich von ihr zu trennen. Im Gegentheil er suchte Alles aufzubieten, um seine Tochter von jedem männlichen Umgang fern zu halten. Und das gelang ihm auch. Johannas Herz war noch nicht in Wallung gerathen durch den Anblick eines Mannes, sie hatte noch nie daran gedacht, sich zu verheirathen, und ahnte auch nicht, daß sie jemals sich vermählen werde. Sie wünschte es auch nicht, denn sie war glücklich

und zufrieden in ihren gegenwärtigen Verhältnissen, und blühte wie ein Veilchen im Verborgnen.

Eines Tages erschien ein Commando österreichischer Feldjäger auf der böhmischen Gränze, welches dorthin verlegt wurde, um den Schmuggel zu verhindern, welcher seit längerer Zeit an Ausdehnung gewann. Die Jäger wurden in die einzelnen Dorfschaften verlegt, und auch in der Nähe des Jägerhauses einige einquartirt. Was war natürlicher, als daß sie auch nach Sachsen herüberkamen, und Bekanntschaft mit dem Förster und seiner schönen Tochter machten. Freilich sah dieß Johannas Vater nur sehr ungern, allein was sollte er thun? Er konnte österreichischen Soldaten doch nicht das Haus verbieten, und zum erstenmal in seinem Leben bereute er es, daß er Johanna nicht schon lange verheirathete. Indeß er nahm sich vor Alles aufzubieten, um ihr Herz vor allen Eindrücken zu bewahren, welche ihr gefährlich werden konnten.

Unter den Soldaten, welche zuweilen in die Försterei kamen, war auch ein Oberjäger, der sich durch seine schöne Gestalt und sein ächt soldatisches Wesen auszeichnete. Er hieß Fritz Miller, war ehemals Student gewesen, und hatte aus Liebe zu dem Waffenhandwerk die Feder und die Bücher mit der Kugelbüchse und dem Säbel vertauscht. Jung und hübsch, mit einigen Kenntnissen ausgerüstet, bei einem gewandten Benehmen und einer heiteren Laune, konnte

es ihm nicht fehlen, überall freundlich aufgenommen zu werden. Auch Johanna fand Gefallen an dem hübschen Fritz, sie sah es gerne, wenn er den Vater besuchte, und seine drolligen Einfälle und Treuherzigkeit den alten Mann zum Lachen brachten. Johanna konnte den Augenblick nicht erwarten, wenn er zu ihnen kam, sie fühlte sich da immer so wohl, so heiter und zufrieden, daß sie sich selbst gestehen mußte, sie hätte es gar nicht denken können, daß sie noch glücklicher werde, als sie es ohnehin schon war. Ohne daß es Johanna bemerkte, hatte sich in ihr Herz Liebe für den hübschen Oberjäger eingeschlichen, und auch ihr Vater dachte nicht daran, denn er hielt die aufkeimende Neigung für eine schwesterliche Anhänglichkeit. Fritz, der Erfahrung und Gewandtheit genug besaß, um dieß beurtheilen zu können, freute sich einen solchen Eindruck auf die schöne Waldblume gemacht zu haben, und hoffte sie vielleicht einst als Frau zu besitzen. Er wartete nur einen günstigen Moment ab, um Johanna sein Herz zu eröffnen und ihre Gegenliebe zu erringen. Dazu fand sich eines Tages die beste Gelegenheit. Johanna war in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Fritz, der es erfuhr, schlich ihr nach, und fand sie, wie sie gerade beschäftigt war, die schönsten zu pflücken und in ein Körbchen zu legen. Er grüßte sie freundlich, näherte sich ihr und sagte: „Guten Morgen, Jungfer Johanna, die schönen Beeren gehören gewiß für Ihren lieben Vater?“

„Für wen denn sonst! Sie wissen ja, Herr Miller, daß mein Vater meine einzige Freude, mein einziges Gut auf der Welt ist;“ entgegnete Johanna sanft erröthend und legte wieder einige schöne Exemplare, welche sie gepflückt hatte, in das Körbchen.

Miller kniete sich neben sie in's Moos und half ihr pflücken, die Schönsten aussuchen, und sie in's Körbchen legen. Johanna freute sich darüber wie ein Kind, und sah Miller mit ihren braunen Rehaugen so treuherzig an, daß er sich nicht länger beherrschen konnte. Er faßte ihre Hand und sagte: „Liebe Johanna, ich fühle mich unendlich glücklich, Sie kennen gelernt zu haben, nun erst weiß ich, was Leben ist, früher war ich todt. Allein seit ich in ihre schönen Augen blickte, ihre bezaubernde Stimme gehört hatte, mich Ihres Umgangs freuen, Sie beobachten und Ihre Tugenden hochschätzen konnte, seit dieser Zeit bin ich ein anderer, ein besserer Mensch geworden.“

„Wohl Ihnen, wenn es so ist. Allein ich fürchte, Sie schmeicheln mir, und es würde mir Leid thun, weil ich Sie nicht gerne auf einer Lüge ertappte.“

„Das werden Sie nie!“ entgegnete Fritz und führte Johannas Hand an seine Lippen.

Johanna entzog sie ihm, und entgegnete: „Nicht doch, Herr Miller, das schickt sich nicht!“

„Es sollte sich nicht schicken einem Mädchen, das man achtet, und warum soll ich es nicht sagen, das man liebt, die Hand zu küssen?“

Johanna wurde bei dieser Aeußerung über und über roth. Dieses erste Liebesgeständniß machte ihr Herz beben, und ihre Pulse noch heftiger schlagen.

Sie war so verwirrt, daß sie kein Wort hervorzubringen wußte. Sie schlug die Augen nieder und seufzte. Miller war über diese Verwirrung sehr erfreut. Er hatte in seinem Leben Erfahrung genug gemacht, um nicht aus dieser Verwirrung auf Johannas Neigung zu schließen. Er wagte es seinen Arm um Johannas schlanken Leib zu legen und wollte sie an sich ziehen, doch in diesem Augenblick raschelte es im Gebüsch, und Nero, der Jagdhund des Vaters, kam daraus hervor, lief gerade auf Johanna zu, sprang an sie hinauf und leckte ihr das blühende Gesicht. Johanna war über Miller's Worte so erschrocken, daß sie nicht bemerkte, daß dem Hunde der Vater folgte. Dieser war nicht wenig erstaunt, als er Johanna in dieser Stellung sah. Er verfärbte sich unwillkürlich, und ein leises Zittern, welches dem kräftigen Mann zum erstenmal in seinem Leben ankam, machte seine Knie beben. Doch sich fassend rief er: „Johanna!"

Johanna sprang schnell auf, und wie eine Centifolie roth, stammelte sie: „Was willst Du, lieber Vater?"

Auch Fritz war aufgesprungen, und dem Förster entgegeneilend, ihm die Hand drückend und ausrufend: „Guten Tag, Herr Förster!" war das Werk eines Augenblicks.

Der Förster war über diese Keckheit sehr erstaunt. Er wußte nicht, was er erwiedern sollte, die Furcht Johanna auf das Unziemliche ihres Benehmens aufmerksam machen, hieße Oel in's Feuer gießen, und das Uebel vergrößern. Er zwang sich daher zu einem Lächeln und sagte scherzend: „Ei, ich glaube, Ihr habt mit einander mehr Erdbeeren gegessen, als gepflückt, und für mich gar nichts übrig gelassen?"

Johanna fiel ein Stein vom Herzen, als sie diese Anrede vernahm, welche ihr bewies, daß der Vater ihre Verlegenheit nicht bemerkte. Sie war gleich wieder so lustig und guter Dinge, als wenn nichts vorgefallen wäre, hob das Körbchen vom Boden auf, und reichte es dem Vater mit folgenden Worten: „Da überzeuge Dich selbst, lieber Vater, ob wir alle Erdbeeren zusammengegessen haben," und die schönsten heraussuchend, steckte sie sie dem Vater in den Mund. Der hatte natürlich nichts Eilenderes zu thun, als die, von dem Liebling seiner Seele gespendete Gabe mit großer Hast und sichtlichem Wohlbehagen zu verzehren, und Johanna den doppelten Vortheil dem Vater eine Freude bereitet, und ihm im strengsten Sinne des Wortes den Mund verschlossen zu haben, damit er ihr keine Vorwürfe mehr machen könne.

Der Förster aber wurde durch diese Begegnung überzeugt, daß Johannas Herz nicht mehr frei, sondern für den schmucken Jäger entbrannt sei, und er beschäftigte sich mit dem Plan, auf welche Weise er diese aufkeimende Leidenschaft zerstören, und sie wieder

sich selbst, und ihm zurückgeben könne. Unter heiteren harmlosen Gesprächen legten sie den Weg in's Försterhaus zurück, und der Förster lud Miller sogar zum Abendessen ein, um die beiden jungen Leute zu beobachten, und sich zu überzeugen, wie weit eigentlich die Neigung Johannas schon Wurzel gefaßt hatte. Johanna war über diese Einladung sehr erfreut, sie tummelte sich mit größtem Vergnügen in der Küche herum, ein vortreffliches Abendbrot zu bereiten, um ihre Kochkunst zu zeigen; denn sie wollte nicht, wie andere Mädchen, mit Flitter, sondern durch häusliche Tugenden, dem Gegenstand ihrer Neigung gefallen. Während sie in der Küche war, ließ sich der Förster mit dem Oberjäger in ein Gespräch ein, welches seine Zukunft und seine gegenwärtige Stellung als Soldat betraf. Miller sprach darüber mit großer Leichtigkeit. Er fühlte sich unendlich glücklich in seinem Wirkungskreis, und hob vorzüglich hervor, daß der Soldat an keinen bestimmten Ort gebunden, ein weit größeres Gefühl von Unabhängigkeit bewahre, als jeder andere Stand. Der Förster stimmte ihm bei, und meinte, daß er sich wohl auch schon bald von hier wegsehnen, und einen neuen Aufenthaltsort wünschen werde. Miller erröthete leicht, und entgegnete, es gefiele ihm hier vorzüglich und er wolle sein Lebelang da bleiben, eine Aeußerung, welche dem Förster nichts weniger als angenehm war.

Das Gespräch wurde durch Johanna unterbrochen, welche in die Stube trat, und den Tisch deckte

Sie machte das Alles mit einer so natürlichen Anmuth, daß dem Vater sowohl wie Miller das Herz im Leibe lachte. Ihre schönen Hände streiften das Tischtuch so glatt, und die runden Arme glänzten so frisch in dem Kerzenlichte, so wie das vom Herdfeuer geröthete Gesicht und die blitzenden Augen dem lebensfrohen Miller fast den Athem benahmen. Johanna war hinreißend schön, und die innere Aufregung erhöhte noch die Schönheit ihrer Gestalt und ihres herrlichen Antlitzes. Der Vater bemerkte mit großem Verdruß, daß an Johannas innerer Bewegung nur der Wunsch dem Jäger zu gefallen, Schuld sei, und ein Gefühl von Eifersucht preßte das Herz des Försters krampfhaft zusammen. Er konnte seine innere Bewegung kaum bemeistern, und sein sonst so heiteres Gesicht verdüsterte sich unwillkürlich; es wechselte die Farbe und war bald blaß, bald roth.

Johanna, die sonst nur Augen für ihren Vater hatte, bemerkte es nicht, sie war zu sehr mit den Vorbereitungen für das Nachtmahl beschäftigt, und die freundlichen Blicke, welche sie zuweilen Miller zuwarf, bewiesen nur zu sehr, welches mächtige Interesse sie an ihm nahm, eine Erfahrung, welche ihrem Vater im höchsten Grade unangenehm war.

Johanna hatte kaum den Tisch gedeckt, so ging sie in die Küche, um die Speisen aufzutragen. Sie kehrte bald zurück und brachte einen dampfenden Kalbsbraten, welchen sie mit großer Kunstfertigkeit zerlegt hatte. Doch nicht wie früher legte sie die

besten Stücke ihrem Vater vor, sie bemerkte es kaum, daß sie die geschmackvollsten dem Oberjäger zuschob, welches der Vater mit großem Verdruß beobachtete. Auch bei Tische hatte sie nicht wie gewöhnlich nur Sinn für das leere Glas desselben, welches sie gleich mit dem köstlichen Bier füllte, sie berücksichtigte vielmehr das des Oberjägers und beeilte sich es schnell zu füllen, wenn es etwa leer geworden, auch im Gespräche wendete sie sich mehr dem schmucken Jäger als ihrem Vater zu, Dinge, welche dem Förster peinlich und unangenehm waren. Durch diese Erfahrungen wurde er immer mehr in dem Entschluße bestärkt Alles aufzubieten, um den Versucher so bald als möglich zu entfernen, ehe noch das gefährliche Gift in ihrem Inneren um sich greife. Johanna hatte keine Ahnung von dem, was in der Seele ihres Vaters vorging. Sie war so glücklich wie noch nie, und in ihrer Unschuld wußte sie auch nicht, daß sie ihn durch ihr Benehmen verletze. Im Gegentheile, sie glaubte recht zu thun, und gab sich den Eingebungen ihrer heiteren Laune mit der ganzen Kraft ihres Gemüthes hin. Doch je heiterer sie und Miller wurden, welcher angeregt von Johannas Schönheit und Liebreiz, von dem Muthwillen und der Schalkheit, welche ihre schönen Züge vergeistigten, ebenfalls seinen Launen und seinem Witz freien Lauf ließ, desto ernster wurde der Vater. Die beiderseitige Heiterkeit wurde ihm qualvoll. Er schützte ein Unwohlsein vor, um die Unterhaltung abzukürzen,

und sich früher wie gewöhnlich zu Bette zu legen. Dieses Ereigniß wirkte sehr niederschlagend auf Johannas heitere Laune, und ihre Besorgniß stimmte sie plötzlich ernst. Ihre Stimmung theilte sich auch Miller mit, und man trennte sich mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.

II.

Den anderen Morgen beim Frühstück, bei welchem Johanna etwas ernster als gewöhnlich schien, sagte der Vater: „Ei Johanna, ich glaube gar, Du bist nicht mehr so heiter wie gewöhnlich. Du siehst blaß aus, hast Du nicht gut geschlafen?"

„Lieber Vater, die Sorge um Dich hat mir eine schlaflose Nacht gemacht! Ich fürchtete, Du würdest krank werden, und diese Furcht hat mich zu sehr bekümmert."

„Sonst nichts? Johanna, sage die Wahrheit. Ich glaube als Dein Vater, ich verdiene es, daß Du mir nichts verhehlst," entgegnete der Förster und sah seine Tochter mit durchdringenden Blicken an.

Johanna wurde dunkelroth.

Diese Röthe hatte der Förster erwartet, denn er kannte die Reinheit von Johannas Seele, und konnte sich sie auch leicht erklären. Er kam zum Bewußtsein, daß Johannas Herz von der Liebe erfaßt sei — und diese Erfahrung machte ihn erblassen.

Dessen ungeachtet hatte er Selbstbeherrschung genug seiner Tochter die innere Unruhe zu verbergen, und der Entschluß, allen seinen Einfluß aufzubieten, den Versucher für immer aus ihrer Nähe zu entfernen, bemächtigte sich seiner Seele mit der ganzen Energie seines Willens.

Nur wußte er noch nicht, welche Hebel er in Bewegung setzen solle, um sein Vorhaben durchzuführen, und diese Unentschiedenheit verdüsterte unwillkürlich seine sonst so heiteren Gesichtszüge.

Johanna, die gewohnt war jede Miene ihres Vaters zu beobachten, und daraus einen Schluß auf seine innere Stimmung zu ziehen, entging diese Düsterkeit nicht, und dem Vater die gebräunte Wange liebkosend sagte sie: „Lieber Vater! Du bist nicht heiter! Sei aufrichtig gegen Dein Kind! Was ist Dir? Gestehe es mir, lieber Vater! Ich sehe, Du bist verstimmt!“

„Ich läugne es nicht! Ich fühle mich etwas angegriffen von dem Unwohlsein der heutigen Nacht.“

„Nein, nein! das ist es nicht! Es ist etwas Anderes, was Dich bekümmert! Verhehle mir nichts! Du weißt, wie sehr mich das kleinste, unbedeutendste Mißvergnügen, welches auf Deinem lieben Gesichte sichtbar ist, ängstigt. Ich fürchte, meine ausgelassene Lustigkeit von gestern Abends ist wohl das Unwohlsein, welches Dir eine schlaflose Nacht bereitete?“

„Fühlst Du, daß Du wirklich etwas ausgelassen warst?“

„Leider, lieber Vater! Der muntere Miller hat mich dazu verleitet."

„Wenn er Dich nur zu nichts Anderem verleitet," entgegnete der Förster ärgerlich.

„Wozu sollte er mich denn verleiten?" entgegnete Johanna erstaunt!

„Zur Falschheit gegen Deinen Vater!"

„Und das glaubst Du von Deiner Tochter? das kränkt mich tief!" rief Johanna, und brach in Thränen aus.

Der Förster stand schnell vom Lehnstuhl auf, in welchen er sich gesetzt hatte, und trat zu Johanna, um sie zu besänftigen. Diese Aeußerung ihres Gefühles that ihm unendlich wohl, denn sie bewies ihm nur zu deutlich, wie aufrichtig sie ihn liebe.

Er fühlte sich plötzlich so erheitert, daß er Miller und die Gefahr vergaß, welche ihm aus seiner Bekanntschaft erwuchs.

Er gab sich neuerdings der angenehmen Hoffnung hin, daß Johannas Herz noch frei, daß Miller nur einen flüchtigen, vorübergehenden Eindruck auf sie ausübte, und es ihm möglich sei, durch seine Entfernung denselben für immer zu verwischen. Er faßte daher wiederholt den Entschluß, Miller so bald als möglich zu entfernen, und sich jeder Sorge für seine und Johannas Zukunft für immer zu entheben. Indeß, er war klug genug, diesen Vorsatz zu verbergen, so daß Johanna keine Ahnung davon hatte. Die Büchse von der Wand nehmend, sagte er: „Liebe

Johanna, ich muß jetzt hinaus in den Wald, die kräftige Luft wird mir wohl thun, im Holzschlag gibt es viel Arbeit, ich muß die Holzhauer überwachen."

Johanna trocknete ihre Thränen, holte den runden Jagdhut, und setzte ihn dem Vater auf, band ihm das Halstuch, und ihn küssend sagte sie: „Lieber Vater, geh' mit Gott, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Du recht gesund und heiter zurückkehrst."

„Ich hoffe es, denn die Versicherung Deiner Liebe hat mir sehr wohl gethan. Du weißt, ich bin mißtrauisch, und habe nichts auf der weiten Welt, als Dich; wenn Du mich nicht mehr lieben solltest, so ist mir dieses Leben auch zuwider, und ich wünschte mich lieber im Grabe als auf der Erde."

„O, sprich nicht so, lieber Vater, Du zerreißt mein Herz! Wie kannst Du Dein einziges Kind so kränken, das Nichts auf der weiten Welt hat, als Dich!"

„Wirklich nichts, als mich?" fragte der Förster und sah Johanna bei dieser Frage so durchdringend an, daß sie wiederholt erröthete.

„Siehst Du, daß Du mich belogen? Warum wirst Du über und über roth?"

„Ich weiß es nicht, lieber Vater, allein unwillkürlich trat die Röthe auf meine Wangen" —

„Du weißt es nicht? Ich aber weiß es!"

„Du lieber Vater?" sagte Johanna lächelnd, und erröthete noch mehr, „so sage es mir, lieber Vater?"

„Du bist verliebt?“

„Ich?“

„Ja Du! Läugne es nicht! In ihn den Verführer, welchem ich am liebsten mit dieser Büchse das Lebenslicht ausblasen möchte!“ entgegnete der Förster in einer so leidenschaftlichen Aufregung, daß Johanna erblaßte und zu zittern begann.

„Vater!“ rief sie, „Vater, wie kommst Du mir vor! So sah ich Dich noch nie! Ich fürchte mich vor Dir!“

„Fürchtest Du Dich? das ist nur ein Beweis, daß ich Dich durchschaute und meine Vermuthung richtig sei. Dein Herz hat sich ihm, dem glattzüngigen Miller zugewendet, der Dich mir abwendig machen will. Allein es soll ihm nicht gelingen. Ich werde schon dafür sorgen, daß es nicht geschieht, verlasse Dich darauf,“ endete der Förster, warf die Büchse über die Schulter und verließ die Stube.

Johanna blieb erstarrt stehen, sie fühlte, daß ihr Vater wahr geredet, und diese Entdeckung verwirrte sie, denn sie brachte ihr Gefühl für den Oberjäger erst zum Bewußtsein, und mit Schrecken wurde sie gewahr, daß sie Miller wirklich liebe. —

Sie hatte bei der Unschuld ihres Herzens noch gar nie daran gedacht, daß er ihr so theuer sei, wie sie es in diesem Augenblick gewahr wurde. Was sollte sie beginnen. Sie wußte es nicht. Sie hatte die Ruhe ihres Gemüthes verloren. Sie fühlte sich so aufgeregt und verstimmt, daß sie sich selbst

nicht wiedererkannte. Sie fühlte zum erstenmal, daß ihre Harmlosigkeit dahin sei, und sie über ihre Verhältnisse nachdenken müsse. Das sonst so heitere, glückliche und zufriedene Mädchen wurde von diesem Augenblick gänzlich verwandelt. Ein Sturm erhob sich in ihrem Innern, welcher die Blüthe von ihren Wangen streifte, und das Feuer ihrer Augen dämpfte. Doch nicht lange währte dieser Zustand von Gemüthsaufregung. Ihr kräftiger Organismus überwältigte diese innere Aufregung, und eine besonnene Ueberlegung gewann wieder Raum in ihrem Innern. Sie hoffte ihren Vater zu versöhnen, und ihn günstiger für Miller zu stimmen, welchen sie wirklich liebte und sich auch schmeichelte von ihm wieder geliebt zu werden. Sie ging daher mit leichterem Herzen an ihre häusliche Beschäftigung, fest entschlossen, Alles zu vermeiden, um ihrem Vater Veranlassung zur Eifersucht zu geben; und daß es Eifersucht sei, fühlte sie nur zu wohl. Es erschien ihr fast lächerlich — allein der Gedanke, daß sie ihren guten Vater, welchen sie unendlich liebte, durch ihre Neigung kränkte, bekümmerte sie sehr, denn sie wollte um keinen Preis der Welt ihm einen Schmerz bereiten. Was sollte sie thun, um ihren Vater günstiger für Miller zu stimmen. Sie wußte es nicht, allein sie hoffte mit der Zeit ein Mittel zu finden.

Während Johannas Seele von jenen düsteren Stimmungen erfaßt war, kam der Förster in leidenschaftlicher Aufregung in den Wald. Auch sein Ge-

müth, dessen ruhige Heiterkeit ihn sonst in einen behaglichen Zustand versetzte, war nun verstimmt und eine Unzahl Pläne durchzuckte sein Gehirn. Die Vorstellung, daß Miller damit umgehe, seine Tochter zu verführen, und sie dann der Schmach Preis zu geben, hatte unwillkürlich einen Mordgedanken in ihm wachgerufen, und obgleich in dem redlichen Manne, dessen ganzes Leben der Pflichterfüllung und der Liebe zu seiner Tochter geweiht, das Böse ein Fremdling war, so hatte es wie ein schnell wirkendes Gift doch seine Seele erfaßt, und ihn in eine Aufregung versetzt. welche er nie kannte.

Er kam in den Holzschlag und fand die Arbeiter, wie sie gerade beschäftigt waren, eine hohe Tanne zu fällen. Ihr Fall brachte seine Gedanken unwillkürlich auf Miller. Er wünschte nichts sehnlicher, als den Oberjäger eben so stürzen zu sehen, wie diese Tanne.

In finsterer schwermüthiger Stimmung, ohne ein Wort zu reden, den Gruß der böhmischen Holzhauer, die er gedungen, nur flüchtig erwiedernd, setzte er sich auf einen abgehauenen Baumstamm, nahm die Büchse von der Schulter, legte sie neben sich in's Moos und brütete dumpf vor sich hin. Der Morgen war wunderschön. Kein Wölkchen deckte den tiefblauen Aether. Die Sonne beleuchtete die Waldlichtung, in welcher nur noch einige mit einem rothen Kreuz als schlagbar bezeichnete Tannen und Fichten standen, während das gefällte Holz schon in Klaftern

geschlichtet war, und ihre Strahlen zitterten in gebrochenen Lichtern auf den Stämmen und Aesten des sie umgebenden, nicht schlagbaren Gehölzes, welches einzelne Schatten auf die Lichtung warf. Myriaden von Thautropfen zitterten auf den Blättern der Farrenkräuter, Moose, Blumen, Brombeersträucher und Preißelbeeren, welche den Boden in buntem Gemisch wie einen Teppich bedeckten, und ihre prismatischen Lichtreflexe gaben ihnen das Ansehen, als wären sie mit Brillanten geschmückt. Das Summen der Bienen und Käfer, welche sich auf den Gräsern wiegten, der Gesang der Vögel, die in den Zweigen des Waldes auf und niederhüpften, tönte zeitweilig herüber, wenn die verheerende Axt ruhte und die Luft nicht durch das Geräusch der Schläge erschüttert wurde. Eichhörnchen schaukelten sich in den Wipfeln der Bäume, guckten neugierig herunter, ob ihnen nicht eine Gefahr drohe und benagten dann in sorgloser Ruhe die Zapfen, welche sie mit ihren Vorderpfötchen festhielten. Zuweilen sah ein Reh aus dem Gebüsch, und flog dann pfeilschnell wieder davon, wenn es die Arbeiter erblickte.

So war das Waldesleben in seiner vollen Thätigkeit. Dieß alles berührte jedoch den Förster nicht. Er, dessen lebensfrohe Gemüthlichkeit sich sonst im Walde so wohl fühlte, hatte seinen heiteren Sinn gänzlich verloren. Er starrte vor sich auf den Boden und schien nicht zu bemerken, was um ihn vorging.

Da wurde er durch das Gespräch zweier Holzhauer aus seinem Trübsinn geweckt, welche in seiner Nähe arbeiteten und wovon der Eine dem Andern halblaut zuflüsterte: „Du, Seppel, gestern hat Dich der Oberjäger bald an der Jacken g'habt!"

„Nu, und wie! Aber ich bin ihm noch zur rechten Zeit ausg'rissen," entgegnete der andere Holzhauer.

„Aber die Kugel hab' ich schön pfeifen hören!"

„Na freilich, sie ist ja grad neben mir in eine Fichten eing'schlagen. Michel verlaß Dich d'rauf, dem Müller werd' ich's schon noch einsalzen. Eh' er sich's versieht, ist er weg!" lachte Seppel und blies in die Finger.

„Still, der Förster kann's hören!" sagte Michel und zupfte seinen Kameraden am Aermel.

„Er hat Alles gehört!" äußerte sich der Förster, stand auf, und trat zu den Holzhauern. „Nimm Dir gar kein Blatt vor's Maul, Josef, Du kannst gegen mich frei von der Leber weg reden; ich mag den Oberjäger auch nicht leiden!"

„Oh, gestrenger Herr Förster, das glaub' ich nicht, er ist ja in die Jungfer Hanni gebrennt, das weiß die ganze Gegend!" entgegnete der Holzhauer lachend.

„Kerl, was unterstehst Du Dich so etwas auszuposaunen, woran kein wahres Wort ist," schrie der Förster und packte den Holzhauer an der Kehle.

„Na, na, gestrenger Herr Förster. Sie dürfen nicht gleich so rabiat sein. Ich hab's ja nicht g'sagt. Die Leute sagen's, und denen können's doch nicht Allen an die Gurgel," entgegnete der Holzhauer, und suchte sich der kräftigen Faust des Försters zu entwinden.

„Du hast Recht, Josef, den verfluchten Klatschmäulern kann ich doch nicht an den Hals, aber ihm, der meine einzige Tochter so in's Gerede brachte," entgegnete der Förster und ließ die Hand los. „Sprich, was sagen denn die Leute Alles von meiner Tochter und dem Oberjäger?"

„I nu, sie meinen, heirathen kann sie der Herr Oberjäger doch nicht, indeß das macht ja der Liebe keinen Eintrag. Jungfer Hanne wird nicht die Erste und nicht die Letzte sein, die . . . na der Herr Förster werden schon verstehen, was die Leute meinen."

„Freilich verstehe ich, was die Leute sagen wollen! Aber es soll anders werden, die verdammten Plappermäuler sollen schweigen. — Ich schwöre es!" —

„Ja, wie wollen denn der Herr Förster es anstellen? Sie können dem Oberjäger höchstens die Försterei verbieten, und wenn Sie ihn auch zur Thür hinauswerfen, so läßt ihn die Jungfer Hanne zum Fenster wieder herein" — lachte Josef, hob die Axt auf und ging wieder zu seiner Arbeit.

„Wenn es wahr wäre, wenn Johanna geheime Zusammenkünfte mit ihm hätte, sie mich betrügt und

sich nur unschuldig stellt, bei Gott; ich könnte ihn, den Verführer, niederschießen, wie einen tollen Hund!" dachte der Förster, denn das Mißtrauen gegen seine Tochter hatte plötzlich wie mit einem Zauberschlag seine Seele erfaßt, und ihn zu dem Entschluß gebracht, sich in dieser Angelegenheit Gewißheit zu verschaffen. Er verließ, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und die Holzhauer eines Blickes zu würdigen, die Waldeslichtung, und verschwand bald darauf in dem Dickicht des Gehölzes. Die Holzhauer sahen ihm nach, und Josef sagte: „Du Michel, dem Oberjäger habe ich eine gute Suppe ein'brockt. Gib Acht, der wird uns nicht lange mehr schaden."

III.

Johanna hatte indeß bei ihren häuslichen Arbeiten, welche sie in der Küche, im Kuhstalle und Hühnerhose verrichtete, den unangenehmen Auftritt mit ihrem Vater vergessen, und sich nur mit Miller's Bilde beschäftigt, welches ihr noch nie so liebenswürdig erschien, als gerade jetzt. Sie betrat den kleinen Garten ihres Hauses, welcher mit einem lebendigen Zaum von Fichten umgeben, der unter der Scheere gehalten, einen monotonen Anstrich hatte, die nöthigen Gemüsearten, einige Blumengruppen und Obstbäume enthielt. Sie beugte sich zu einem der Beete nieder, um einige Gurken abzunehmen, welche als

Salat ein Lieblingsgericht des Vaters bildeten. Wie sie so eifrig unter den Blättern wühlte, um die grünsten und schlanksten herauszufinden, erschien der Oberjäger am Zaum, und rief ihr einen freundlichen guten Morgen zu. Johanna erschrak. Sie fühlte, wie ihr Blut aus den Wangen wich, als sie Miller's Stimme hörte. Ein krampfhaftes Zusammenpressen des Herzens trug noch dazu bei, um ihre innere Bewegung zu vergrößern. Sie richtete sich auf, und purpurroth stammelte sie: „Schönen Dank, Herr Miller!"

„Ei, Jungfer Johanna! Sie sind schon wieder so fleißig? Wie haben Sie denn die vergangene Nacht geschlafen; und wie geht es Ihrem lieben Vater? Ist er schon wieder recht wohl?" —

„Er ist von seinem Fieber noch nicht ganz hergestellt."

„Der Arme! Sie haben doch nach einem Arzte geschickt?"

„Das nicht! Mein guter Vater ist in den Wald gegangen. Die Bewegung und die kräftige Luft wird ihm wohlthun. Der Wald hat ihn bisher noch immer kurirt."

„Das freut mich! Sie können gar nicht glauben, wie sehr ich Ihren Vater hochschätze und verehre."

„Wirklich?"

„Auf Ehre!"

„Leider muß ich Ihnen gestehen, Herr Miller, mein Vater ist Ihnen nicht so gut, wie Sie ihm."

„Nicht? und warum?"

„Er meint, Sie hätten Uebles gegen mich im Sinn. Sie wollten mich ihm abwendig machen, und mich zur Falschheit gegen ihn verleiten."

„Bei Gott! er thut mir Unrecht! Ich achte Sie und ihn viel zu viel, als daß ich so etwas Schlimmes gegen Sie beide im Schilde führte. . . . Aufrichtig gesagt, Jungfer Johanna, ich liebe Sie unaussprechlich, und mein einziges Streben geht nur dahin, Sie zu heirathen."

„Zu heirathen?"

„Können Sie an meinen Worten zweifeln? So eine Frau, wie Sie, habe ich mir immer gewünscht. Und wird dieser Wunsch erfüllt, so bin ich der Glücklichste der Menschen!"

„Lieber Miller, Sie schmeicheln mir, denn ich weiß zu gut, was ich werth bin!"

„Nein Jungfer Johanna, ich schmeichle Ihnen nicht; Sie sind das liebenswürdigste Mädchen, welches ich in meinem ganzen Leben kennen lernte. Und wäre ich in den Verhältnissen, ich würde Sie auf der Stelle heirathen, vorausgesetzt, daß Sie mich wollten!"

Johanna erröthete, schwieg und schlug die Augen nieder; Miller's melodische Stimme drang mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Seele. Sie war ihm verfallen, und wußte es nicht, — der Gedanke, daß sie Miller's Frau werden sollte, berauschte sie. Sie fühlte, daß es noch eine andere, mächtigere Liebe, als die kindliche gebe. Sie hatte in diesem Augenblick

ihren Vater und Alles um sich vergessen. Sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen, aus Furcht, sich vollständig zu verrathen.

Miller triumphirte. Seine Eitelkeit fühlte sich über diesen neuen Sieg befriedigt. Nicht als ob er Böses mit Johanna beabsichtigte, im Gegentheil, er liebte sie wirklich, — und hätte seine Stellung als Soldat es ihm erlaubt, er wäre auf der Stelle Johannas Gatte geworden. Allein, er fühlte die Scheidewand, welche zwischen ihm und Johanna durch die Verhältnisse gezogen war, und war doch leichtsinnig genug, in dem unerfahrenen, urkräftigen und unschuldigen Mädchen das Feuer einer unerreichbaren, nicht zu befriedigenden Sehnsucht zu entzünden. Indeß er dachte nicht daran, daß er unrecht handle, er gab sich der Seligkeit des Augenblickes hin, und war nur darauf bedacht, sich durch Johannas Liebe vergnügte und angenehme Stunden zu bereiten, welche ihm eine schöne Erinnerung für's Leben boten, und den Ernst seines Berufes erheiterten, unbekümmert um die Folgen, welche daraus für Johanna entstehen konnten. Doch nicht lange währte das Schweigen. Johannas natürlicher Verstand und ihre Herzensgüte ließen sie das Rechte wählen und ihre Verlegenheit niederkämpfen. Sie erhob sich, schlug ihre schönen Augen auf, richtete einen Blick voll unendlicher Seligkeit und Liebe auf Miller, und sagte mit bebender Stimme: „Ja Fritz, warum soll ich es läugnen, ich liebe Sie; dennoch müssen wir uns trennen. — Mein

Vater wird es nie zugeben, wenn auch Ihre Verhältnisse es erlaubten."

„Und wenn ich durch treue, durch strenge Erfüllung meiner Pflicht endlich seinen Widerwillen gegen mich besiege, auch dann nicht?"

„Schwerlich, daher ist es am besten, Sie betreten die Försterei nie mehr, Sie vergessen mich!"

„Sie vergessen? Sie nie mehr sehen? Nein Johanna, das können Sie nicht von mir verlangen. Eher sterben, als Sie aufgeben! — Sie sind das einzige Wesen auf der weiten Welt. Ich habe weder Vater noch Mutter mehr. Ich stehe allein, jeden Tag der Kugel eines Wildfreylers oder eines Schmugglers Preis gegeben; wenn auch Sie mich verstossen, so habe ich jeden moralischen Halt verloren. Sie sind mein Schutzengel! Die Lieve zu Ihnen hält mich zurück, daß ich mich nicht den Ausschweifungen ergebe, und zeitlich und ewig verloren bin."

Diese Aeußerung erschütterte Johanna tief. Ihr religiöses Gefühl legte ihr die Verpflichtung auf, Miller nicht alle Hoffnung zu benehmen, und ihm die Hand über den Zaun reichend, sagte sie: „Miller, wenn Sie mich wirklich lieben, so bleiben Sie der Tugend treu, nur so ist es vielleicht möglich, daß ich nach Jahren, wenn des Vaters Widerwillen gegen Sie besiegt ist, die Ihre werden kann."

„So verbannen Sie mich nicht aus Ihrer Nähe? Johanna? kann ich Sie zuweilen sehen, mit Ihnen

sprechen, und aus Ihrem Munde das süße Wort: ich liebe Dich, — hören?"

„Wenn mein Vater es erlaubt, denn er muß Alles erfahren. Ich werde ihm nicht ein Wort von dem verschweigen, was ich mit Ihnen gesprochen." — sagte Johanna und entzog Miller ihre Hand wieder.

„Ich glaube nicht, daß dieß der Weg ist, um Ihren Vater zu meinen Gunsten zu stimmen. — Wäre es nicht besser, wenn wir uns zuweilen im Geheimen sehen würden, um uns über manches, unsere Liebe und unsere Zukunft betreffend zu berathen?"

„Was denken Sie, Fritz, in Geheim? Glauben Sie, das würde dem Vater verborgen bleiben? Und wenn er erst erfährt, daß wir geheime Zusammenkünfte haben, dann sind wir für ewig geschieden; mein Vater, der so offen und ohne Falsch ist, würde er es jemals vergeben, wenn er uns auf einer Lüge ertappte? Nein, lieber Miller, das würde Alles verderben!"

„Und was soll aus mir werden, wenn der Vater es nicht erlaubt, daß ich Sie sehen und sprechen darf? — Was habe ich dann von Ihrer Liebe, wenn es mir nicht einmal vergönnt ist, mich zuweilen an Ihrem Anblick zu weiden, und mich Ihres lieben, tröstenden Umganges zu freuen; denn die wenigen Stunden, welche ich in Ihrer Gesellschaft verlebte, haben mir den hierortigen Aufenthalt zu einem Paradies gemacht."

Bei diesen Worten erschien Allen unbemerkt der Förster, welcher, als er seine Tochter und den Oberjäger erblickte, vor Wuth die Fäuste ballte. Er verbarg sich schnell hinter einen dicken Eichenstamm, der ihn dem Anblick der Beiden entzog, und ihn in den Stand setzte, jedes einzelne Wort ihres Gespräches zu vernehmen. Johannas Augen blitzten. Die Vorstellung, daß sie zu Miller's Glück etwas beigetragen, versetzte sie selbst in einen Zustand von Glückseligkeit, der um so schwungvoller und erhabener war, je reiner und unschuldsvoller das Gemüth eines Mädchen ist. Ihre naturkräftige Empfindung durch keine Berechnung gestört, durchströmte ihren ganzen Körper wie mit einem elektrischen Feuer, und sich über den Zaun zu Miller beugend, sagte sie: „Lieber Fritz, wenn ich wirklich etwas zu Ihrem Glücke beigetragen habe, so ist mein sehnlichster Wunsch erfüllt."

„Ha, Schlange, nun hast Du Dich verrathen," rief der Förster, der seiner selbst nicht mächtig hinter dem Baum hervorsprang, und sich zwischen Miller und Johanna drängte.

Beide waren über das plötzliche Erscheinen des Försters nicht wenig erstaunt. Johanna fuhr zurück, und ihre Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen, denn einen solchen harten, verletzenden Ausdruck hatte sie aus dem Munde ihres Vaters noch nie vernommen. Auch Miller war außer Fassung, denn sein Gewissen war nicht ganz rein. Hatte er auch nicht die Absicht Johanna zu etwas Bösen zu verlei-

ten, so wollte er doch ein Verhältniß mit ihr eingehen, um sich zu vergnügen, und sein Leben mit den Blüthen der Liebe und des Entzückens ausschmücken, unbekümmert, ob ihre Ruhe und ihr Seelenfrieden darunter leide oder nicht. Das so unerwartete Erscheinen ihres Vaters hatte ihm seine unlautere Absicht plötzlich zum Bewußtsein gebracht, er fühlte sich unwillkürlich beschämt und verwirrt, und wußte im ersten Augenblicke nicht, was er beginnen solle. Doch die ihm angeborene Leichtigkeit, mit welcher er alle Verhältnisse des Lebens erfaßte, die Gewandtheit seines Benehmens, welche ihn schnell allen Verlegenheiten entzog, und sein soldatisches Selbstgefühl ließen ihn den rechten Ton treffen, um dieser Situation einen weniger unangenehmen Charakter zu verleihen. Er wandte sich lächelnd dem Förster zu, und sagte: „Ei Herr Förster, wie können Sie Ihre schöne und gute Tochter mit einer Schlange vergleichen?“

„Und wenn sie es wirklich ist, wer hat sie dazu gemacht? Sie, Sie allein haben die Seele meiner braven Tochter vergiftet,“ entgegnete der Förster und blickte Miller mit vor Zorn glühenden Augen an.

„Ich hätte das Entsetzliche gethan? Nein, Herr Förster, da sind Sie irrig. Sprechen Sie selbst, Jungfer Johanna, habe ich je ein unlauteres Wort mit Ihnen gesprochen, habe ich Sie je zu einer Handlung verleitet, welche Sie nicht vor Gott und Ihrem Gewissen rechtfertigen könnten?“

„Herr Miller hat recht, er hat nur von seiner Liebe zu mir gesprochen, und das ist doch keine Sünde?“

„Ja Herr Förster, ich sagte Jungfer Johanna, daß ich Sie unaussprechlich liebe, und mein einziges Streben nur dahin geht, Sie einstens als meine Frau zu umarmen.“

„Und gerade das hätten Sie ihr verschweigen sollen, weil Sie wußten, daß es Ihre Verhältnisse nicht erlauben, sie zu heiraten, Sie sind Katholik und sie ist Protestantin. Durch solche Versicherungen stören Sie Ihre Ruhe und rauben ihr die Heiterkeit ihres Gemüthes. Fühlen Sie nicht, wie schlecht Sie an meiner einzigen Tochter handelten?“

„Auf Ehre, so streng dachte ich Sie mir nicht, Herr Förster. Solche Grundsätze sind in unsern Tagen selten,“ entgegnete der Oberjäger lachend.

„Sie wagen es noch, zu lachen,“ rief der Förster mit vor Wuth bebender Stimme, und rieß die Büchse von der Schulter.

Johanna, welcher noch die Aeußerung ihres Vaters, Miller zu tödten, im Gedächtniß war, fürchtete die Wahrmachung derselben und sprang aus dem Garten, um eine vorschnelle That zu verhindern, welche sie beide verderben könnte. Sie fiel dem Vater um den Hals, und benetzte sein Gesicht mit Küssen, während ein Strom von Thränen über ihre Wangen herabstürzte.

„Vater, was willst Du thun! Ich beschwöre Dich, laß Dich nicht von Deinem Zorn hinreißen! Bedenke, Dein und Deiner einzigen Tochter Wohl steht auf dem Spiele. Willst Du Dich und mich namenlos elend machen? — Wenn Du es nicht erlaubst, daß ich Miller liebe, so will ich ihn ja nie mehr sehen, und sein Bild mit aller Gewalt aus meinem Herzen reißen!"

Diese Worte besänftigten in Etwas den aufgeregten Gemüthszustand des Försters. Er warf die Büchse wieder auf die Schulter und Miller die Hand reichend sagte er: „Nichts für ungut, Herr Oberjäger. Ich wußte selbst nicht mehr, was ich that. Der Gedanke, daß Sie mit meiner Johanna Uebles vorhaben, hätte mich bald zu einer Schurkerei verleitet, allein Gott hat mich noch zu rechter Zeit durch mein Kind auf den rechten Weg gebracht. Sehen Sie, daß Sie bald von hier verlegt werden und meiden Sie für die Zukunft mein Haus, denn nach dem, was zwischen uns vorgefallen, kann von einem Zusammenleben keine Rede mehr sein!" — Nach dieser Aeußerung nahm der Förster seine Tochter unter den Arm und Miller mit einem leichten Kopfnicken grüßend, ging er in den Garten und verschwand bald darauf im Försterhaus.

Der Oberjäger blieb zurück; sah ihnen nach, biß die Zähne zusammen, und murmelte vor sich hin: „Hartnäckiger Alter! Du sollst mein Glück doch nicht stören. Nun erst muß Johanna mein werden, es

koste, was es wolle!“ und die Mütze tief in die Stirne drückend, ging er in den Wald zurück, aus welchem er gekommen.

IV.

Am Fuße des Oybins lag eine Schänke, welche jeden Abend den Sammelplatz der böhmischen Schmuggler, in der dortigen Gegend Pascher genannt, bildete. In der reinlich gehaltenen, mit Brettern verschallten Wirthsstube kamen sie zusammen und lagerten sich auf den Bänken, welche längs den Wänden gestellt waren. Sie übergaben ihre Päcke mit geschmuggelten Waaren dem Wirth, welcher sie auf dem Boden und in der Kammer verbarg, und mit diesen auch zuweilen kurze Kugelbüchsen und Karabiner, damit, wenn Reisende in die Stube treten, sie nicht über die Wesenheit der fremden Gäste aufgeklärt werden. Die Schmuggler waren in dieser Schänke wie zu Hause, sie lachten, sangen und tranken, spielten Karten und Würfel, und freuten sich ihres Lebens, obgleich mancher von ihnen den anderen Tag seiner Freiheit, oder wenn er sich den Jägern zur Wehre stellte, auch seines Lebens oder seiner gesunden Glieder beraubt sein konnte.

Wenn dann in finsteren Nächten die Mitternacht heran kam, die Lichter in der Schänke verlöscht waren, da bewaffneten sich die Schmuggler mit Knit-

teln, Büchsen, Karabinern und Pistolen, nahmen ihre Päcke auf den Rücken und verließen einzeln die Schänke, um kein Aufsehen zu machen, dann fanden sie sich im Wald zusammen, und auf unwegsamen unbekannten Pfaden suchten sie über die Berge nach Böhmen zu kommen, um dort ihre Waaren, größtentheils Casee und Zucker einzelnen Unterhändlern und Krämern zu übergeben, welche dann die ganze Gegend durch Hausirer damit versorgten. Wohl ereignete es sich auch häufig, daß die Jäger von einem solchen Zug Kenntniß erhielten, und im Walde vertheilt, die Schmuggler attaquirten. Dann gab es einen tüchtigen Strauß. Die Kugeln pfiffen, und durch die Dunkelheit, welche nur zuweilen der Pulverblitz eines Gewehres erhellte und die Kenntniß des Gebirges begünstigt, entschlüpften die Pascher größtentheils, und kamen mit heiler Haut davon, oder warfen ihre Päcke weg und entflohen, so daß die Jäger nur das bloße Nachsehen hatten. Zuweilen ereignete es sich auch, daß ein Jäger oder ein Schmuggler von einer Kugel getroffen, stürzte, was jedoch sehr selten geschah, weil die Pascher größtentheils, wenn sie ihre Gewehre abgebrannt hatten, den Jägern nicht Stand hielten und entflohen. Was war natürlicher als, daß die Schmuggler einen grimmigen Haß auf sie warfen, und wenn sie ihnen etwas Uebles anthun konnten, so waren sie schnell dazu bereit. Und vor Allen Miller, der in Erfüllung seiner Berufspflicht sehr streng, durch seine Aufmerksamkeit häufig den Schmuggel verhinderte, war

ihnen ein Dorn im Auge und die Vorstellung, daß seine Entfernung für das Geschäft eine Wohlthat sei, erzeugte in Manchem den Vorsatz ihn bei guter Gelegenheit auf die Seite zu schaffen. So mehrte sich die Zahl seiner Feinde, ohne daß er eine Ahnung davon hatte und wenn er es auch gewußt hätte, es würde ihn nicht beunruhigt haben, denn seine Seele war mit Johannas Bilde beschäftigt, welche ihn weit mehr interessirte, als die Gefahr, die ihn bei seinem nächtlichen Dienste bedrohte. Unter seinen Feinden war auch Josef, welcher am Tage im Walde Holz spaltete, und in der Nacht sich den Paschern zugesellte, um sein geringes Verdienst durch ein gefährliches Handwerk zu vergrößern. Er ging schon lange mit dem Gedanken um, sich des Oberjägers, welchen er allein als die veranlassende Ursache der mißglückten Unternehmungen ansah, zu entledigen, allein er fand noch keine Gelegenheit und mußte daher sein Vorhaben auf eine günstigere Zeit verschieben. Da ließ die Unterredung mit dem Förster in ihm den Entschluß reifen, ihn selbst mit in den Anschlag hineinzuziehen und wenn es möglich wäre, die ganze Verantwortung auf seine Schultern zu laden. Schlau wie er war, wußte er, wenn es ihm gelänge den Hassesfunken gegen Miller, welcher sich in seiner Unterredung mit dem Förster in der Waldlichtung nur zu sehr kund gab, durch Zuträgerei und Verläumdungen zur hellen Flamme anzufachen und endlich zum Ausbruch zu bringen, so

würde er sich selbst zu einer unüberlegten That hinreißen lassen. Er verlegte sich daher vor Allen auf Kundschaft, schlich dem Oberjäger auf jedem Schritt und Tritt nach, um zu erforschen, wo er Johanna zu Gesichte bekäme, um es dann mit Zusätzen und Uebertreibungen dem Förster mitzutheilen und ihn auf diese Weise immer mehr gegen Miller aufzuregen. Er fand auch sehr bald Veranlassung dazu, denn Miller suchte Gelegenheit, Johanna wieder einmal seit jenem Morgen, an welchem der Vater ihr Gespräch auf eine für beide Theile so unangenehme Weise unterbrach, zu sehen. Daher erschien er sehr häufig in der Nähe der Försterei und forschte nach, ob er sie nicht erblicken werde. Allein vergebens; sie blieb dem Befehle ihres Vaters gehorsam, verborgen und arbeitete unverdrossen vom frühen Morgen bis spät in den Abend, um ja nicht die geringste Veranlassung zum Verdachte zu geben, als würde sie mit Miller zusammenkommen wollen. Denn nur so glaubte sie den Zorn ihres Vaters zu beschwichtigen und ihn milder für den Oberjäger zu stimmen, den sie liebte und immer lieben wollte. Je zurückgezogener sie sich benahm, desto mehr wurde in seinem Herzen die Liebe angefacht. Er glaubte ohne Johanna nicht leben zu können und im Wachen wie im Traume beschäftigte ihn der Gedanke sie zu sprechen und seiner Liebe zu versichern. Josef, dem die Bemühungen des Oberjägers nicht entgingen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Förster hievon in Kenntniß zu setzen und seinen Zorn

gegen Miller noch mehr zu reizen. Der Förster, dem seiner Tochter Zurückgezogenheit nicht entging, der sich dem süßen Wahn hingab, als hätte ihn Johanna längst vergessen, wurde durch diese Bemühungen Miller's noch mehr erbittert, weil er sie für einen neuen Beweis ansah, daß er Johanna verführen wolle und glaubte sich daher berechtigt, einen gewaltsamen Schritt zu thun, um sich des Verhaßten für immer zu entledigen. Er wußte lange nicht, auf welche Weise er Miller unschädlich machen sollte: ihm aus dem Hinterhalt eine Kugel durch den Kopf zu jagen, dazu konnte er sich doch nicht entschließen, weil er vor einem Verbrechen zurückschauderte. Er beschloß daher ihn seiner Pflicht zu entziehen und ihn auf diese Weise für immer aus der Gegend zu entfernen.

Um diesen Plan auszuführen, bediente er sich des Holzhauers und Schmugglers Josef, welchem er den Auftrag gab, sich Miller zu nähern, sein Vertrauen zu gewinnen und sich zum Zwischenhändler zwischen ihm und seiner Tochter anzutragen. Dieser war schnell dazu bereit, er versprach seine ganze Schlauheit aufzubieten, um sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen. Wohl unterrichtet, was er zu thun, und wie er sich zu benehmen habe, begab er sich zu Miller, um seine Rolle, die ihm der Förster vorgezeichnet hatte, zu beginnen.

Im Dorfe Krombach, welches beiläufig eine Viertelstunde von der sächsischen Gränze entfernt liegt, waren die Jäger einquartirt. Der Oberjäger hatte

sein Quartier im Bräuhaus, in welchem er ein freundliches Zimmer mit der Aussicht auf das Gebirge bewohnte. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit Lesen, Zeichnen und mit der Erinnerung an Johanna und den Versuchen, sie zu sehen.

Eines Abends, als gerade der Oberjäger von einer Patrouillirung durch den Wald in sein Quartier zurückkehrte, die Büchse in die Ecke stellte, und sich ermüdet auf sein Bett warf, klopfte es an die Thüre, und hereintrat der Holzhauer Josef. Er verbeugte sich ehrerbietig, und den durchlöcherten Hut verlegen in der Hand drehend und wendend sagte er:

„Gestrenger Herr Oberjäger, nichts für ungut, allein ich soll Ihnen einen schönen Gruß von der Jungfer Hanni ausrichten. Na, Sie wissen wohl, wen ich meine?"

„Von ihr, der schönen Johanna?" rief Miller und sprang vom Lager auf.

„Freilich, sie meint, Euer Gestrengen kennen sie schon!" war Josefs stotternde Antwort.

„Mensch! wer bist Du? Ich seh' Dich heute zum Erstenmal!" entgegnete der Oberjäger, und wendete Josefs Gesicht dem Fenster zu

„Das glaub' ich gern. Ich bin ja nur ein armer Holzmacher, wie sie schockweis hier in den Dörfern herumlungern," entgegnete Josef mit einem scheinheiligen Gesicht.

„Sprich, wie kommst Du zu Johanna?"

„Auf die leichteste Weis! Ich geh ja fast täglich beim Herrn Förster ein aus und da hat mich die Jungfer gestern zu sich g'rufen, und mich g'fragt, ob ich den Herrn Oberjäger kenne. Freilich kenne ich ihn, und noch dazu sehr gut; da freute sich die Jungfer so, daß sie in die Hände geplatscht hat; und indem sie mir einen Gulden in die Hand drückte, zischelte sie mir in die Ohren: Geh, Seppel, grüße den Herrn Oberjäger und sage ihm, daß ich ihn noch immer so lieb hab', wie sonst, und wenn er morgen Abends um zehn Uhr auf den Oybin kommen will, so wird's mich freuen; der Vater ist auf 24 Stunden nach Reichstadt g'reist."

„Kerl, mir scheint, Du willst Dir einen Spaß mit mir machen," sagte der Oberjäger und faßte den Holzhauer bei der Brust.

„Ei gnädiger Herr Oberjäger, was fällt Ihnen ein? Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich unterstehen werd', mit Ihnen zu spaßen. Wenn Sie meinen Worten nicht glauben, so werden Sie es doch diesem Ding da glauben, das die Jungfer Hanni um'n Hals hat und mir mit'geben hat, damit Sie mir glauben!" sagte Josef und zog aus der Tasche seiner geflickten kurzen Jacke ein Stück zusammengeknittertes Papier heraus und übergab es dem Oberjäger. Dieser öffnete es schnell und fand darin ein Medaillon an einem schwarzen Sammtband, welches er sich erinnerte um den schönen Hals Johannas geschlungen gesehen zu haben. Er drückte es

mit leidenschaftlicher Aufregung an die Lippen und Josef Geld gebend, sagte er: „Nun sehe ich's ein, daß Du mich nicht belogen hast. Wenn Johanna Dir das Medaillon als Zeichen an mich mitgab, so kommst Du von ihr, und Deine Botschaft macht mich zum glücklichsten der Menschen. Hier bring' es Johanna wieder und sage ihr, für sie gehe ich in den Tod, warum sollte ich nicht Morgen Nachts auf dem Oybin sein. Dieser stille trauliche Ort ist zu einem Stelldichein wie geschaffen," sagte Miller, und drückte dem Holzhauer das Medaillon in die Hand.

Josef verbarg es wieder in die Tasche seiner Jacke, machte einen Kratzfuß und sagte: „Jungfer Hanni wird sich freuen, daß Euer G'streng'n kommen, denn sie kann es kaum erwarten, mit Ihnen wieder einmal so recht nach Herzenslust zu plaudern. Na, nichts für ungut." Nach diesen Worten verließ der Holzhauer die Stube, und vor derselben murmelte er lächelnd in den Bart: „Die Drossel sitzt schon in der Dohne*), und wenn sie die Apsbeere**) pickt, ist sie gefangen"

V.

Der Förster jubelte, als er aus Josefs Munde vernahm, daß die List vollständig gelungen sei. Er hatte seiner Tochter, während sie schlief, das Medail-

*) Eine Schlinge von Roßhaaren.
**) Vogelbeere.

lon, welches sie jeden Abend neben sich auf den Nähtisch legte, entwendet, es dem Holzhauer übergeben, und ihm die Weisung ertheilt, wie er sich dem Oberjäger gegenüber zu benehmen habe. Johanna, welche es beim Ankleiden vermißte, suchte es in der ganzen Stube, und konnte es natürlich nicht finden. Dem Vater, der schon frühzeitig, eh' sie noch aufstand, in den Wald gegangen war, konnte sie den Vorfall nicht mittheilen, und sie wußte daher auch nicht, was sie davon denken sollte. Um so erstaunter war sie, als sie es am andern Morgen zufällig in ihrer Komode fand, in welche es der Vater heimlich hineingelegt hatte. Als sie ihm den Vorfall erzählte, lächelte er über ihre Zerstreuung, und es als etwas Unbedeutendes fallen lassend, kündigte er ihr an, daß sie ihn am Abend zu einem Spaziergang auf den Oybin begleiten werde. Johanna war schnell dazu bereit, denn sie liebte diesen romantischen Ort über Alles, und freute sich kindisch ihn in Gegenwart ihres Vaters zu besuchen. Indeß war Josef thätig, seinen Kamaraden mitzutheilen, daß sie in dieser Nacht den Oberjäger nicht zu fürchten hätten, und daher einen großen Schmuggel ausführen könnten.

Als daher der Abend herankam, bepackten sich die Pascher, so viel sie nur konnten, weil sie wußten, wenn Miller Nachts nicht auf seinem Posten wäre, so würden auch seine Leute, die er befehligte, ruhig in ihren Quartieren liegen. Sie schlichen daher schon früher als gewöhnlich in die Schänke am Fuße

des Oybins, tranken, spielten und ergaben sich dem Vergnügen mit ganzer Seele, denn sie schwelgten schon im Genuße des Profits, der ihnen aus diesem Pasch erwachsen werde. Josef stand auf der Lauer, um zu beobachten, wann der Oberjäger die steinerne Treppe ersteigen werde, welche den Oybin hinaufführt. Die Sonne sank hinter die Berge und hüllte das Thal in einen feinen Duft, während der Hochwald und die übrigen dasselbe umgebenden bewaldeten Berge von einem violetten Schimmer überflogen waren. Der Waldbach, welcher durch das liebliche Thal über Steingerölle dahinrauscht, in welchem die Forelle heimisch ist, und dessen Ufer zahllose Vergißmeinnicht schmücken, gäb demselben einen lieblichen Anstrich. Eh noch die Sonne gänzlich gesunken war und die Dämmerung einbrach, erschien auch der Oberjäger auf der Strasse von Krombach herüber, denn die Sehnsucht ließ ihn nicht ruhen. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, Johanna zu sehen, und als ob sie selbst früher erscheinen müßte, wenn er früher käme, so ließ es ihn nicht länger zu Hause, er mußte fort. Josef, der ihn an der Strasse in einem Gebüsche versteckt von weitem erkannte, verließ dasselbe eilig und ging in die Schänke, um es seinen Kameraden mitzutheilen, welche natürlich vorsichtig wie immer ihre geschmuggelten Waaren dem Wirth in Verwahrung gaben, um ja nicht überrascht zu werden. Sie schwiegen still, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen — und Miller keine Veranlassung zu geben, sie zu

hören und vielleicht Verdacht zu schöpfen. Der Oberjäger näherte sich der Schänke, doch in Gedanken versunken, ging er an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen; denn seine Fantasie war zu sehr mit den Freuden beschäftigt, welche ihm Johannas Wiedersehen bereiten werde. Er stieg langsam die steinerne Treppe hinauf und gelangte endlich durch ein gemauertes Thor zu den Vorwerken, welche im Mittelalter den Felsen gegen jeden feindlichen Ueberfall beschützten. Die wohlerhaltenen Mauern, an deren Steingefüge durch einen seit Jahrhunderten versteinerten Mörtel die Zeit spurlos vorüberrauschte, nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch; und da es ihm nicht an historischen Kenntnissen fehlte, so stellte er unwillkürlich Vergleiche zwischen der Gegenwart und Vergangenheit an.

Als er endlich den ersten Hof betrat, wo sich links die spärlichen Ueberreste des im Jahre 1312 von den Herren von der Leippe erbauten und im Jahre 1349 vom Kaiser Karl IV. zerstörten Raubschlosses befinden, da fühlte er sich sehr angenehm überrascht, denn mitten unter Linden stand ein kleines hölzernes Haus und um dasselbe einige Bänke, welche zur Ruhe einluden. Wie er sich dem Hause näherte, trat ihm ein junges Mädchen entgegen, begrüßte ihn freundlich und fragte ihn, ob er sich nicht nach seinem Spaziergang erfrischen wolle. Er war schnell dazu bereit, setzte sich und plauderte mit dem

Mädchen, welches ihn so gut als möglich zu unterhalten suchte.

Sie erzählte ihm, was sie von Oybin wußte, und trug ihm an, bevor noch die Nacht käme, ihn in die Ruinen des von den Cölestinern im Jahre 1369 gebauten Klosters zu führen. Er war schnell dazu bereit und das Mädchen geleitete ihn über den mit Rasen bewachsenen Hofraum durch den sich rechts hinziehenden Kreuzgang, dessen kühne Bogenstellung Miller bewunderte, in die noch wohlerhaltene Klosterkirche, deren rechte Wand der glatt behauene Felsen bildete und in welcher in Stein gehauene Stufen zu dem bereits verfallenen Chor führten. Die Bogenfenster mit ihren gothischen Verzierungen, durch welche die Kirche von der linken Seite her ihr Licht erhielt, waren noch wohlerhalten, weil der Zittauer Stadtrath, welcher den Oybin im Jahre 1572 als Eigenthum erhielt, für die Conservirung der Ruine Sorge trug, und ließen den Blick in die mit Fichten und Tannen bewachsene Tiefe fallen. Die beginnende Dämmerung hüllte die Ruinen in ein zartes Dunkel und ließ sie noch interessanter erscheinen, als sie ohnehin schon waren. Miller's aufgeregte Stimmung wurde durch die Stille und romantische Abgeschiedenheit des Ortes noch erhöht, und eine Unruhe bemächtigte sich seiner, denn er glaubte Johanna müsse bereits unter Wegs sein, und er sie am Thore erwarten. Er verließ daher die Ruinen und kehrte auf den Hofraum zurück. Seine Führerin eilte ihm nach, um

ihn noch auf den höher gelegenen Felsen zu geleiten und auf die Fernsicht der Stadt Zittau aufmerksam zu machen. Er gab ihren Aufforderungen zwar mit einigem Widerstreben aber doch endlich nach, und erstieg den Felsen, wo ihn der Vater des Mädchens erwartete, der für zwei Silbergroschen einen dort aufgestellten Mörser löste, um das Echo des Thales zu versuchen. Den Oberjäger fesselte die Fernsicht mehr als das Echo und seine Blicke gleiteten mit Entzücken durch das von beiden Seiten mit hohen bewaldeten Bergen eingeschlossene Thal, welches bereits durch die langen Schatten der Berge in Dunkel gehüllt war, auf die am Ende desselben liegende es gleichsam abschließende Stadt Zittau, deren Fenster und Thurmspitzen von den letzten Strahlen der Sonne erhellt in feuriger Gluth herüberleuchteten. Nicht weniger interessant war ihm der Gottesacker, der von Bäumen umgeben, durch seine flachliegenden Grabsteine, und die mit Blumen geschmückten Gräber einen eigenthümlichen Eindruck machte. Miller wandelte unter den Gräbern, und seine Gedanken nahmen unwillkürlich eine ernste Richtung. Er fühlte das Poetische eines solchen Ruheortes, und da die sich immer mehr verbreitende Dämmerung ihn in Dunkel zu hüllen begann, so wurde er seltsam bewegt, er dachte an Johanna und der Wunsch hier im Tode einst mit ihr vereint zu ruhen, beschäftigte seine Einbildungskraft, und stimmte ihn für einige Augenblicke düster; allein die angeborne Heiterkeit

seines Gemüthes verscheuchte schnell den Trübsinn. Die Hoffnung sie, die so verschwenderisch von der Natur ausgestattet war, in diesem Leben sein zu nennen und sich ihres Besitzes zu freuen, beschäftigte seine Seele, und rief in ihm die Sehnsucht nach ihrem Wiedersehen mit erneuerter Kraft wach.

Er zog seine silberne Uhr aus der Tasche und sah, daß der Zeiger derselben auf 9½ Uhr wies. Noch eine bange halbe Stunde, und Johanna lag in seinen Armen. Wie angenehm fühlte er sich durch diesen Gedanken erregt; der Friedhof hatte für ihn alle Düsterkeit verloren, sein Herz schlug höher, denn Johannas Wiedersehen nach wochenlanger Trennung erfüllte ihn mit unendlichem Entzücken. Er verließ den Felsen und stieg in den ersten Hofraum hinab, um sich zu überzeugen, ob sie nicht bereits gekommen wäre, allein sie war noch nicht hier. Da fiel ihm ein, daß er für diese Nacht keine Vorkehrungen gegen die Schmuggler getroffen habe, indeß er beruhigte sich mit dem Gedanken, daß ihm das Glück günstig sein und Alles ruhig ablaufen werde. In heiterer Sorglosigkeit versenkt, entschloß er sich Johanna entgegenzugehen und sie die Treppe hinaufzugeleiten, damit er sich schon früher ihres Wiedersehens erfreuen, ihr den Arm bieten, und in traulichem herzlichen Gespräch den Berg ersteigen könne. Der Abendstern war bereits aufgegangen und geleitete wie der Stern der Liebe den Oberjäger, welcher die Steintreppe herabsteigen wollte, als er Stimmen

vernahm, welche ihm bekannt waren. Mit Verdruß erkannte er die des Försters, welcher mit Johanna sich dem Hofraum näherte. Er wendete sich daher schnell, und betrat den Kreuzgang, um in dem tiefen Schatten des Gewölbes unbemerkt zu sein, und sich die Ueberzeugung zu verschaffen, wie der Förster von Johannas Vorhaben Kenntniß erhalten konnte. Sie betraten den Hof und ließen sich auf eine der Bänke nieder. Die Aufwärterin hatte kaum die neuen Gäste entdeckt, als sie auch schon eine Lampe auf den Tisch stellte, welche dem Oberjäger, der im Klostergang verborgen war, Gelegenheit gab Johannas Gesicht, welches von der Lampe erhellt war, zu betrachten. Miller versank im Anschauen des lieblichen Bildes. Er hatte sie seit jenem verhängnißvollen Morgen nicht gesehen, und fand sie noch schöner. Ihr Gesicht hatte zwar jenen Ausdruck von Lebensfrische verloren, er fand einen leidenden Zug darin, welcher ihn unendlich anzog. weil er sich einbildete die veranlassende Ursache desselben zu sein. Der Förster war sehr aufgeräumt, er sprach dem vorgesetzten Biere fleißig zu, und auch Johanna schien dem Oberjäger munter zu sein, obgleich sie zuweilen gedankenlos vor sich sah. Miller konnte sich das Zusammentreffen nicht erklären, noch ahnte er nicht, daß er betrogen sei, er glaubte ein hämischer Zufall hätte den Förster früher, als es bestimmt war, von Reichstadt zurückgeführt, und er Johanna auf den nächtlichen Spaziergang begleitet; allein wenn es so

gewesen wäre, so hätte er ja Verdacht schöpfen und nachforschen müssen, was seine Tochter bewog, allein in so später Abendstunde den Oybin zu besuchen, und wäre er früher nach Haus gekommen, so hätte Johanna wohl die Idee ihres Stelldichein's aufgegeben. Diese Reflexionen ließen endlich in Miller den Verdacht aufkommen, daß man sich einen Scherz mit ihm erlaubte, um ihn für immer los zu sein, und daß Johanna ihn nur eingeladen habe, um ihn zu demüthigen. Diese Vorstellung erhitzte sein Blut, er wollte sich Gewißheit verschaffen, und hätte Johanna an ihm so falsch gehandelt, er sie auch nie mehr sehen, und sie zu vergessen suchen.

Eh' er noch einen Entschluß faßte, ob er verborgen bleiben, oder hervortreten und sie in Gegenwart ihres Vaters fragen sollte, warum sie ihn zu dieser Zusammenkunft aufgefordert habe, kam die Aufwärterin und erzählte dem Förster mit mädchenhafter Geschwätzigkeit, daß ein Oberjäger noch vor wenigen Minuten hier gewesen wäre, welcher die Merkwürdigkeiten des Berges in Augenschein nahm, nun aber plötzlich verschwunden wäre. Bei dieser Mittheilung erblaßte Johanna, allein der Förster schien es nicht zu bemerken und entgegnete, der Oberjäger, den er zu kennen glaube, müsse noch hier sein, weil er ihn doch auf dem Wege begegnet haben müßte. Johanna konnte ihre Verlegenheit kaum verbergen, ihr Antlitz wechselte die Farbe, noch vor wenigen Sekunden bleich, war es nun mit einer Pur-

purröthe übergossen, ihr Busen hob sich stärker, ihre Pulse flogen fieberisch.

Miller hier! dachte sie, wie wird das enden? Kann ein Zusammentreffen mit dem Vater nicht einen neuen Streit herbeiführen! und doch wünschte sie ihn zu sehen, denn sie sehnte sich nach seinem Anblick. Miller, der jedes Wort in seinem Versteck gehört hatte, entging die innere Bewegung Johannas nicht. Ihr Gesicht, welches durch den vollen Lichtstrahl der Lampe beleuchtet, der Spiegel ihres Inneren war, ließ ihn nun mit Sicherheit erkennen, daß ihr seine Anwesenheit selbst unbekannt war, sie konnte sonst nicht so verwirrt aussehen. In Miller's Seele gewann der Verdacht, daß er zwar nicht von Johanna aber doch betrogen sei, daß man ein falsches Spiel mit ihm spiele, immer mehr Gewißheit. Nur klar sehen wollte er erst, um dann seine nöthigen Schritte zu veranlassen und den Betrüger zu bestrafen. Er trat schnell aus dem Kreuzgang und stand plötzlich vor Vater und Tochter. Johanna erschrak so über sein plötzliches Erscheinen, daß sie laut aufschrie. Diese Ueberraschung bewies ihm nur zu gut, daß sie keine Ahnung von seiner Anwesenheit hatte. Sein Verdacht wendete sich nun gegen den Förster, daß er selbst den Holzhauer mit dem Medaillon abgesendet habe, um ihn glauben zu machen, daß ihn Johanna zur Zusammenkunft einlade. Er begrüßte sie, und sich zum Förster wendend sagte er: „Wie

kommt es denn, daß Sie noch so spät mit Ihrer Tochter diesen Ort besuchen?"

„Weil Johanna schon lange den Wunsch hatte einmal am Abend hinauszugehen!" entgegnete der Förster sehr freundlich; denn es freute ihn, daß der Oberjäger aus seinem Versteck hervortrat, und sich mit ihm in ein Gespräch einließ, denn nur so konnte sein Plan gelingen, ihn recht lange auf dem Oybin festzuhalten, damit die Schmuggler ruhig und ungefährdet ihre Waaren über die Gebirge bringen können.

„Sie sind wohl schon lange hier, Herr Oberjäger, und haben sich alle Merkwürdigkeiten angesehen, nicht wahr?" fragte der Förster und bot ihm das Glas an.

„Ja schon zwei Stunden. Ich bin sehr überrascht, daß wir uns hier treffen! Hatten Sie gar keine Ahnung, daß ich da bin, Herr Förster?" entgegnete der Oberjäger.

„Nicht die geringste! Weder ich noch meine Tochter! Nicht wahr Johanna?" fragte der Förster.

„Bei Gott! ich hätte mir eher den Tod eingebildet, als daß ich Sie hier finden werde, Herr Miller!"

Dieser warf einen Blick auf ihren Hals und entdeckte das Sammtband mit dem Medaillon, welches ihm der Holzhauer als Zeichen seiner Botschaft brachte. Er war überrascht es zu sehen, und sich zu ihr wendend sagte er: „Jungfer Johanna, kennen Sie einen Holzhauer, der sich Seppel nennt?"

„Es ist möglich. Allein ich erinnere mich nicht an ihn. Es kommen so viele Holzhauer zum Vater, daß ich selten Notiz von ihnen nehme.“

„Sonderbar!“ entgegnete der Oberjäger und sich zum Förster wendend sagte er: „Allein Sie Herr Förster, kennen ihn doch und werden mir auch sagen können, wo er zu finden ist?“

„Ich kenne keinen Holzhauer, der sich so nennt;“ entgegnete der Förster und ließ das leer gewordene Glas von der Aufwärterin füllen.

„Er ist doch kein Gespenst oder ein böser Geist, der aus der Hölle heraufstieg, um einen armen Sterblichen zu necken?“ sagte der Oberjäger lachend und sich zu Johanna wendend, äußerte er sich: „Jungfer Johanna, was tragen Sie für ein wunderschönes Medaillon, die Schwärze des Sammts hebt die blendende Weiße Ihres Halses! Haben Sie es immer getragen?“

„Freilich, nur vorgestern ist es mir von meinem Nachttisch plötzlich verloren gegangen, doch heute früh habe ich es auf meiner Komode wieder gefunden,“ entgegnete Johanna leicht erröthend.

„Und haben Sie gar keine Ahnung, wer es Ihnen entwendete, und was während dieser Zeit damit geschah?“ fragte der Oberjäger und sah Johanna forschend an.

„Keine, ich kann nicht begreifen, wie es von meinem Nachttisch in die Komode kam!“ entgegnete Johanna und blickte Miller mit ihren schönen Augen

so treuherzig an, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Antwort zweifelte.

„Auch Sie, Herr Förster, können mir hierüber keinen Aufschluß geben?“ fragte Miller.

„Was kümmert mich das Medaillon! Johanna hat wohl in der Zerstreuung es statt auf den Nachttisch in die Komode gelegt,“ entgegnete der Förster lachend.

„Bei Gott es ist seltsam! Weil sie den Dieb des Medaillons nicht kennen, so will ich ihn Ihnen nennen.“

„O nennen Sie ihn schnell. Ich bitte Sie darum, ich möchte ihn doch auch gerne kennen!“ bat Johanna und blickte den Oberjäger dabei so liebevoll an, daß neue Zweifel in seiner Brust aufstiegen, als sollte sie doch den Boten an ihn gesendet haben.

„Wenn Sie ihn denn durchaus wissen wollen, so mögen Sie es auch erfahren. Der Holzhauer Josef hat es Ihnen entwendet,“ sagte Miller und blickte Johanna noch forschender an, als früher.

„Das ist nicht möglich! Was könnte ein Holzhauer für einen Zweck damit erreichen?“ sagte Johanna und lachte Miller so freimüthig in's Gesicht, daß ihm jede Hoffnung, als würde sie von der Botschaft Kenntniß haben, schnell entschwand.

„Noch seh' ich nicht klar, wie das zusammenhängt. Allein er muß in der Försterei Jemanden haben, der mit ihm einverstanden ist!“ war Miller's Entgegnung.

„Hätte er es gestohlen, so würde er es gewiß behalten und für ein Paar Groschen verkauft haben," sagte der Förster mit ungläubigem Gesicht.

„Ja, der Vater hat Recht! Herr Miller, Sie täuschen sich!" wendete Johanna ein.

Der Oberjäger wurde plötzlich nachdenkend; und als wenn eine Ahnung sein Gehirn durchzuckte, wendete er sich schnell gegen den Förster und sagte: „Herr Förster, sind die Holzhauer im Gebirge nicht größtentheils Pascher?"

„Ich kümm're mich das ganze Jahr nicht um die Pascher. Mein Dienst nimmt mich zu sehr in Anspruch. Daß viele Leute im Gebirge hier vom Paschen leben, das werden Sie seit den Paar Monaten, welche Sie hier stationirt sind, selbst erfahren haben!" entgegnete der Förster.

Ja so ist's! dachte Miller. Der Holzhauer hat meine Liebe zu Johanna ausgekundschaftet, und mich auf den Oybin gelockt, um während dieser Zeit mit seinen Kameraden einen Schmuggel auszuführen, und sich zu Johanna wendend, sagte er: „Jungfer Johanna! Ihr Sammtband hat ohne Ihr Wissen mich vermuthlich in's Verderben gestürzt! Leben Sie wohl! und bin ich verloren, so denken Sie manchmal an Ihren Sie bis in den Tod liebenden Miller. Gute Nacht!" und den Förster nur mit einem leichten Kopfnicken grüßend, verließ er den Hofraum und eilte über die steinerne Treppe in's Thal hinab.

Der Förster sah ihm lachend nach, und dachte: Geh nur, Du kommst doch zu spät. Die Pascher haben ihren Streich ausgeführt, und Du wirst mich nicht mehr beunruhigen!

Auf Johanna aber machte Miller's Abschied einen erschütternden Eindruck. Sie ahnte, daß sie ohne es zu wollen die veranlassende Ursache eines Betruges sei, der Miller Gefahr bringe, und sie konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Der Vater aber lächelte und sagte: „Johanna, ich glaube gar, Du weinst über den Oberjäger, der so gerührt Abschied nahm. Es geschieht ihm schon recht. Was läuft er auf den Oybin, statt auf seinem Posten zu sein. Wenn die Pascher heute Nachts glücklich über die Gebirge kommen und es verrathen wird, so wird er degradirt, und bleibt Zeitlebens Gemeiner."

„Allmächtiger Gott, und das Alles meinetwillen! er vermuthete mich zu sehen und mein Sammtband hat ihn hieher gelockt! Vater, weißt Du wirklich nicht, wie das zusammenhängt?" fragte Johanna schluchzend.

„Laß mich in Ruh! die ganze Geschichte ist mir unerklärlich, allein ich hoffe ihr noch auf die Spur zu kommen!" entgegnete der Förster, und nachdem er seine Rechnung bezahlt hatte, verließ er mit seiner Tochter den Oybin.

VI.

Als die Nacht gekommen war, wurde es in der Schänke lebendig. Die Schmuggler, welche wußten, daß der Oberjäger nicht zu fürchten sei, packten ihre Waaren mit leichten Herzen auf den Rücken und traten ihre Wanderung an. Sonst schlichen sie still, damit sie nicht gehört werden, durch den Wald; in dieser Nacht aber, wo sie Miller auf dem Oybin wußten, legten sie sich keine solchen Fesseln an; im Gegentheil sie plauderten mit einander und freuten sich schon in vorhinein auf den Profit, welcher ihnen aus diesem nächtlichen Schmuggel erwachsen werde. Nur Josef traute nicht, er mahnte sie zur gewohnten Vorsicht, weil es nicht ganz sicher sei, ob Miller nicht Posten ausgestellt habe, welche ihnen gefährlich werden könnten. Allein sie verlachten die Mahnung ihres Kameraden, und daher geschah es auch, daß der Oberjäger, als er den Oybin verlassen und auf dem kürzesten Weg durch den Wald die böhmische Gränze erreichen wollte, durch das Geräusch, welches die Schritte und mitunter das laute Reden der Schmuggler erzeugte, und die Stille der Nacht unterbrach, auf sie aufmerksam wurde. Nun war jeder Zweifel geschwunden . . . Johannas Medaillon war nur ein Köder, um ihn auf den Oybin zu locken, damit die Schmugler während dieser Zeit freies Spiel hätten. Dieß Bewußtsein erhitzte sein Blut

und unbesonnen und tollkühn wie er war, zog er sein Bajonett und stürzte wuthentbrannt schreiend auf die Pascher los, um sie in ihrem Zuge zu hindern. Diese erschraken anfänglich, als sie Miller auf sich losstürzen sahen, denn sie hielten sich für verrathen, und glaubten, er wäre nicht allein. Als sie sich aber überzeugten, daß ihm keiner seiner Leute folge, so hielten sie Stand, und setzten sich zur Wehre. — Doch Miller weit entfernt sich durch diesen Widerstand einschüchtern zu lassen, griff sie nur energischer an und da er einige der Pascher mit seinem Bajonett verwundete, so wurden sie wüthend, und fielen mit ihren Knitteln über ihn her.

Der Holzhauer Josef, der zu wohl fühlte, daß nun der Augenblick gekommen sei, sich des Oberjägers für immer zu entledigen, suchte in der allgemeinen Verwirrung ihm recht nahe zu kommen, und bei dieser Gelegenheit eine tödtliche Wunde zu versetzen. Er führte mit seinem eisenbeschlagenen Stock einen furchtbaren Hieb auf sein Haupt, welcher ihn zu Boden streckte, worauf die Pascher die Flucht ergriffen.

Den andern Morgen fand man den Oberjäger todt im Walde liegen, und obgleich kein Zweifel obwaltete, daß die Schmuggler ihn getödtet haben, so konnte man doch Niemanden des Mordes beschuldigen, weil sich kein Zeuge fand, der diese That bewiesen hätte.

Der Tod des wackern jungen Mannes machte nicht nur an der böhmischen Gränze, sondern auch in Sachsen allgemeines Aufsehen, da er seiner Leutseligkeit und der strengen Pflichterfüllung wegen allgemeine Achtung genoß. Allein den tiefsten Eindruck machte dieser schreckliche Fall auf den Förster und seine Tochter. Auf den ersten, weil er, theilweise die veranlassende Ursache dieser Schreckensthat, einen solchen entsetzlichen Ausgang nicht vermuthete; sein Wille war, ihn durch die Falle, die er ihm gestellt, für immer aus der Gegend zu entfernen; und auf Johanna, weil sie erst in diesem Augenblick fühlte, wie unendlich sie Miller liebe. Ihre kräftige Natur erlag unter der Wucht dieses fürchterlichen Ereignisses. Ein hitziges Fieber warf sie auf das Krankenlager, von welchem sie auch nicht mehr genas.

In ihrer Fantasie sprach sich erst die ganze Macht ihrer ersten, unendlichen Liebe für Miller aus. Sie klagte sich als seine Mörderin an, und obgleich der Vater alle Aerzte der Umgebung an ihrem Bette versammelte und sein ganzes Hab und Gut ihnen versprach, wenn sie den Liebling seiner Seele retten, so war doch keine menschliche Hilfe im Stande, die Zerstörung aufzuhalten, welche den schönen Körper dieses vortrefflichen Geschöpfes vernichtete. Sie wurde eine Beute des Todes und auf dem Oybin, wo sie den Liebling ihrer Seele das Letztemal sah, und er so ahnungsvoll Abschied nahm, begraben.

Der Vater überlebte den Verlust seines einzigen Kindes nicht lange. Der nagende Vorwurf der Selbstanklage zehrte an seinem Leben und in einem Jahre folgte er seiner Tochter in jene unbekannten Fernen, wo liebende Herzen sich wieder zu finden hoffen.

Allein die menschliche Gerechtigkeit ereilte endlich doch die Mörder des Oberjägers. Wie keine böse That verborgen bleibt und jene, die sie verübten, sich endlich doch verrathen, so auch hier. Die abgeordnete Untersuchungs-Commission constatirte die Verbrecher. Der Holzhauer Josef und mehrere Pascher wurden gefänglich eingezogen, nach Jungbunzlau gebracht und von dem dortigen Kriminalgericht zu zwanzigjähriger Kerkerstrafe verurtheilt.

Als ich vor beiläufig zehn Jahren auf einer Fußreise den Oybin besuchte, fand ich auf dem Friedhof ein mit Blumen und Kränzen reich geschmücktes Grab. Es zog meine Aufmerksamkeit auf sich und ich vernahm aus dem Munde meines Führers die traurige Geschichte. Ich pflückte eine Rose von Johannas Grabe, deren Schicksal ich aufrichtig bedauerte, und verließ tief ergriffen den Friedhof, welcher auf mich, wie auf jeden Reisenden, einen unauslöschlichen Eindruck machte. Die Stelle jedoch, wo der Oberjäger erschlagen wurde, bezeichnet im Walde ein steinernes Kreuz.

Unsere Schwalben.

Von Karl v. Holtei.

Rüst'ge Boten neu verheiß'nen Frühlings,
Seid willkommen, seid gegrüßt von Allen:
Aeltern, Kinder, Dienerinnen rufen
Sich in lauter Freude zu: „Gottlob,
Uns're Schwalben sind schon wieder da!"
Auch der Großpapa, der alte Thierfreund,
Staunt euch an, bewundert eure Kraft,
Sieht er euch nach unermess'nen Reisen
Frisch und lustig; hört er euch erzählen,
Was ihr zwitschernd kündet, daß die Mädchen
In der Küche lächelnd auf euch lauschen,
Gleich wie wenn sie Schwalbensprache wüßten,
Gleich wie wenn sie, was ihr sagt, verstünden,
Ob das Nest vom letzten Jahr noch steht?
Freilich wohl! Wer hätte wagen dürfen,
Sich am Heiligthume eurer Liebe,
An der Häuslichkeit bescheid'nem Vorbild
Frevelnd zu vergreifen? Von uns Niemand!

Meine Enkel, — (sind sie nicht gewachsen
Seit vergang'nem Herbst?) — sie harrten eurer
Mit der Sehnsucht ungeduld'ger Kinder,
Die der Stubenluft von Herzen satt.
Ihr seid ihnen frühe Sommerblumen,
So sich kühn vom Boden losgerungen,
Um aus fernen Landen herzufliegen,
Auch für sie den Sommer mitzubringen.
Euer Nest blieb ihnen über Winter
Eine Bürgschaft, daß die Bäume wieder
Grünen werden, daß die Schmetterlinge
Wieder gaukeln werden und die Bienen
Aus den süssen Kelchen wieder naschen;
Darum noch einmal: willkommen! Thut
Ganz wie euch gefällt; ihr seid zu Hause! —

Und sie ließen sich's nicht zweimal sagen,
Trieben ihr bekanntes Wesen eifrig,
Gingen, kamen, schwebten, zwitscherten
Ohne Furcht vor Menschen, voll Vertrauen.
Ach, sie wußten nicht, und wir es wissend
Hatten es vergessen, oder doch
Eben nicht bedacht, daß nächster Tage
Meine Kinder sammt den Enkelkindern
Die so lang' bewohnten Räume meiden,
Eine neue Wohnung nehmen, daß sie
Wandern sollten. Und die Wandervögel
Schienen sehr verdrießlich, sehr gestört
Durch den Lärm, der sich dabei erhob,

Durch das Rücken, Schieben, Tragen, Drängen
Aengstlich fuhren sie mit bangem Flattern
Hin und wieder, schier die Köpfe streifend
Der bekannten, gerngeseh'nen Menschen;
Fragten lispelnd: „Was soll das bedeuten?
Treibt's euch auch hinaus in weite Welt
Ueber's Meer? und führt doch keine Flügel?
Werden And're, Fremde nun hier hausen,
Die vielleicht uns keine Duldung gönnen?
Die das Gastrecht gegen uns verleugnen?
Ei, so woll'n wir auch nicht länger weilen.
Unser Bündel ist ja bald geschnürt,
Bälder wie das eure, gute Menschen;
Eier haben wir noch nicht gelegt, —
Wohl; so zieh'n wir um, zum Großpapa!"

So gesagt, gethan. Am nächsten Morgen
Stellten sie in meinem Flur sich ein,
Auf des großen Hauses and'rer Seite
Klebten kühnlich über meine Thüre
Ein'ge Schnabel-Kellen feuchten Anwurf's,
Wie zum Zeichen, daß Besitz genommen
Sie von ihrer neuerwählten Heimat.
Gar nicht lange währt' es, bis der Bau
Hübsch vollendet außen, eingerichtet
Innen, wie sich ziemt, vier bunte Eier
Warm bebrütet barg. Nicht lange währt' es,
Bis vier kleine Schwälblein, immer hungrig,
Immer schreiend, früh bei Tages Anbruch

Ihre Stimmen tüchtig hören ließen,
Daß mir bald zu viel des Guten wurde
Und ich oft die ganze Brut verwünschte.
Außerdem ward ihrer Sippschaft Wahlspruch:
„Jeder Vogel soll sein eignes Nest
Reinlich halten," so getreu befolgt,
So gewissenhaft, daß rings umher
Garst'ge Spuren ihrer Reinlichkeit
Fast mit ihnen um die Wette wuchsen,
Daß der Besen stündlich fegen mußte.

Deßhalb sagt' ich meiner Dienerin,
Als zum Tage der Geburt Mariä
Alt und Jung der Flur Valet gegeben;
„Nanni," sagt' ich, „künft'ges Jahr (wofern
Ich am Leben bleibe), duld' ich nimmer,
Daß bei uns dieß luftige Gesindel
Wieder niste, paare, brüte, schreie;
Unbequeme Gäste sind es. Mögen sie
Unter Dächern, draußen an den Mauern,
Ueber Ställen ihren Wohnsitz nehmen;
Ich will Ruhe, Ordnung, Sauberkeit.
D'rum herunter mit dem schmutz'gen Klumpen,
Vom Gesims herab! Und keine Schwalbe
Darf herein, wenn's wieder Frühling wird!"
Also sprach ich und die Nanni sagte:
„Ja!" Jedoch wie sich's gewöhnlich zeigt,
Ungethan verbleibt, was aufgeschoben
Einmal wurde, weil's nicht Eile hat.

Unberühret blieb das Schwalbennest
Ueber Winter. Niemand dachte d'ran.
Ich am allerwenigsten, obgleich
Täglich meine Blicke d'rüber glitten.
Leer und still, — wie hätt's mich stören sollen?

Heuer nun, — die Lerchen sangen schon,
Blüthen schimmerten aus grünen Knospen,
Sonnig glänzten Alpe, Strom und Wiese,
Ahnend flimmerte die blaue Luft, —
Tritt am schönsten Morgen meine Nanni
Schüchtern mir zum Schreibtisch. Ich: „Was gibt's?"
Sie: „Ich bitte, fragen wollt' ich nur,
Was denn mit den Schwalben wird gescheh'n?"
„Mit den Schwalben? Welchen?" — „Ja, mit unsern,
Sie sind da; sie sitzen vor dem Fenster
Und sie picken mit den Schnäbeln, schlagen
Mit den Flügeln heftig an die Scheiben;
Zweimal hab' ich sie davon gejagt,
Doch sie kommen gleich zurück, sie lassen
Sich vertreiben nicht." —
„Was da! sie werden
Durch das Glas nicht brechen. Haltet nur
Fest die Fensterflügel zu!" — „Ich bitte doch,
'S ist so rührend anzuschau'n." —
Da warf ich
Aergerlich die Feder weg und ging
Auf den Flur hinaus. Sie riefen laut,
Flogen auf, wenn man sich drohend nahte,

Kehrten wieder, stießen Klagetöne
Flehend aus, daß mir die hellen Thränen
In die Augen traten. „Nun, so sei's,
Oeffnen wir und lassen wir sie ein!“
Welch' ein Jubel drang aus ihren Kehlen,
Wie umschwirrten sie ihr liebes Nest,
Wie vergnügt bezeigten sich die Thierchen,
Männlein, Weiblein, welch' ein glücklich Paar!
Und die Nanni sagte leise spöttelnd:
„'S ist doch gut, daß im vergangenen Herbst
Ich das Nest verschonte; nun ist's gleich
Zum Beziehen!“ — Und ich fügte mich.
Als ich dann bei meiner Arbeit saß,
Meldeten sich allerlei Bedenken:
Albern scheint es doch, zwei kleinen Vögeln,
Ihrem Zwitschern willig nachzugeben.
Werden sie nicht abermals mich stören?
Abermals den Flur mit Unrath füllen?
Mit Tobias Schicksal mich bedroh'n,
Mich, wie Jeden der durch diese Thür
Unter ihnen eintritt und die Augen
Auf zu ihnen hebt? Ich hätte wirklich
Beim Entschluße fest beharren sollen.
Unbequem sind mir die kecken Gäste.

Doch da flüstert mir im tiefsten Herzen
Eine Stimme zu: Du grauer Wand'rer,
Der du einst von Stadt zu Stadt gezogen
Und von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus,

Dem so viele Thüren sich geöffnet,
Weißt denn du, ob du nicht oft belästigt?
Ob du stets zu rechter Zeit gekommen?
Ob du Störung nicht mit dir gebracht?
Niemals hat man dir's gezeigt. Willkommen!
Hat man dir gerufen, wenn du kamst,
Und auf Wiedersehen! wenn du schiedest.
Undankbarer, dem so viel Geduld,
So viel Nachsicht auf der Lebensreise,
So viel Gastlichkeit gespendet wurde!
Deine Fenster wolltest du verschließen
Vor den Gästen, die dir Gott gesendet?
Vor den Wand'rern, die des Volkes Glaube
Friedensvögel nennt? O nimm sie auf!
Preise fromm des Himmels Vaterhuld,
Die noch einen März mit blauen Veilchen
Dir geschenkt; die heute dir verkünden
Läßt durch dieser sanften Thierchen Ton,
Daß dir noch ein Mai beschieden ward.
Ist's dein letzter — ihm folgt ew'ger Frühling;
Das bezeugt ihr, ew'ge Frühlingsboten,
Das bezeugt ihr! Bleibt ihr trauten Schwalben!

Gedichte.

Von Ludwig Bowitsch.

Legende.

„Es ist leicht predigen," sprach zum Meister
Einer jener Pigmäen-Geister,
Denen es ein eigen Ergötzen
Fremde Verdienste herabzusetzen,
„Alles kommt auf die Hörer an,
Die der Redner trifft auf seiner Bahn,
Wie es am Boden liegt allzeit,
Ob und welch' eine Frucht gedeiht!"

Darauf der Meister mit Heiterkeit:
„Vieles liegt an denen, die hören,
Doch das Meiste liegt an den Lehren;
Denn durch fleißiges Düngen und Hauen,
Kluges Vermengen und sorgliches Bauen,
Läßt sich zuletzt auch der Wüste Sand
Doch verwandeln in Ackerland —

Aber aus Hirsekorn wird auf Erden
Nie eine Dattelpalme werden!"

Hannibal.

Römer sind es — Sklave reiche
Mir den Becher — fürgedacht
Hab' ich längst für solch' Ereigniß —
Erdenleben — gute Nacht!
Wenig Tropfen sind genügend —
Denn des Leibes morsche Haft
Hält nur ohnehin sich lose
An der Gluth der Leidenschaft! — —

Fluch den Römern! war die Weise,
So um meine Wiege scholl;
Fluch den Römern schwur der Knabe
Mit der Seele tiefstem Groll;
Fluch den Römern! war die Losung,
Die ich nach Italien trug;
Fluch den Römern! galt mein stolzer
Siegesreicher Alpenzug.

Fluch den Römern! treu bewahret
Hab' ich diesen heil'gen Eid,
Fluch den Römern! ist mein letzter
Wilder, trotziger Bescheid;

Leuchten gleich des Himmels Sternen
Wird mein Name immerdar,
Ob der Arm auch längst vermodert,
Welcher einst Carthago war!

Meine Heere konnten fallen —
Tückisch rollt der Schlachten Glück —
Doch mich selber als Besiegten
Sah noch keines Feindes Blick;
Hoffnung war, so lang ich lebte,
Für mein theures Heimatland,
Und so lang mein Athem wehte,
Zitterte der Tiberstrand!

An den Marken meines Lebens
Steh' ich nun — mein Puls wird schwer! —
Rom mag ruhig schlafen gehen,
Denn sein Todfeind ist nicht mehr!
Weinst du Sklave — laß die Thränen,
Meine Sendung ist vollbracht,
Und gelassen steig' ich nieder
In des Orkus finst're Nacht!

Fest, unbeugsam war mein Wollen! —
Dieses Volks, das frei sich nennt,
Despotie galt's zu zertrümmern —
Fast gelang es — ha — es brennt
Siedend heiß mir im Gehirne! — —
Lehn' mich in den Stuhl hinein.

Alter — — recht so — grad und feste
Soll mein Blick im Tod noch sein! —

Horch — sie nahen — Schwertgeklirre — —.
Nun — 's ist aus — die letzte Gluth
Zuckt empor in meinen Nerven —
Und zu Eis gerinnt das Blut! — —
Fahr' wohl Alter — naht Tyrannen —
Eine Leiche mögt ihr schau'n! —
Naht und bebt — — der Tag des Falles
Wird und muß — auch euch noch grau'n!

Gedichte.

Von Friederike Herbst.

Juvelenglanz.

Die Kindeslieb' ist ein Juvel,
Das schöner glänzt als Saphirstein.
So makellos und ohne Fehl,
So lieblich glänzt es und so rein
Wie Mondeslicht im Sternenschein.

Und feuriger als der Rubin
Strahlt das Juvel der süßen Minne.
Es glänzet tief im Herzen d'rin
Und gibt sich dem nur zum Gewinne,
Der es begehrt mit treuem Sinn.

Doch wie im hellsten Strahlenglanz
Der unschätzbare Diamant
Erglänzet im Juvelenkranz:

So glänzt des Herzens Diamant
Und Mutterlieb, wird er genannt.

Schneeglöcklein.

Im weißen züchtigen Gewand
Schneeglöcklein auf dem Felde stand,
Wie ein verlass'nes Waisenkind
So einsam stand's in Frost und Wind

„Vergessen," spricht es, „und allein
Werd' ich nun hier begraben sein,
Weil mich ein rauher Sturm vertrieben
So fern von allen meinen Lieben."

„Komm zu mir," spricht ein Mägdelein,
„Ich berg' Dich in mein Kämmerlein."
Schneeglöcklein aber weinend spricht:
„Du bringst mich doch zur Heimat nicht!"

„Doch, willst Du mir was Liebes thun,
So laß mich Dir am Busen ruh'n;
Und soll ich freudlos nicht verderben,
So laß mich Dir am Herzen sterben."

Gedichte.

Von Johanna Freiin von Nell.

Sternenlicht und Mondlichtschimmer.

Es weh'n durch Flur und Auen
Die Schauer dunkler Nacht;
Die Sterne niederschauen
In ihrer ew'gen Pracht.
Sie winken mir zu Freuden,
Geahnt — ach! nicht gekannt.
Ich sehne mich zu scheiden;
Dort ist mein Heimatland!

Es ruht im Mondlichtschimmer
Süß athmend die Natur,
Und Wonne, Duft und Flimmer
Ziehy'n durch die warme Flur,
Das Herz kann sich nicht theilen,
Es fühlt der Erde Band;
Gern mag in dir ich weilen,
Mein trautes Pilgerland!

Echter Glanz.

Ist denn — ich möcht' euch fragen —
Auch alles Gold, was glänzt? —
Seht, wie die Morgensonne
Die Flur mit Schimmer kränzt!

Es glänzt des Thaues Perle
Im Kelch der Blume hold,
Es glänzt die lichte Wolke,
Ist sie vielleicht von Gold?

Johanneswürmchen glänzet
In warmer Sommernacht,
Es glänzen hoch die Sterne
In ewig milder Pracht!

Und ach! die Freudenthräne —
Der Liebe schönster Sold —
O welch' ein schönes Glänzen!
Nein, nein, das ist nicht Gold!

Die Honorarbedingung.

Lustspiel in 1 Akt von Kleroth.

Personen.

Silber, ein reicher Buchhändler.
Marie, seine Tochter.
Eduard Busch, Schriftsteller.
Ein Diener.
Der Schauplatz eine große Stadt.

(Zimmer mit Mittel- und Seitenthüren.)

1. Scene.

Silber (im Schlafrock) und Marie (in elegantem Negligee sitzen beim Frühstück).

Silber.

Marie, Marie! Du hast mir schon wieder keinen Zucker in den Kaffee gegeben.

Marie (zerstreut).

Ich, lieber Vater?

Silber.

Ja, Du! Ich weiß gar nicht, was mit Dir vorgeht, Du bist seit einiger Zeit so zerstreut. Ich glaube immer, der junge Busch, dieser arme Literat, der nichts hat als seine Feder, liegt Dir im Kopf.

Marie.

Das ging noch an, allein er liegt mir auch im Herzen, und das macht mir Schmerzen.

Silber.

Warum nicht gar Schmerzen! Ein Mädchen, das ein so großes Vermögen hat wie Du, der darf kein Zahn weh thun, vielweniger das Herz. Daher entledige Dich aller Qual, und reiße diesen Busch sammt den Wurzeln aus Deinem Herzen.

Marie.

Ja, lieber Vater, wenn das ginge, da wäre ich ganz zufrieden, allein ich kann ihn nicht vergessen.

Silber.

Du mußt! Bedenke doch die Lächerlichkeit dieses Verhältnisses. Die Tochter des reichen Buchhändlers Silber und ein Schriftsteller, zu deutsch, ein Proletarier. Ich weiß am besten, was die Schriftstellerei werth ist, denn ich zahle keine Honorare, und so machen es meine Collegen auch.

Marie.

Aber Eduard ist ein bedeutendes Talent, man kann sagen ein Genie; ich glaube er muß durchdringen, und sich durch seinen Fleiß, durch seine Fähigkeiten eine sichere Stellung erringen.

Silber.

O weh! Da kennst Du die Verhältnisse des Lebens nicht, wenn Du glaubst, daß ein Literat, der kein großes Vermögen hat, sich eine sorgenfreie Existenz verschaffen kann.

Marie.

Wenn ich ihn aber heirate, und Sie mein lieber, herzensguter Vater mir ein anständiges Heiratsgut zur Mitgift geben, so hat er ja sein sicheres Auskommen, und kann dann ganz seinen literärischen Bestrebungen leben.

Silber.

Das glaub' ich. Mit meinem Gelde kann der junge Mann freilich die Stufen zum Tempel der Unsterblichkeit ersteigen.

Marie.

Und freut Sie das nicht?

Silber.

Nicht im Geringsten. Ich werde doch mein einziges Kind nicht einem solchen Hungerleider von der Feder geben, dazu bist Du nicht geboren. Du wirst einen Mann heiraten, der Geld hat, denn nur ein solcher ist in meinen Augen ein wahrer Mann. Alle Andern sind Gespenster, Visionen, körperlose Individuen. Wer kein Geld hat, der kann auch eine Frau nicht glücklich machen.

Marie.

Aber lieber Vater, wie können Sie glauben, daß ich einen Geldmenschen ohne Talent, ohne Geist, ohne Liebenswürdigkeit heiraten werde.

Silber.

Wer Geld hat, ist immer liebenswürdig, gebildet, talentvoll. Versuche es nur mit einem solchen Mann, und Du wirst mir nach der Hochzeit weinend um den Hals fallen und ausrufen: Vater, ich bin glücklich!

Marie.

Das werde ich nie! Ich kenne meine Ansichten, nie werde ich einen Mann lieben, der Geld hat.

Silber.

Lieben, lieben. Wer spricht denn von Lieben, von Heiraten ist die Rede. Liebe meinetwegen den Busch, so viel Du willst, allein zum Heiraten gebe ich nie meine Einwilligung.

Marie.

Unter keiner Bedingung?

Silber.

Unter keiner?

Marie.

Auch dann nicht, wenn er ein Vermögen von sechs tausend Thalern nachweist?

Silber.

Sechs tausend Thaler? Wie soll denn ein Schriftsteller die nachweisen können?

Marie.

Wenn er es aber doch könnte?

Silber.

Gut, wenn er diese Summe hat, so soll er Dich zur Frau haben. Ich gebe sechs Tausend dazu und dann kannst Du mit einem jährlichen Einkommen von sechs hundert Thalern und einem Herzen voll Liebe am Hungertuche nagen, bis Dir Deine schönen Zähne ausbrechen.

Marie.

O meine Zähne halten schon etwas aus. Lieber Vater, ich nehme Sie beim Wort!

Silber.

Das kannst Du. Heirathet Euch, ich habe nichts dagegen, aber die sechs tausend Thaler muß ich nachgewiesen erhalten, sonst geht mein Wort zurück.

Marie.

Das versteht sich. Ich werde erst dann um Ihren Segen bitten, bis Sie Busch überzeugte, daß er die von Ihnen verlangte Summe hat.

Silber.

Ich bin sehr begierig, allein ich glaube nicht früher daran, als bis ich die Versicherung davon in Händen habe.

2. Scene.

Bedienter. Die Vorigen.

Bedienter.

Gnädiger Herr, man wünscht Sie im Comptoir zu sprechen.

Silber.

Warum nicht gar. Ich trinke Caffee und da laß ich mich nicht sprechen. Man soll warten oder wieder gehen.

Bedienter.

Das geht nicht. Der Herr Buchhalter sagt' Sie müßten herunter kommen, es wären wenigstens zwei tausend Thaler zu verdienen.

Silber (schnell aufspringend).

Zwei tausend Thaler? Halt, halt, ich komme schon!

Marie.

Aber, lieber Vater, Sie trinken ja Kaffee!

Silber.

Ich habe keinen Appetit mehr. Wenn ich zwei tausend Thaler profitiren kann, so soll meinetwegen der Kaffee bleiben, wo er Lust hat. Ich habe in solchen Augenblicken eine unüberwindliche Abneigung gegen allen Moccatrank. Johann geh voraus und sage dem Herrn, der mir diese zwei tausend Thaler zu verdienen geben will, daß ich gleich komme, er möchte doch um Gotteswillen sich die Zeit nicht lange werden lassen! Hörst Du, geh!

Bedienter.

Beruhigen Sie sich nur, gnädiger Herr. Ich werde Alles ausrichten, wie Sie wünschen. (Ab.)

Silber.

Das wäre entsetzlich, wenn der Herr schon die Geduld verloren, und sich auf die Strümpfe gemacht

hätte. Himmel, was seh' ich, ich bin ja noch im Schlafrock, das ist fürchterlich!

Marie.

Warum denn?

Silber.

Ein Buchhändler im Schlafrock das sieht so nobel, so unthätig aus. Wie kann eine solide Kundschaft Vertrauen gewinnen, wenn sie mich im Schlafrock sieht, und eh ich mich anziehe, vergeht eine Stunde, und während dieser Zeit ist der Herr auf und davon.

Marie.

So gehen Sie, wie Sie sind, lieber Vater, sonst vergeht die Zeit, und der Herr wird wirklich ungeduldig.

Silber.

Ja, Du hast Recht! Ich eile, ich fliege, um die zwei tausend Thaler zu gewinnen. Mir brennt der Kopf, wenn ich nur daran denke, daß ich sie verlieren kann. (Eilt ab.)

3. Scene

Marie (allein).

Wenn mein lieber Vater nur nicht gar so ein eifriger Geschäftsmann wäre, ich würde ihn noch weit lieber haben, denn er ist eigentlich ein herzensguter Mann, der endlich den dringenden Bitten seiner Tochter nachgeben, und mir ein größeres Heiratsgut auszahlen wird, als diese sechs tausend Thaler, mit

deren Erträgniß ich wirklich keine Sprünge machen könnte. (Es klopft.) Herein!

4. Scene.

Eduard. Marie.

Marie (geht ihm entgegen).

Ah guten Tag, lieber Eduard.

Eduard (küßt ihr die Hand).

Wie geht es Dir, liebe Marie?

Marie.

Nicht zum Besten, denn ich habe keine Aussicht die Einwilligung meines Vaters zu unserer Verbindung zu erhalten.

Eduard.

Das glaube ich sehr gerne. Wie kann ein reicher Buchhändler einem armen Teufel, wie ich bin, die Zustimmung zur Verbindung mit seiner einzigen Tochter geben.

Marie.

Doch unter einer Bedingung!

Eduard.

Und die wäre?

Marie.

Daß Du sechs tausend Thaler ausweisest!

Eduard.

Wenn Dein Vater mir für meinen Roman diese Summe zahlte, so wäre ich im Stande seinen Ansprüchen zu genügen!

Marie.

Das wird er nicht, denn er zahlt überhaupt kein Honorar, wie wird er Dir eins zahlen?

Eduard.

Leider ich war schon bei mehren Buchhändlern, allein in diesem Punkte sind sie sich Alle gleich. Keiner zahlt. Vielleicht wird Dein Vater in Berücksichtigung, daß ich Dich liebe, meinen Wünschen nachkommen.

Marie.

Im Gegentheil, wenn er hört, daß Du sechs tausend Thaler für Dein Werk verlangst, so ist er im Stande Dir nicht einen Neugroschen zu geben.

Eduard.

Der Barbar! Was soll ich thun. Ich habe Tag und Nacht an diesem Roman gearbeitet. Er besitzt Originalität, ist reich an interessanten Situationen, gelungenen Charakteren, die Form ist schwungvoll und elegant, und ich glaube, er muß das Interesse des Lesepublikums in Anspruch nehmen.

Marie.

Lieber Eduard, das glaubst Du als Dichter, und ich als Deine Freundin und Geliebte, weil ich es wünsche; allein das Publikum kümmert sich nicht um Dich und mich, und wird es mit jener Gleichgiltigkeit behandeln, welche es überhaupt heut zu Tage der Literatur angedeihen läßt, und mein Vater wird es nicht einmal lesen, viel weniger bezahlen.

Eduard.

Das wäre entsetzlich, dann wüßte ich wahrlich nicht, was ich thun sollte, um Dich zu erlangen und Du weißt, ohne Dich kann ich nicht leben.

Marie.

Ich hoffe es wenigstens. Indeß versuche Dein Glück, spreche mit meinem Vater, vielleicht ist er in einer so guten Laune, daß er eine Ausnahme macht und zahlt.

Eduard.

Liebe Marie, Du machst mir wieder Muth, und ich werde mein Glück versuchen.

Marie.

Weißt Du was, ich lasse Dich allein, und schicke Dir den Vater herauf.

Eduard.

Thue das, Marie! Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich über meine Zukunft beruhigt werden kann.

Marie.

Lebe wohl, Eduard! auf ein frohes Wiedersehen.

Eduard.

Das wünsche ich vom Herzen (reicht ihr die Hand).

Marie.

(Drückt ihm die Hand und geht.)

5. Scene.

Eduard (allein)

Arm wie eine Kirchenmaus sein, und doch von der Feder leben, ist eigentlich ein schrecklicher Gedanke,

und doch wenn ich bedenke, welche frohen Stunden mir mein Talent bereits verschafft hat, so möchte ich ihn doch wieder einen glücklichen nennen.

6. Scene.

Eduard. Silber.

Eduard.

Guten Tag, Herr Silber!

Silber.

Gleichfalls, Herr Busch. Was verschafft mir die Ehre. Gewiß wollen Sie um meine Tochter anhalten? Es ist mir leid, Marie weiß meinen Entschluß, und wird Ihnen wohl gesagt haben, unter welcher Bedingung ich meine Einwilligung gebe.

Eduard.

Leider weiß ich ihn bereits.

Silber.

Desto besser. Was wollen Sie daher von mir?

Eduard.

Ihnen dieses Manuskript, mein neuestes Werk, an welchem ich ein volles Jahr gearbeitet, zum Verkaufe anbieten. (Zieht ein Manuskript hervor.)

Silber.

Wie theuer?

Eduard.

Sechs tausend Thaler.

Silber.

Sechs tausend Thaler? — Was ist es denn? (Nimmt ihm das Manuskript aus der Hand.)

Eduard.

Mein neuester Roman: „Des Zweiflers Ende.“

Silber.

Ein Roman? und noch dazu ein deutscher, den liest Niemand.

Eduard.

Aber Herr Silber, würdigen Sie ihn nur einer Durchsicht, ich glaube, er muß das Publikum interessiren.

Silber.

Nichts interessirt das Publikum, was deutsch ist. Nur französische Produkte, die Verbrecher-Romane eines Alexander Dumas, Eugen Sue und Consorten, die gefallen vorzüglich den Damen.

Eduard.

Diese Richtung habe ich freilich nicht eingeschlagen, mein Roman beweist, wie ein junger, talentvoller Mann in Glaubenslosigkeit versunken, endlich mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens ausgerüstet doch zu Grunde gehen muß. Ich denke in dieser glaubenslosen Zeit würde ein solches Buch eine gute Wirkung machen.

Silber.

Das glauben Sie, weil Sie die Verhältnisse nicht kennen. Nichts macht jetzt Glück. Halt, mir fällt ein Mittel ein. Wie endet der Held der Geschichte?

Eduard.

Natürlich durch Selbstmord.

Silber.

Prächtig, es geht. Wissen Sie was, substituiren Sie sich selbst an die Stelle des Helden.

Eduard.

Herr Silber, was fällt Ihnen ein.

Silber.

Nicht wahr ein genialer Gedanke. Nennen wir das Buch: „Des Schriftstellers Eduard Busch Leben, Thaten und fürchterliches Ende."

Eduard.

Das mahnt ja an Doktor Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Silber.

Das eben ist ja das Prägnante. Aber das Beste kommt noch. Erschießen oder erhängen Sie sich, und ich verlege dann Ihren Roman als wahre Geschichte, gleichsam als Memoiren.

Eduard.

Herr Silber, das ist wohl Ihr Scherz?

Silber.

Nein, nein, mein vollkommener Ernst. Ich zahle Ihnen dann die sechs tausend Thaler, das heißt Ihren Erben, wenn Sie sich um's Leben bringen.

Eduard.

Ich will nicht hoffen, daß das Ihr Ernst ist.

Silber.

Ja hoffen Sie. Sie und alle Ihre Schreibereien werden unsterblich, wenn Sie sich bei Zeiten in Ihrer Jugend hängen. Ich lasse Ihr Portrait in

Stahl stechen, gebe es als Titelbild, verkaufe es noch extra und mache ein brillantes Geschäft. Besinnen Sie sich nicht lange, Ihnen winkt Unsterblichkeit, und Ihren Erben sechs tausend Thaler.

Eduard.

Herr Silber, das ist ja eine verbrecherische Zumuthung!

Silber.

Ei was, ich bin Buchhändler, und muß leben, Geschäfte machen, bei den jetzigen Verhältnissen, wo der Buchhandel gänzlich darniederliegt, muß man zu allen Mitteln greifen, und ein solches verzweifeltes ist mein Vorschlag.

Eduard.

Ich sehe es ein, Herr Silber. Sie haben Recht. Was soll ich thun? Ich habe kein Vermögen. Meine einzige Hoffnung war auf dieß Werk gebaut. Ich hoffte sechs tausend Thaler als Honorar von Ihnen zu erhalten, hätte Ihre Bedingung erfüllt, und wäre der glückliche Gatte Ihrer Tochter geworden.

Silber.

Sehr gescheidt. Ich hätte sechs tausend Thaler schwitzen sollen, um ein solches Machwerk aufzulegen, das nach der Messe als Krebs zurückmarschirt wäre. Nein daraus wird nichts. Hängen Sie sich, so bin ich eines Schwiegersohnes los, der nichts hat, und dem ich zu einem Vermögen hätte verhelfen müssen. Finden Sie sich mit der Unsterblichkeit und dem Lorbeerkranz ab, dessen Blätter man höchstens einem

gebratenen Ferkel in den Rachen steckt. Das ist für einen jungen Literaten das beste, denn die Dichter sind ohnehin nicht für diese materielle Welt geschaffen, des Dichters Heimath sind die Sterne, dahin gehört er. Machen Sie daher, daß Sie so bald als möglich dahin kommen, so bin ich Sie für immer los. Ja ich verpflichte mich sogar Ihren literärischen Nachlaß, wenn die Memoiren einschlagen, aufzulegen, mehr kann ich nicht thun.

Eduard.

Es ist wahr. Ein Dichter findet auf dieser Erde keinen Boden, deßhalb ist es am Besten, er sucht sie so schnell als möglich zu verlassen. Mein Ziel werde ich ohnehin nicht erreichen, was soll ich hier?

Silber.

Ja machen Sie, daß Sie fortkommen. Sie haben die höchste Zeit. Sie sind ein hübscher junger Mann, wenn der sich aufhängt oder erschießt, so bedauern ihn die jungen und auch die alten Damen, und kaufen seine Werke. Wenn Sie diesen günstigen Zeitpunkt aber versäumen und am Leben bleiben oder gar alt werden, so sind Sie ein fertiger Bettler und können dann von Haus zu Haus gehen und um ein Stück Brot bitten.

Eduard.

Ein schreckliches aber wahres Bild, Herr Silber, ich werde Ihren Rath befolgen, und mich erschießen.

Silber.

Das ist gescheidt. Sie sind ein lieber Mensch. Und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie sehr Sie mir am Herzen liegen, so will ich Ihnen sogar eine Pistole dazu leihen Ich hoffe, Sie werden diese Auszeichnung dankbar anerkennen.

Eduard.

Gewiß! Ich bin sehr erfreut!

Silber.

Sie schießt vortrefflich, und ich glaube, Sie werden sich nicht fehlen!

Eduard.

Ich auch nicht.

Silber.

Machen Sie Ihr Testament, damit ich doch weiß, wem ich nach Ihrem Tode die sechs tausend Thaler auszahlen kann.

Eduard.

Ich werde nicht ermangeln.

Silber.

Hier ist Papier, Tinte und Feder. Sie können indeß Ihren letzten Willen aufsetzen, während ich die Pistole lade; wenn Sie wollen, so gebe ich zwei Kugeln hinein, damit Sie sicher todt sind.

Eduard.

Diese Aufmerksamkeit rührt mich. Laden Sie dreißig Kugeln, das gilt mir gleich.

Silber.

Lieber Herr Busch, Sie sind ein Mordkerl. Ich werde Ihren Heroismus bei der Anempfehlung des Romans mit hineinfließen lassen. Das Publikum soll erfahren, daß Sie ein Genie waren. Ich werde sogar eine Subskription für ein Monument einleiten, das muß Ihnen doch den Tod versüßen. Unsterblichkeit, Lorbeerkranz und Monument, drei Dinge, wornach ein deutscher Dichter streben —

Eduard (rasch einfallend).

Und verhungern soll. —

Silber.

Wozu werden denn die Dichter geboren? Wenn diese Leute nicht hungern, so dichten sie miserabel. Gerade wie die Nachtigallen und die Gimpel, wenn die zu fett werden, so singen sie auch schlecht.

Eduard.

Das sind sehr richtige praktische Ansichten und ich muß ihnen unterliegen. Herr Silber, Sie sind für mich das Leben, an dem ich scheitre und sterbe!

Silber.

Was? an mir scheitern, da gäbe es blaue Flecke. Sie erschießen sich ganz einfach, und damit Punktum. Sterben Sie wohl! Ich bringe die Pistole, und die sechs tausend Thaler. (Ab in's Zimmer rechts.)

7. Scene.

Eduard (allein).

Meine schriftstellerische Laufbahn nimmt ein sonderbares Ende. Ich falle als tragisches Opfer eines Wahnes. Ich erschieße mich für meine Liebe und mein Talent. Das Geld soll Marie erhalten, das einzige Wesen auf dieser Erde, das mich liebte und mein Talent anerkannte. (Setzt sich nieder und schreibt.)

8. Scene.

Marie. Eduard.

Marie (schleicht herbei und hält ihm die Augen zu).

Eduard.

Marie!

Marie.

Was schreibst Du denn?

Eduard.

Mein Testament.

Marie.

Warum? Was fällt Dir ein?

Eduard.

Weil ich in einigen Minuten sterben muß.

Marie (lachend).

Du willst mir wohl Furcht einjagen?

Eduard.

Nicht im Geringsten. Es ist mein Ernst. Ich muß mich todtschießen, damit Dein Vater meinen Roman um sechs tausend Thaler kauft.

Marie.

Das könnte mein Vater thun?

Eduard.

Ja, er meint, der Roman eines todten Schriftstellers würde eher gelesen, als der eines lebenden.

Marie.

Lieber Eduard, ich hoffe, daß das Ganze nur ein Scherz ist.

Eduard.

Nein, es ist bittrer Ernst, Dein Vater ist schon um die Pistole gegangen. Ich habe Dich zur Erbin meines Honorars gemacht, und da Du außer der Poesie mein Alles auf dieser Welt warst, so sollst Du auch die Früchte meiner Bemühungen genießen.

Marie.

Ich bitte Dich, lieber Eduard, sei nicht so schwermüthig, ich kenne Dich gar nicht mehr. Für einen bloßen Scherz ist der Ton zu ernsthaft. und für den Ernst ist die ganze Situation zu komisch.

Eduard.

Du hast recht, liebe Marie. Es kann nichts Komischeres geben, als mein Ende, obgleich es doch verzweifelt ernsthaft ist. Indeß ich bin entschlossen, ich erschieße mich und zwar vor den Augen Deines Vaters, damit er das Vergnügen hat einen Schriftsteller zu Grunde gehen zu sehen, den er so überaus glücklich hätte machen können.

Marie.

Warum nicht gar? So etwas kann mein Vater gar nicht verlangen. Er wird den Scherz nicht auf's Aeußerste treiben, wenn er es wagen sollte, so mag er nur gleich noch eine zweite Pistole bringen, damit ich mich auch erschieße, denn ohne Dich, Eduard, will und kann ich nicht leben.

Eduard.

Das wäre sündhaft. Du sollst leben, Du bist reich, nur arme Teufel mit Talent sollen sterben, die haben auf der Erde gegenwärtig keinen Platz.

Marie.

Doch in den Herzen der Mädchen, welche für Schriftsteller und Dichter immer noch eingenommen sind.

Eduard.

Deßhalb wünsche ich auch, daß Du am Leben bleibst, so wird mir doch wenigstens in Deinem Herzen eine Erinnerung bewahrt.

Marie.

Ich begreife Deine Ruhe nicht. Du bist so kalt und gleichgiltig, als ob es Dir ein Vergnügen machen würde, mich für immer zu verlassen.

Eduard.

Für immer? Im Gegentheil. Ich hoffe, daß wir uns auf einem andern Stern, wo für die Poeten noch Raum ist, wiedersehen, dort werden wir uns lieben und vielleicht auch heirathen können, vorausgesetzt, daß wir dann noch Sinn für's Heirathen haben.

Marie.

Ich hoffe es, denn ich muß aufrichtig gestehen, ich habe sehr viel Sinn dafür und glaube diesen Sinn auch in eine andere Welt mit hinüberzunehmen.

9. Scene.

Silber. Die Vorigen.

Silber (tritt auf in dem Manuskripte lesend).

Herrlich, prächtig! Das muß gefallen. Herr Busch ich gratulire Ihnen, ich kenne keinen deutschen Roman, der so viel Originalität besäße als der Ihre.

Marie.

Lieber Vater, wenn Du das findest, wie kannst Du so barbarisch sein, und von meinem Eduard das Entsetzlichste verlangen, was es geben kann, Selbstmord.

Silber.

Ah bist Du auch da? Du kamst wohl, um Abschied von Deinem Geliebten zu nehmen, das ist vernünftig.

Marie.

Ja, und um mit ihm zu sterben.

Silber.

Dummes Zeug. Im Gegentheil, um mit ihm zu leben. Du glaubst doch nicht, daß es mein Ernst war. Ich wollte ihn ja nur auf die Probe stellen, um mich zu überzeugen, ob er Deiner auch würdig sei. Er ist nicht nur ein großes Talent, sondern auch ein edler Mensch und der gilt mir doch auch Etwas. Er soll schreiben, daß ihm die Finger krumm

werden und ich verlege Alles, so ist uns Beiden geholfen.

Eduard.

Was höre ich?

Marie.

Vater, wäre es möglich?

Silber.

Ja, und damit er mir sicher bleibt, so soll er Dich heirathen. (Busch einen Beutel gebend.) Hier ist die Summe, die Bedingung, die ich stellte, ist erfüllt. Sie werden mein Schwiegersohn, denn es wäre wirklich Schade um Sie, Sie können auf den Lorbeerkranz, die Unsterblichkeit und das Monument noch dreißig Jahre warten.

Marie (Silber umarmend).

Bester Vater!

Silber.

Nicht wahr, jetzt bin ich kein Barbar mehr?

Marie.

Eine Perle von einem Vater.

Eduard.

Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume.

Silber.

Wachen Sie, und schießen Sie die Pistole, die für Sie bestimmt war und blind geladen ist, zum Fenster hinaus, damit das Ganze doch einigen Effekt macht.

(Während Busch die Pistole abschießt, fällt der Vorhang.)

Gedichte.

Von Theophil Pißling.

Wilde Wogen.

Zwingt den See, daß er's verberge,
Wie ein Sturm ihn durchweht,
Wenn die Woge selbst als Scherge
Himmelschäumend ihn verräth.

Und die Liebe soll's nicht zeigen,
Wenn's im Herzen stürmt und drängt;
Werden auch die Wogen schweigen
Wenn die Brust sich hebt und senkt?

Scherben.

Wißt ihr, warum die schöne Maid
So wehklagt, seufzt und wimmert?
Weil sie im Ungestüm sich heut'
Ein kostbar Glas zertrümmert!

Wie neid' ich das zerschellte Glas,
Soll d'rin kein Trunk mehr glänzen,
In Trümmern darf's ein kostbar Naß,
Die Thräne, noch kredenzen.

Doch bricht auch mir das Herz entzwei,
Muß unbeweint ich sterben;
Ihr Aug' bleibt thränenleer dabei,
Es schaut ja keine Scherben!

An einen Dichter.

Das ist's, was mich so sehr betrübt,
Daß es so viele Herren gibt,
Die sich für Dichter halten,
Weil in ihr leer Gehirn sich
Des Zauberbildes Schatten schlich,
Das and're Meister malten;
Nur der Poet, der ist mein Mann,
Der frei das Schöne fühlen kann,
Und was er fühlt, gestalten.

Der arme Weber.

Von Cölestin Johne.

Am Webstuhl. — Verzagen.

Webeschifflein mein, wie flogst du schnell
Dereinst in bessern Tagen!
Du webtest 's Kleid, so fein so hell,
Das meine Braut getragen.
Wie prangten wir im reichen Kleid
Am heil'gen Traualtar,
Wie schmausten wir zur Mittagszeit,
Wie flogen Nachts die Paare!

Webschifflein mein, so müd und matt
Schleichst du in diesen Tagen!
Du webst das Tüchlein, laufessatt,
D'ran Sorg' und Hunger nagen.
In Lumpenhüllen wag' ich, ach,
Mich kaum mehr zum Altare;

Hab' weder Brod, noch eigen Dach —
Den Tanz verlernt' ich lange Jahre!

Webschifflein mein, nur einmal noch
Lauf rasch in nächsten Tagen!
Ein Linnen web' mir eilig doch,
Das ich im Sarg mög' tragen.
Im Linnenkleid dann traget mich
Noch einmal zum Altare;
Dann Würmlein! tanz', zum Schmaus' für dich,
In's Grab ich von der Bahre.

Das Kreuz. — Trost.

Hier knie ich Herr! und will nicht weichen,
Bis Du mir hilfst in meiner Noth.
Willst Du nicht Brod den Meinen reichen,
So laß' mich sterben raschen Tod.
Zu Dir heb' ich den Blick, den trüben,
Zu Dir — doch Herr! was schaue ich? —
O Trosteswort, an's Kreuz geschrieben:
„Du Armer klagst? Betrachte mich!"

O thöricht' Klagen, thöricht' Weinen!
Ach, Herr! wie bin ich reich, Du arm! —
Mich deckte stets mit all' den Meinen
Ein schützend' Kleid und hielt uns warm:

Und Dich, mein Heiland, seh' entblößet
Ich hangen an dem Kreuzesbaum;
Man ließ ihm, der die Welt erlöset,
Die Blöße zu bedecken kaum!

Hab' wenig zwar und schlechte Speise;
Doch selten fehlt sie ganz und gar,
Denn Menschenfreunde frommerweise
Sie bieten liebreich Hilfe dar. —
Du rufst: „Mich dürstet" — toderbleichet,
Gequält von heißer Fieberguth:
Doch Essig nur mit Galle reichet
Des wilden Pöbels tolle Wuth!

Wie möcht' ich gar an Erdenfreuden,
An Fest und Tanz gedenken noch:
Hätt' ich gedacht Dein bittres Leiden,
Dich tragen seh'n Dein schweres Joch!
Wie namenlos sind Deine Schmerzen,
Ach, Händ' und Füße sind durchbohrt!
Und dennoch drang aus Deinem Herzen
Kein einziges verzagend Wort.

Hier knie ich Herr! will nimmer klagen,
Und wäre zehnfach meine Noth;
Wie sollt' ich klagen, wie verzagen,
Seh' ich Dein Leiden, Deinen Tod?
Zu Dir heb' ich den Blick, den trüben,
So oft Verzweiflung mich beschlich —

O Trosteswort, an's Kreuz geschrieben:
„Du Armer klagst? Betrachte mich!"

Hilfe. — Am Webstuhl.

Heisa Schifflein wohlgemuth!
Mein Arm ist wieder stark und gut.
Man sandte reiche Spenden,
Man gab uns wieder Brod:
Sei Dank den edlen Gebern,
Nun hat es nicht mehr Noth.
Heisa Schifflein wohlgemuth!
Mein Arm ist wieder stark und gut.

Heisa Schifflein, rasch und bald!
Die Hand ist nicht mehr starr und kalt.
Man gab uns Holz zum Herde
Und jedem warm Gewand;
Nun mag der Winter hausen
Beliebig um die Wand.
Heisa Schifflein, wohlgemuth!
Mein Arm ist wieder stark und gut.

Heisa Schifflein, spude dich!
Wie tritt mein Fuß so flink und frisch!

Am Stuhlbaum neue Werfte,
Am Spulen frischen Schuß:
Wie tanzt da flink und munter,
Tritt auf, tritt ab mein Fuß!
Heisa Schifflein, wohlgemuth!
Mein Arm ist wieder stark und gut.

Gedichte.

Von C. K.

Wohin?

Welle sag', wo rausch'st du hin? —
„Dort wo tosend Wogen schäumen,
Fluthen gegen Fluth' sich bäumen,
Wellen hoch zum Himmel ragen,
Donnernd wild herniederschlagen
Und in schnellem Kreis entflieh'n;
Dort wo Well' der Welle gleich —
In des Neptuns weites Reich!"

Lüfte sag't, wo weht ihr hin? —
„Um des Erdballs weite Runde
Ziehen wir im Brüderbunde;
Wehen bald durch Laub und Blüthen,
Bald mit wildem Sturmeswüthen
Seh'n uns Wald und Berge zieh'n;

Wie am Meer der Wellen Schaum,
Kreisen wir im Aetherraum!"

Leben sag', wo fliehst du hin? —
„Fort eil' ich mit schnellen Schritten,
Mich erweicht nicht Zwang, nicht Bitten,
Immer rastlos muß ich eilen,
Darf nicht stille stehend weilen,
Muß im schnellen Lauf entflieh'n!
Dann sink' ich ein Tropfen Zeit —
In das Meer der Ewigkeit!"

Der Abend.

Sanfte Abendglockenklänge
  Zittern durch die Luft,
Leise naht die ernste Stunde,
  Die zur Andacht ruft.

Laue duft'ge Lüfte wehen
  Ueber Thal und Flur
Und ihr Hauch bringt Ruh' und Frieden,
  Schlummer der Natur.

Wo am Himmel glüht der Sonne
  Strahlend Feuermeer,
Nun in sanftem Mondesglanze
  Blinkt das Sternenheer.

Alles bietet, friedumduftet,
Heil'ger Ruhe Bild,
Nur in meines Herzens Strome
Rauscht die Welle wild.

Ach! nach heißen Tagesgluthen,
Die den Sturm gebracht,
Käm' auch mir der milde Abend,
Wo mir Friede lacht!

Der beste Trank.

Wollt dem Sterblichen gewähren,
Götter, ihr nur eine Bitte:
O so sendet mit der Schale
Mir die Göttin ew'ger Jugend!
Laßt aus ihren eig'nen Händen
Mich den süßen Trank empfangen,
Doch nicht Nektar schäumend fülle
Ihres Bechers gold'nen Rand;
Laßt in Lethe's Strom ihn tauchen,
Wo die Fluth am tiefsten rauscht,
Und dann reich' sie mir die Schale,
Wenn die Quelle schäumt und perlet,
Und ich will sie hastig schlürfen,
Danken euch für eu're Gabe!

Elfenlied.

Erglänzet
Des Mondes
  Sanft flimmernder Schein,
So schweben
Wir Elfen
  In lustigen Reih'n.

Wir hüpfen
Auf Wiesen
  Von Blumen umlacht
Und halten
Beim Schlummer
  Der Königin Wacht.

Wir suchen
Ihr Muscheln
  Aus goldenem Sand,
Und schmücken
Mit Perlen
  Ihr schimmernd Gewand.

Wir streifen
Als Schatten
  Durch waldige Au

Und sammeln
Aus Blüthen
Den glitzernden Thau.

Und senket
Der Nebel
Sich tiefer in's Thal,
Und glänzt schon
Im Osten
Der röthliche Strahl.

So schlüpfen
Wir leise
In Blumen hinein,
Und schlummern
Umduftet
Als Thautropfen ein.

Der Tod.

Der Tod ist ein gerechter Mann,
Er beugt sich nicht vor Kronen,
Er geht mit festem, ruh'gem Schritt
In Hütten wie auf Thronen.

Ihn schrecken Würden nicht und Stern
Die Opfer sich zu nehmen,

Und selbst der mächt'ge Herrscherstab
Kann seinen Arm nicht lähmen.

Es kann des Reichthums eitler Glanz
Nicht seinen Sinn erweichen,
Und Jugend, Alter und Verdienst
Erliegen seinen Streichen.

Denn Gleichheit herrscht in seinem Reich:
Die Guten wie die Sünder,
Der Mächt'ge, wie der Greis am Stab,
Sind eines Vaters Kinder.

Sehnsucht.

O! wie stille ich das Feuer,
Das in meinem Herzen glüht
Und erbarmungslos verzehrend
Langsam durch die Adern zieht,
Jeden Trieb im Keim vernichtet,
Jede inn're Ruh' verschlingt
Und mit seinen Flammenzähnen
In des Herzens Tiefe dringt?

Und es brennet immer weiter,
Gönnt mir Ruhe nicht und Rast,
Daß mit ihren Eisenarmen
Mich Verzweiflung schon erfaßt!

Ach! in grausen Riesenwellen,
In des Meeres tiefster Fluth
Möcht' ich dieses Feuer dämpfen,
Kühlen diese heiße Gluth.

Doch umsonst — nicht Fluthen dämpfen,
Was du Sehnsucht angefacht,
Nicht zum Schlummer Wellen wiegen,
Was durch dich vom Schlaf erwacht.
Und so muß ich's mit mir tragen
Dieses ew'ge stille Glüh'n,
Hab' die Macht nicht, es zu tödten
Und die Kraft nicht, es zu flieh'n!

Bei der Waldquelle.

Wie die Quelle hoch vom Felsen
Tosend sich herniederstürzet
Und die Luft, die heißdurchglühte,
Mit der Kühlung Balsam würzet!

Wie am Felsenriff sie schäumet,
Silberschaum die Wellen krönet
Und aus jedem süßen Flüstern
Der Najade Stimme tönet!

Und der Fels, der moosumrankte,
Wölbt sich ob den klaren Fluthen,

Tannen breiten ihre Aeste
Schützend vor der Sonne Gluthen.

Welch' ein stiller Zauber wehet
Durch die weiten Waldesräume,
Leis' und doch so wundermächtig
Rauscht es durch das Laub der Bäume.

O, ich ahne deine Nähe,
Holde Nymphe dieser Quelle,
Ja, es lächelt mir dein Antlitz
Aus der klaren Silberwelle.

Friede senket sich hernieder
In des Herzen wildes Strömen,
Löst die wilden heißen Gluthen
In ein mildes, süßes Sehnen!

Christabend.

Die Kerzen brennen hell und licht
Am hohen Weihnachtsbaume,
Umgaukeln leichten Kindessinn
Gleich einem schönen Traume.

Und Alles drängt sich jubelnd hin,
Die Gaben zu empfangen,
Die bunt geschmückt auf jedem Ast
In reicher Fülle prangen.

Doch draußen irrt durch Nacht und Wind
Ein Weib mit ihrem Kinde,
Es schützt kein Obdach sie vor Frost,
Vor Schnee und eis'gem Winde.

Es dringt zu ihr der Lichter Strahl,
Die aus den Fenstern schimmern,
Und, gleich den Sternen ohne Zahl,
In lichtem Glanze flimmern.

Sie seufzt und wirft den nassen Blick
Zum Himmel auf, zum reinen,
All' freut sich um den Weihnachtsbaum,
Sie für ihr Kind hat keinen.

Und niemand ahnt den stillen Gram,
Ihr tiefes, bitt'res Leiden;
Wer denkt der armen Bettlerin
Im Kreise süßer Freuden.

Die Nacht verstreicht, der Morgen graut
In trübem Dämmerscheine,
Da sitzt das Weib mit ihrem Kind
Todt auf dem kalten Steine.

Sie feierte die Christnacht dort,
Bei ihrem Vater oben,
Der sie nun jeder Erdennoth
Und jedem Schmerz enthoben!

Der Gefangene.

Bleich sitzt er auf kalten Steinen
  In des Kerkers dunkler Nacht,
Selten durch die Gitterstäbe
  Ihm der Strahl der Sonne lacht.

Selten, daß ein munt'rer Vogel
  An des Fensters Rande irrt,
Nur der Adler bei dem Thurme
  Kreischend durch die Lüfte schwirrt.

Und der Welle dumpfes Brausen,
  Das zu seinem Ohre dringt,
Und des Sturmes wildes Heulen,
  Der das laute Klaglied singt:

Sind die einzigen Gesänge,
  Denen der Gefang'ne lauscht,
Weil in seinem eig'nen Herzen
  Wild des Schmerzes Welle rauscht.

Blutig kämpfte er, das heil'ge
  Kreuz auf den zerfall'nen Thron
Osmans siegreich hinzupflanzen —
  Und die Kette ward sein Lohn!

Und wenn auf die Augenlieder
Lindernd sich der Schlummer senkt,
Und von süßem Traum umfangen
Er sich frei und glücklich denkt;

O, da fühlt er beim Erwachen
Doppelt seinen Schmerz und Pein,
Denn er sieht im dunklen Kerker
Sich gefesselt und allein!

Und da schüttelt er die Kette,
Die die Hand umschlungen hält,
Daß es durch die schwarzen Mauern
Dumpf und schaurig wieder gellt.

Stumm und kraftlos fällt er wieder
In den stillen Schmerz zurück
Und nicht Thränen lindernd feuchten
Den erstorb'nen matten Blick.

Und so fliehen ihm die Tage,
Bis in seines Kerkers Nacht
Aus des Todes düst'rer Pforte
Der Befreiung Morgen lacht.

Mein Wunsch.

O dürft' ich eine Stund' allein
Nur an Gott Amors Stelle sein!

Ich löst' vom Aug' die Binde mir
Und schielt' verstohlen dann nach dir.

Und wählte mit geschäft'ger Eil'
Für dich den allerschärfsten Pfeil.

Die Spitze tauchte ich in Gift,
Daß, wenn er tief in's Herz nicht trifft,

Das Gift, vermischt mit deinem Blut,
Doch die gewünschte Wirkung thut.

Dann legt' ich an und schöß' mit Lust
Der Liebe Pfeil in deine Brust.

O dürft' ich eine Stund' allein
Nur an Gott Amors Stelle sein!

Gedichte.

Von Karl Freiherrn von Margelik.

Trost in Thränen.

Laß' ruh'n dein Haupt an meiner Brust
Und wein' dich aus nach Herzenslust,
Daß du an mir gezweifelt,
Nicht Klag' noch Vorwurf hat mein Herz:
Die Thräne löscht aus meinen Schmerz,
Die mir am Busen träufelt.

Ich will dich halten, treugesinnt,
Wie eine Mutter hält ihr Kind,
Bis du dich ausgeweinet,
Bis auf zu mir dein Auge schaut,
Und durch die Thräne, die's bethaut,
Des Glaubens Sonne scheinet.

Bis wieder mich dein Arm umschlingt,
Und mir die sel'ge Kunde bringt,

Daß du mir fest vertrauest,
Daß meines Herzens sich'rer Grund
Es sei, worauf zu jeder Stund'
Du, ruhig hoffend, bauest.

Bis wieder dann dein keuscher Mund
An meinem hängt im treuen Bund,
Als wär's für alle Zeiten,
Und wie sich Lipp' an Lippe preßt.
Was mächtig fühl'n: Wo Lieb' so fest,
Währt sie durch Ewigkeiten!

Zeď chlebová *).

Im Dome zu Sankt Veit verhallet
Der Morgenandacht Feierklang,
Und aus der weiten Pforte wallet
Ein Zug mit ruhig ernstem Gang.

Voran der Erste im Gebete
Des Volk's, sein Karl, so fromm und schlicht,
Dann ihm zunächst der Krone Räthe,
Und wer der Künste Himmelslicht
Dem König nahe reich entfaltet,
Und wer als seines Hofes Zier
Im weiten Reich des Wissens waltet,
Der folget ihm auch freudig hier.

* Die Hungermauer auf dem Laurentiusberg in Prag.

Doch kaum ist Karl dem Dom entschritten,
Heißt ihn Verwund'rung stille steh'n,
Denn plötzlich sieht er sich inmitten
Von Hunderten, die knieend fleh'n;
Aus ihren Zügen spricht das Elend,
Der Blick ist hohl, und welk der Leib,
Es malt die Noth sich, bitter quälend,
In Greis und Kind, und Mann und Weib.

„Was wollt Ihr?" — fragt der König freundlich.
„Brod, Brod," so ruft's aus einem Mund',
„Die Felder schlug der Mißwachs feindlich,
Und Theurung drückt uns todeswund,
Gib Arbeit uns, nicht betteln wollen
Die Deinen, die Du huldvoll liebst;
Nein, uns're letzten Kräfte sollen
Verdienen, was Du rettend gibst!"

Des Königs Auge füllen Thränen,
Er klagt aus tiefbeklomm'ner Brust:
So komm' mein Volk ich glücklich wähnen,
Allein der Wahrheit unbewußt?!
Im Blick' des schweren Vorwurfs Rüge
Schaut er nach seinen Räthen hin —
Die senken still beschämt die Züge,
Nicht weiß jetzt schnellen Rath ihr Sinn.

„Gern mildern will ich Euer Wehe,"
Spricht Karl — „seid Ihr zur That bereit.

D'rauf zum Gefolg in seiner Nähe:
„Ich dank' Euch, Herren, für's Geleit;
Nur unsers Arras Künstlergaben
Sie seien mir zur Seite nun" —
D'rauf winkt er einem Edelknaben
Und schafft ihm leise, was zu thun.

Der Page fliegt, sein Amt zu üben,
Und Karl sich wendend, rufet laut:
„Ich bin bereit, nun kommt Ihr Lieben,
Kommt, Meister, der so fragend schaut!"
Und sieh' in freudigem Gedränge
Zieht, so geführt, nun am Hradschin,
Sich mehrend stets des Volkes Menge
Bis auf zur Höh' des Strahofs hin.

Der König, der bald fürder gehend,
Mit Arras ernst berathend spricht,
Bald freundlich nach dem Zuge sehend,
So Gang als Rede unterbricht,
Lenkt jetzo zum Petřín* die Schritte,
Doch rasch, wie wenn uns Sehnsucht treibt,
Bis auf des grünen Gipfels Mitte
Er froh ausathmend stehen bleibt.

„Wir sind am Ziel," so ruft er kräftig,
Daß Alles rings es froh vernimmt —

* Der Laurentiusberg.

„Wer bei der Arbeit hier geschäftig,
Dem sei der Hilfe Trost bestimmt;
Hier woll'n wir eine Mauer bauen,
Die Prag von dieser Seite deckt,
Und die sich von des Augezds Auen
Hier aufwärts bis zum Strahof streckt."

„Das Weit're wird Euch Arras lehren,
Er führt als Bauherr Euch beim Werk!"
Der König sprach's, da plötzlich kehren
Die Blicke dorthin, wo am Berg
Schon nah und näher Wagen ziehen,
Von Brod und Baugeräthe schwer.
Der Page, dessen Wangen glühen,
Eilt vor, und ruft: „Hier sind wir, Herr!"

Jetzt hält der Zug. Welch' froh Getümmel,
Als man die Ladung nun vertheilt,
Wie dankt so mancher Blick dem Himmel,
Daß nun des Hungers Schmerz geheilt!
Wie drängt, von Arras klug geführet,
Die Schaar sich neubelebt zum Bau'n!
Wie rasch sich Alles regt und rühret,
Mit Karren, Schauseln, Spaten, Hau'n!

Lang weidet Karl sich an dem Bilde,
Das hier hellfreudig ihn umwebt,
Dann schweift sein Blick nach dem Gefilde,
Wo blühend sich die Stadt erhebt:

Er sieht den Dom so mächtig ragen,
Vom Morgensonnengold beglänzt,
Er sieht den Hügel Reben tragen,
Der, lenzgeschmückt, den Fluß bekränzt.

Er schaut die Brücke, jetzt, die feste,
Die stolz des Strom's Gewalt bezwingt,
Er schaut der neuen Stadt Paläste,
Die traut sich um die alte schlingt,
Und sieht die Kuppel goldig flimmern
Dort drüben, nah' dem Wyssehrad;
Es ist des Karlshofs grüßend Schimmern,
Des schönsten Bau's der schönen Stadt!

Dann blickt zurück er auf die Menge,
Die hier, der Noth entrissen, wirkt;
Vor Freude wird die Brust ihm enge,
Doch ist's nicht Stolz, was dort sich birgt;
Es gibt der Dank ihm sel'gen Frieden,
Daß ihm, der Alles möcht' erfreu'n,
Das schönste Herrscherglück beschieden:
Des Wohlthuns Samen auszustreu'n.

Den Kranz, den Karl gewunden, schließend,
Steht heut' noch fest die Mauer da,
Der Böhme nennt sie freudig grüßend
Und dankerfüllt: „Zeď chlebová.“

Aus dem Tagebuche
eines Offiziers.

Von C. K.

Zum dritten Male wurde geläutet, ein ohrenzerreißender Pfiff entstieg der dampfenden Lokomotive und der Zug setzte sich in Bewegung. Ich steckte den Kopf noch einmal aus dem engen Waggonfenster, um meinem Vater, der mich bis in den Bahnhof begleitet hatte, die herzlichsten Abschiedsgrüße zuzuwinken. Doch bald entzog ihn das mich forttragende Ungeheuer meinen Blicken; ich warf mich wieder in die Ecke zurück, hüllte mich in den Reisemantel und blies mit der Zufriedenheit eines Sultans die bläulichen Rauchwolken der Cigarre vor mich hin. Alle Gegenstände flogen schnell an mir vorüber, so daß ich nur noch die in der Morgensonne blinkenden Thurmspitzen meiner Vaterstadt Leipzig erblickte. Die Brust jedoch durchdrang kein banges Gefühl, meine Geburtsstadt zu verlassen, im Gegentheil, je mehr

ich mich entfernte, desto freier athmete ich auf, denn ich sehnte mich schon lange, die drückenden Fesseln des Geschäftslebens abzustreifen und wieder einmal in die weite Welt hinauszustürmen. Lange bot sich mir keine günstige Gelegenheit. Mein Vater konnte oder, besser gesagt, wollte mich nicht im Comptoir entbehren und somit hieß es vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinter dem Pulte sitzen und mit den langweiligsten Rechnungen sich den Kopf füllen. Doch endlich kam ein erwünschter Brief aus Hamburg, die Zeit drängte, das Geschäft durfte keinen Aufschub leiden und mein Vater sah, obwohl ungern, die Nothwendigkeit ein, mich so bald als möglich hinzuschicken. Alle Weisungen und Rathschläge hörte ich mit philosophischer Ruhe, mein Gesicht nahm den Ausdruck des bedächtigsten Kaufmannes an, indeß mein Herz jubelte, der Schreibstube den Rücken wenden zu können. Mein Vater kannte sein einziges Söhnchen zu gut, um nicht zu wissen, daß es mir an dem ächten Kaufmannstriebe mangelte, was seine Stirne manchmal in düstere Falten zog, daher unterließ er es nicht, mir hundert Mal dieselbe Sache zu wiederholen und das Geschäft mit der wichtigen Miene eines Staatsministers an's Herz zu legen. So empfing ich denn Geld und Briefe, und, den Kopf mit weisen Rathschlägen angefüllt, betrat ich den Bahnhof. Du kannst dir nun, lieber Leser, meine Wonne denken, wenigstens nur einige Wochen meinen Lieblingsneigungen nachhängen zu können. Von

Kindheit an hatte ich eine wahre Abneigung gegen das einförmige Stubenleben. Ich sehnte mich in die weite Welt hinaus, Länder, Städte und Menschen kennen zu lernen, denn meine Fantasie war zu lebendig, um sich in Fesseln schlagen zu lassen. Ich träumte von Ruhm und Ehre, kurz, von Allem, nur nicht von dem, was mein Vater wünschte. Er entdeckte nur zu bald alle diese regen Triebe, die er auch zu unterdrücken sich bemühte, doch umsonst, meine Wünsche und Neigungen wuchsen mit mir. Ich hatte Lust in Militärdienste zu treten, doch meinen Vater trieb dieser Entschluß fast bis zur Verzweiflung. „Ich sehe," sagte er bitter, „wofür ich mich geplagt habe. Mein Sohn wird jetzt auf eine anständige Art alles Geld anbringen, das ich durch lange, mühevolle Jahre schwer erwarb und das er kaum verstehen wird, wieder zu gewinnen." Was konnte ich thun? Als guter Sohn gab ich nach, unterdrückte meine Träume und saß, die Brust voll Seufzer, in der Schreibstube.

War das Wetter trübe und schlecht, so war ich ein guter Kaufmann, ich schrieb fleißig und gefiel mir manchmal darin, in dem gemächlichen Armstuhl so behaglich sitzen zu können, während es draußen stürmte. An solchen Tagen faßte ich immer die besten Vorsätze. Doch schien die Sonne wieder freundlich in das dunkle Zimmer, sah ich den Himmel in seinem herrlichen Blau und wehte die milde Frühlingsluft durch das offene Fenster zu meinem Schreibe-

pulte, da wurden wieder alle Vorsätze über den Haufen geworfen, die leise nur schlummernde Sehnsucht erwachte wieder, durch den warmen Sonnenstrahl geweckt, und ich fiel in meine alten Träume zurück. Hätte mein Vater Einfluß auf das Wetter gehabt, er hätte es gewiß das ganze Jahr hindurch regnen lassen. So trug ich mit Ergebung, oder vielmehr mit unterdrücktem Murren mein Schicksal. Da erscholl Holsteins Kriegstrompete. Nun konnte ich nicht mehr Herr meiner Leidenschaften werden; trotz allen Vorstellungen meines Vaters ergriff ich das Schwert und zog nach Holstein, den Feldzug mitzumachen und auf dem Felde der Ehre Lorbeeren zu sammeln. Das Glück wollte mir wohl; ich brachte es bis zum Lieutenant und kehrte nach beendigtem Feldzuge mit Auszeichnungen und einigen nur unbedeutenden Wunden in meine Vaterstadt zurück. Mein Vater empfing mich wie einen wieder gefundenen Sohn und nun hieß es wieder Rock und Helm niederlegen und statt des Schwertes die Feder führen. Es ging wohl für eine Zeit alles gut, denn ich lebte in der vergangenen Herrlichkeit, führte mir täglich die entschwundenen Bilder vor die Augen und schwelgte in den seligen Erinnerungen. Wer einmal das freie ungebundene Leben eines Soldaten gekostet, dem mag es dann wohl zwischen Mauern zu eng werden. Mir ging es auch so, doch um meinen Vater nicht allzu sehr zu betrüben, fügte ich mich dem schweren Joche, und, konnte mir auch

derselbe die erforderlichen Tugenden eines guten Kaufmannes nicht zugestehen, so begnügte er sich in mir wenigstens einen leidlichen Repräsentanten seiner guten Firma zu sehen und, um mich nicht allzu sehr mein Joch fühlen zu lassen, sah er mir manche Nachlässigkeit durch die Finger. Auf diplomatische Weise suchte er mich zu einer reichen Heirath zu bewegen, um mich durch die ehelichen Bande an das Haus zu ketten, doch alle seine Kräfte prallten an mir ab, ich ging nicht in's Netz. Ich hatte über die Ehe ganz verschiedene Ansichten von den seinen; wohl mochten die seinen praktischer für das Leben sein, doch mir wollten sie nicht recht einleuchten, da ich mir durch mein romantisches Gemüth ein anderes Bild von Liebe und Ehe schuf. So siehst du, lieber Leser, daß ich stets meinem Vater gegenüber als Vertheidiger meiner Freiheit stand, die einzubüßen mir mit jedem Jahre mehr Gefahr drohte. Nun kannst du dir meine Gefühle denken, als ich wieder nach langer Zeit im Reisewagen saß, hinter mir den Schreibtisch und vor mir Freiheit!

Nach einer für mich höchst angenehmen Fahrt kamen wir in Berlin an, wo ich mich einige Tage aufzuhalten gedachte, da ich Briefe an einige Geschäftsfreunde abzugeben hatte. Das lustige Leben sollte nun für mich beginnen, die Tage schwanden mir wie Stunden, und ungern verließ ich das lustige Berlin, um mich nach dem Hauptziel meiner Reise zu begeben. Ich nahm Abschied in allen Häusern,

wo ich freundlich aufgenommen wurde, und der nächste Morgen begrüßte mich in Hamburg. Der Anblick hatte für mich nichts Neues, da ich die Stadt schon von früher kannte, doch das rege Treiben verfehlte nicht, den besten Eindruck auf mich zu machen. Die weite Wasserfläche, die vielen Schiffe, das geschäftige Treiben der Matrosen und das Buntdurcheinander der englischen Soldaten, die neue Brüder für die Krimm warben, dieß zusammen führte wieder alle halb unterdrückten Bilder lebendiger vor meine Seele. Hätte mein Vater in diesem Augenblicke in meinem Innern lesen können, er hätte sich entsetzt über die kühnen Entschlüsse, die meinen Kopf durchkreuzten. Seine Aufträge hatte ich in kurzer Zeit also pünktlich erfüllt, doch nahmen sie meine Fantasie gar nicht in Anspruch. Wenn ich so allein durch die Straßen schritt, tauchten die buntesten Ideen in meinem Innern auf. Vater und Geschäft wurden vergessen, mein lang unterdrücktes Ich war erwacht, ich gehörte wieder mir selbst. Hier machte ich meinen Gefühlen Luft, keine Fessel drohte, der Sturm brach in meiner Brust los.

In einem der ersten Handlungshäuser lernte ich einen jungen englischen Offizier kennen. Er hieß Richard Warton und war der dritte Sohn Lord Melbourne's. Sein Aeußeres war überraschend hübsch. Die große kräftige Gestalt nahm sich noch vortheilhafter in der glänzenden Uniform aus, die Haltung des Kopfes war stolz, unter dem lichtbraunen gelock-

ten Haare trat eine hohe ausdrucksvolle Stirne hervor, die gewölbten Brauen beschatteten das feurige große blaue Auge. Die Nase war fein gezeichnet und nahm sich vorzüglich im Profil gut aus; der braune Bart, den er nach der Sitte seines Landes trug, ließ das Kinn und die Unterlippe frei, das Gesicht hatte eine gesunde Färbung nebst einem leichten Anstrich von Braun, letzteres noch die Spur von Indiens glühender Sonne. Seine Erscheinung machte auf mich einen günstigen Eindruck, trotzdem daß er sich anfänglich etwas zurückhaltend gegen mich benahm. Im Verlaufe der Zeit unseres Beisammenseins wurde er lebhafter und meine tollen Einfälle entlockten ihm zuweilen ein lautes, herzliches Lachen. Der Champagner löste zum Schluße jedes Band des Zwanges, so daß wir beide nebst unserem freundlichen Herrn des Hauses das lustigste Kleeblatt in ganz Hamburg waren.

Warton hatte trotz seiner Jugend, er zählte fünf bis sechsundzwanzig Jahre, große Reisen gemacht, war auch in mehren wissenschaftlichen Zweigen erfahren und wußte, wenn er einmal in's Feuer kam, seine erlebten Abenteuer unterhaltend vorzutragen. Der Abend verging mir so schnell, wie noch nie und ich mußte Warton beim Scheiden das Versprechen geben, ihn des andern Morgens auf seinem Schiffe zu besuchen. Ich säumte auch des andern Tages nicht, meinem Versprechen Folge zu leisten. Er erwartete mich schon und ich wurde von ihm und

seinen Kameraden freundlich empfangen. Bei dem Säbelgeklirre und dem Lärm der Matrosen wurde meine Soldatennatur wieder rege. Ich fühlte wie mir das Blut zu Kopfe stieg und das Herz schneller pochte.

„Ei," rief Warton, mich betrachtend, „wie Ihre Augen funkeln und Ihre Wangen glühen; begeistert Sie der Klang unserer Waffen so sehr?"

„Er ist meinem Ohre angenehmer, als alle Engelschöre am Himmel!"

„Nun, so folgen Sie dem magischen Klange, werfen Sie das Tintenfaß fort und werden Sie einer der Unsrigen!"

Mir stockte der Athem; er hatte ausgesprochen, was ich nicht laut zu sagen wagte. Das Bild meines Vaters tauchte in meiner Seele auf, ich sah seinen zürnenden Blick auf mir ruhen. Ich wagte es nicht zu antworten.

„Gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht?" fragte Warton, mich fest ansehend.

„Ich fürchte nur zu sehr," erwiederte ich schnell, „die Versuchung ist stark!"

„Sie überlegen, als wäre es ein Spitzbubenstreich, Soldat zu werden; trugen Sie doch selbst schon die Uniform — indeß Sie können sich ja die Sache noch überlegen, in drei Tagen segeln wir ab."

Diese Worte fielen wie ein böser Same auf guten Boden, das Unkraut wucherte schon überall in der Brust empor. Hatte diese kühne Idee mein Ge-

hirn bei dem Anblick der englischen Truppen durchkreuzt, so schwankte ich doch ein wenig, da es nun in meiner Hand stand, meinem Leben eine neue Wendung zu geben. Der Sohn und Soldat stritten in der Brust. Hätte eine gewaltige Hand mich plötzlich von dem Orte der Verführung gerissen, so würde ich zu meines Vaters Freude Kaufmann geblieben sein, doch da ich lebendige Bilder vor Augen hatte, war ich zu schwach zu widerstehen. Meine Geschäfte waren schon alle abgeschlossen, nichts hielt mich mehr zurück. Ich stürzte den nächsten Morgen zu Warton, der mich mit offenen Armen empfing und eine Stunde darauf war ich englischer Soldat! Die jungen Offiziere kamen mir alle sehr freundlich entgegen und begrüßten mich als ihren neuen Waffenfreund. Meine Soldatenkenntnisse, die ich mir im holsteinischen Feldzuge erwarb, kamen mir sehr zu Statten, denn da ich jede sich darauf beziehende Frage zur größten Zufriedenheit des Obersten beantwortete; so erhielt ich des andern Tages eine Offiziersstelle bei demselben Regimente, wo Warton diente. Meine Freude war gränzenlos. Wie wenig Zeit brachte eine so große Veränderung in meinem Leben hervor! gestern war ich noch ein gefesselter Aar und heute durfte ich frei die Schwingen heben! Ich schrieb das Geschehene meinem Vater, wobei, offen gesagt, mein Herz nicht wenig pochte, und schloß meinen Brief mit den rührendsten Bitten, mir seine Verzeihung nicht vorzuenthalten.

Die Stunde des Aufbruches schlug und das Schiff mit den neu angeworbenen Soldaten, wozu auch ich gehörte, stach in die See. Die Ueberfahrt war eine sehr schnelle, da uns das Wetter begünstigte; durch das Fernrohr konnten wir schon die englische Küste als Nebelstreif erkennen. Der Wind begann sich plötzlich zu wenden und deutete auf stürmisches Wetter, doch unser Schiff durchschnitt ziemlich schnell die unruhig gewordenen Wogen und wir liefen wohlbehalten im Hafen von Plymouth ein.

Hier betrat mein Fuß zum ersten Male englischen Boden. Ich grüßte mit heiterem Herzen das Land, für dessen Fahne ich mich verpflichtete zu kämpfen.

Es war beschlossen nur kurze Zeit in Plymouth zu verweilen und bei dem nächsten günstigen Winde die Fahrt nach Konstantinopel anzutreten. Ein Theil des Tages war dem Dienste geweiht und die freien Stunden brachte ich mit Warton zu, indem wir entweder in der Umgebung herumstreiften, oder in irgend einem Hôtel mit einigen Kameraden einige Flaschen Madeira leerten, wo bei letzterer Gelegenheit ich und Richard Bruderschaft tranken.

Für den nächsten Morgen hatte ich wieder mit Warton einen Streifzug verabredet. Die Sonne schien mild und freundlich auf uns nieder und so schlenderten wir durch die Straßen zur Stadt hinaus. Der heitere Himmel, das anmuthige Grün der Wiesen und das ferne Brausen des Meeres stimmte mein

ohnehin heiteres Gemüth noch heiterer; mit jedem Schritte athmete ich freier auf und pries im Innern den Himmel über die schnelle Glückswendung in meinem Leben. Plötzlich ertönte hinter uns der Hufschlag eines Rosses. Ich wandte mich um und erblickte eine Dame auf einem Rappen näher reiten. Wir traten etwas bei Seite und gingen nur ganz langsamen Schrittes weiter. Die Dame war uns schon ganz nahe, doch ihr Roß machte eine plötzliche Bewegung, wobei ihr die Reitgerte aus der Hand zu Boden fiel. Augenblicklich sprang ich hinzu, die Gelegenheit einer Annäherung mit der jungen Reiterin zu erfassen. Ich hob die Gerte auf und reichte sie ihr, sie dabei fest ansehend; sie neigte leicht lächelnd das Lockenhaupt, sagte mit wohlklingender Stimme einige Worte des Dankes in englischer Sprache, dann gab sie dem feurigen Rappen den Sporn, daß er im schnellen Galopp davonjagte. Eine Staubwolke wirbelte hinter ihr empor und entzog sie bald völlig meinem Auge. Ich stand wie festgebannt noch auf demselben Platze und konnte meinen Blick nicht von der Richtung abwenden, die sie eingeschlagen. Obwohl das Ganze kaum das Werk einer Minute war, fühlte ich doch eine plötzliche Veränderung in mir vorgehen. Ich sah noch das ernste tiefblaue Auge, das so ruhig auf mich blickte, die schwellenden Lippen von dem anmuthigen Lächeln umschwebt, die ganze liebliche Erscheinung glaubte ich noch vor mir zu sehen.

Ein jeder junge Mann, der nur einen Funken von Fantasie besitzt, formt sich in seinen Träumen das Ideal eines Weibes. Sein Herz sehnt sich das Bild, das seine glühende Fantasie erschuf, verkörpert zu sehen, doch wie oft steht nicht der neidische Zufall zwischen Erfüllung und Wunsch, bis ein glückliches Ungefähr uns jenes Wesen begegnen läßt, das wir unserer Seele so nahe verwandt denken?

So ging es mir jetzt. Auch in meinen Träumen tauchte eine Lichtgestalt empor, die mir lieblich zulächelte und mein zweites Ich zu bilden begann, mein Sehnen jedoch, in körperlichen Formen das Duftgebilde fassen zu können, war umsonst, trotzdem daß ich bereits acht und zwanzig Jahre zählte. Ich stand schon manchem schönen Weibe gegenüber, das wohl auch öfter mein Herz zum schnelleren Klopfen brachte, doch dieß war nur ein falscher Strahl, der nicht entzündete, denn ich blieb stets Meister meines Herzens, obwohl in mir die Ahnung dämmerte, es bedürfe nur des zündenden Funkens, die schlummernden Gefühle zu Flammen anzufachen. Meine Stunde schlug endlich. In den Formen dieser Amazone glaubte ich die Luftgestalt meiner Träume zu erkennen; war es doch der ernste Blick, die stolze königliche Stirne, kurz, mein verkörpertes Ideal. Ich stand noch immer auf demselben Platze, das Auge nach der Richtung hingewendet, wo sie verschwunden war.

„Zum Teufel!" rief Warton plötzlich aus, „ich bin des Wartens müde! Eine Viertelstunde beobachte

ich Dich, wie Du, einer Bildsäule nicht unähnlich, nach derselben Stelle hinstarrst. Hat ein einziger Weiberblick Dich so bezaubert?"

„Spotte nicht, mir ist ganz seltsam zu Muthe," erwiederte ich.

„Du wirst ein ausgezeichneter Soldat," lachte Warton, „ohne Herz und Kopf gehst Du vor den Feind, da kann die Kugel keinen Schaden mehr anrichten!"

„Du wirst unausstehlich. Kennst Du die Dame nicht?"

„Ich sah sie heute zum Erstenmal!"

„Ich muß erfahren, wer sie ist!"

„Du wirst doch jetzt keinen Roman anfangen, der blutig enden könnte, denn Du darfst nicht vergessen, daß wir vor den Feind ziehen."

„Das ist eben der richtigste Zeitpunkt. Die Liebe begeistert und führt zum Siege."

„Also ein Universalmittel. Hast Du es vielleicht schon in Holstein mit Nutzen angewendet?"

„Du bist unerträglich!" rief ich ungeduldig aus; „übrigens bilde Dir nicht viel auf die Härte Deines Herzens ein, Deine Stunde wird schon auch schlagen, vielleicht zu noch ungelegenerer Zeit."

In dieser Art führten wir noch das Gespräch fort, bis wir den Rückweg endlich einschlugen. Ich war zerstreut, das Bild stand immer lebendig vor meinen Augen.

Als wir nach Hause kamen, erwartete uns die Kunde, daß es bestimmt sei, des nächsten Tages Plymouth zu verlassen. Wie wir auch auf den Befehl bereit waren, so berührte mich die schnelle Abreise unangenehm; denn ich hoffte, noch einige Tage würde unser Bleiben währen, wo ich genug Zeit hätte in der nicht allzu großen Stadt den Namen meiner Unbekannten zu erforschen. Jetzt blieb mir nur noch ein Tag, ein einziger kurzer Tag! Ich blickte einer jeden Dame, die ich begegnete, fest in's Gesicht, so daß man mich leicht für einen Nachfolger Don Juans hätte halten können; überall fragte ich, doch umsonst. Es gab sehr viele Damen in Plymouth, die blonde Locken, blaue Augen und Purpurlippen hatten; das war nun schwer zu ermitteln, welche ich meinte. Der Tag verstrich und meine Nachforschungen waren alle nutzlos. Der nächste Morgen brach an, wo ich England vielleicht für immer verlassen sollte und zugleich einem schönen Traume Lebewohl sagen mußte. Ich konnte meinen Groll gegen das Schicksal nicht unterdrücken, welches sich so tückisch gegen mich benahm, mir auf einer Seite das Glück so zufällig begegnen ließ, dem ich oft umsonst nachgejagt, während es auf der anderen Seite wieder mich fortriß. Noch eine Stunde vor der Abfahrt stellten sich sämmtliche Truppen auf dem großen Platze zur Revue auf. Aus den meisten Fenstern blickten die Bewohner heraus und wehten mit weißen Tüchern das herzlichste Lebewohl herab. Ich

blickte mißmuthig umher, mein Auge suchte nur ein Gesicht unter den vielen Zuschauern; plötzlich wandte ich mich nach rechts — mein Athem stockte, all' mein Blut schoß zum Herzen, — die schöne Reiterin stand am Fenster in dem Hause mir gerade gegenüber. Die langen Goldlocken fielen in leichten Ringen auf den Nacken und das schöne Auge streifte über die Menge. Nach einigen Augenblicken wandte sie den Blick nach der Seite, wo ich stand. Ich fühlte es, wie ich bald blaß, bald wieder roth wurde, als ihr Blick auf mir verweilte; ein leichtes kaum merkliches Lächeln flog als Zeichen des Erkennens über das schöne Antlitz, und sie erhob den vollen weißen Arm und wehte mit dem Tuche, das sie in der Hand hielt. Ich war überglücklich, und wenn tausend Pistolen gegen meine Brust gerichtet gewesen wären, ich hätte mich nicht gerührt, wie von einem geheimen Zauber umfangen; konnte ich mein Auge nicht von ihr abwenden. Plötzlich erscholl die Trompete, die zum Aufbruch mahnte. Der Schall führte mich in die harte Wirklichkeit zurück, die mich zum zweiten Male von meinem schönen Bilde scheiden sollte. Wir setzten uns in Bewegung. Noch einmal wandte ich den Kopf nach dem Fenster, das all mein Glück enthielt, um noch einen Blick zu erhaschen, dann bogen wir um die Ecke und mein Traumbild war mir entrückt.

Noch tönte ein lautes Rufen durch die Luft und manches Frauenauge, welches einen geliebten Gegen-

stand scheiden sah, wurde naß. Wir bestiegen das Schiff nebst einigen barmherzigen Schwestern, welche bestimmt waren auf dem blutigen Felde den leidenden Kriegern hilfreich beizustehen. Eine Stunde darauf wiegten wir uns schon auf den glatten Wellen und stets mehr und mehr entfernte sich die Küste unserem Auge. Meine Stimmung war nicht die beste; hätte ich wenigstens den Namen der Unbekannten gewußt, das wäre ein Talisman gewesen, der mich sie hätte überall auffinden lassen, doch so war es blos dem Zufalle anheim gestellt, uns wieder begegnen zu lassen oder für immer zu trennen.

Bald erschien die Küste nur als schwarzer Punkt meinem Auge, der günstige Wind blies in die vollen Segel und das Riesenschiff durchschnitt majestätisch die schäumenden Wogen. Das ungewohnte Schauspiel des Meeres trug nicht wenig zu meiner träumerischen Stimmung bei; über mir der herrliche Himmel und unter mir die weite unabsehbare Wasserfläche war für mich ein neuer Anblick. So saß ich denn da, starrte in die spielenden Wellen und träumte, statt von den mich erwartenden blutigen Schlachten, von einem zauberhaften Eiland, das mich mit meiner Geliebten einschließen sollte.

„Ei," sagte Warton, mich auf die Achsel klopfend, „bereitet Ihr deutschen Jünglinge Euch so für das Schlachtenfeuer vor?"

„Sage mir, Richard, ist Dein Herz jeder sanfteren Regung unzugänglich?"

„Ich glaube nicht, daß es allen andern ganz ungleich sei, doch so verrückt hat mich auf Ehre noch kein Weiberblick gemacht.“

„Warte nur, Deine Stunde wird schon schlagen!“

„Meinetwegen,“ sagte er lachend, „aber wenigstens bis ich mit ruhmgekrönter Stirne nach England zurückkehre; doch, ich hoffe, Du kommst ganz gesund in Konstantinopel an, die stärkende Seeluft wird eine kostbare Arznei für Dein krankhaftes Herz sein!“

In dieser Weise lachte er mich immer aus, so oft er mich in einer schwärmerischen Stimmung überraschte, doch ich kam mir selbst sehr komisch vor, das Innere wollte nicht recht zu dem Militärrock passen und so endeten denn meistens solche Gespräche mit einem Lachduett. Einige Tage verstrichen bei günstigstem Wetter. Die Nonnen, welche sich mit uns eingeschifft hatten, schlüpften wie schwarze Schatten auf dem Verdecke hin und her, um frische Luft zu schöpfen. Eine junge Novize, die sie mit dem Namen Schwester Agathe anredeten, hielt sich vorzüglich immer in einiger Entfernung von uns und ein scharfer Blick von einem der Offiziere konnte sie vollends für den ganzen Tag vom Verdecke verjagen. Mich dauerte das arme Geschöpf, welches einem so beschwerlichen Lose entgegen ging.

Der Wind begann sich zu wenden und die bedenklichen Mienen der Matrosen kündeten einen nahenden Sturm an. Nach einigen Stunden wurden

die Wellen unruhig, der Himmel verfinsterte sich und das ferne Rollen des Donners wurde vernehmbar; bald brach das Ungewitter vollends los und wüthete fürchterlich. Es war das erste Mal, daß ich einen Seesturm erlebte; unser Schiff wurde gleich der leichtesten Barke hin und hergeworfen und jeden Augenblick erwarteten wir, uns an irgend eine hervorragende Klippe geworfen zu sehen. Die Nonnen benahmen sich ruhig bei der Gefahr, auch Schwester Agathe rang nach Fassung, allein das leichenbleiche Gesicht und das Erzittern bei einem jeden neuen Stoße zeigte nur zu deutlich die innere Angst.

Eine Todesgefahr bringt die Leute einander noch näher, als oft eine lange Bekanntschaft; ich näherte mich ihr und sie nahm dankbar meine Theilnahme an. Nachdem das Unwetter über vier und zwanzig Stunden angehalten, wurde es etwas ruhiger, die Wellen schlugen weniger hoch, das Heulen des Sturmwindes wurde schwächer und hie und da brach ein Lichtstrahl durch die schwarzen Wolken. Nach einigen Stunden ward es wieder völlig ruhig, die Wellen hatten dem Schiffe keinen Schaden angerichtet, die Gefahr war glücklich überstanden.

Der Sturm hatte übrigens nach Wartons Meinung heilsam auf mein Gemüth eingewirkt; meine Träumereien bekamen eine andere Richtung; obgleich der Unbekannten Bild noch immer mit so frischen Farben vor meiner Seele stand, so tauchten nebenbei wieder Schlachtenbilder empor, wo ich mich stets

als ruhmbekränzten Helden erblickte. „Dort mußt Du Dir einen Namen machen," sagte ich zu mir selbst, „denn wer weiß, welch stolzem Geschlechte Englands Deine goldgelockte Dame angehört, und was hättest Du da in die Wagschale zu legen? Das Gold besticht nicht edlere Seelen und sie kann ja selbst sehr reich sein, also wenn ich sie wieder sehen sollte, soll sie mich nur als Helden begrüßen."

Warton lachte mir gerade in's Gesicht. „Solche Gedanken," sagte er, „sind ein Schritt zur Besserung, ist die Wirkung nur eine gute, dann mag was immer für eine Ursache zu Grunde liegen."

Das Wetter war wieder beständig schön. Ich schwatzte auf dem Verdecke stets mit Warton, bis wir uns zuweilen in einem Wortkriege trennten; in diesen Kriegen vertraten wir gegenseitig unsere Nation, doch die nächste Stunde vereinte uns wieder als die besten Freunde. Ich lernte Warton stets besser kennen und mehr lieben. Er hatte die Fehler und auch wieder die reichen Vorzüge seiner Landsleute; sein Wort galt so viel, als die That selbst, er war nicht kalt, jedoch zuweilen etwas schroff gegen Fremde, doch gewann Jemand sein Vertrauen und sein Herz, so konnte er als treuer Freund auf ihn zählen. Hatte er einen Entschluß gefaßt, so führte er ihn auch gewiß aus und beharrte mit eisernem Fleiße oft bei Sachen, wo ich längst verzweifelt hätte. Er hatte auch Fantasie, doch nicht jene lebendige Einbildungskraft wie ich. Er war, trotzdem

daß er zwei Jahre weniger zählte, ruhiger und besonnener, als ich; sein Temperament riß ihn nicht gleich zu einer unüberlegten Handlung, während mein sanguinischer Sprudelkopf leicht von einer Seifenblase beherrscht wurde; aber gerade diese entgegengesetzten Anlagen brachten uns näher zusammen und ich hatte allen Grund zu glauben, daß ich auf seine Freundschaft zählen könne.

Eines Tages, als die herrliche Sonne sich zum Untergange neigte, gingen wir wieder auf dem Verdecke auf und ab. In einer entfernten Ecke stand Schwester Agathe und blickte sinnend in die vergoldeten Wellen. Sie mochte kaum sechszehn Jahre zählen und das reine Profil hätte einem Bildhauer zum Modell dienen können. Die Wangen hatten noch die kindliche Rundung und die frischen, etwas aufgeworfenen Lippen glichen einer Rosenknospe; das braune Auge war gesenkt und eine Engelsruhe lag auf dem ganzen blassen Gesichte ausgebreitet. Welche Gedanken mochten wohl das kleine Köpfchen durchkreuzen und was mochte sie bewogen haben, den Freuden des Lebens zu entsagen und alle irdischen Gefühle unterdrücken zu wollen?

Ich lenkte absichtlich meine Schritte näher; sie fuhr wie ein scheues Reh erschreckt empor, und wäre auch wieder entschlüpft, hätte ich ihr nicht den Weg vertreten.

„Warum fliehen Sie uns? Fräulein," sagte ich so sanft, als möglich, „sehen wir so fürchterlich aus?"

„Nein, nein," erwiederte sie, indem Purpurröthe das Gesicht übergoß, „ich fürchte mich nicht."

„Also gönnen Sie uns nur einige Minuten. Wird Ihnen die Zeit während der Ueberfahrt nicht sehr lange? Warum verlassen Sie die Cajüte so selten?"

„Ich habe einige Bücher — ich lese — und so vergeht mir die Zeit sehr schnell."

„Ist es nicht unbescheiden zu fragen, welches Buch uns Ihre Gegenwart entzieht?"

„Es sind Gedichte," sagte sie erröthend.

„Sie lieben Poesie?"

„Sehr!"

Gedichte? dachte ich, oh! da sind Anlagen zur Schwärmerei.

„Sie sind eine Deutsche, wie Ihre Sprache verräth?" fuhr ich in meinem Examiniren weiter.

„Ja, aus Cöln!"

„Also halb und halb sind wir Landsleute, auch ich bin ein Deutscher."

„Sie sind kein Engländer?" fragte sie, mich scheu ansehend.

„Nein, ein Sachse!"

In demselben Augenblicke schwebte der schwarze Schatten einer alten Nonne vorüber und Agathe benützte die Gelegenheit zur Flucht; sie murmelte einige unverständliche Worte der Entschuldigung und entschlüpfte.

„Du bist wirklich unbescheiden. Sahst Du nicht, wie das arme Mädchen verlegen war?“

„Sie muß die Furcht vor den rothen Röcken ablegen, da sie sich selbst für ihren Dienst bestimmte. Wie findest Du dieses Gesichtchen, hartherziger Engländer?“

„Ein Madonnenkopf; empfänglicher Deutscher, ich glaube, Du findest in ihr ein neues Ideal?“

„Bewahre mich der Himmel! Ich finde sie hübsch und bedauere sie vom Herzen, doch meine Liebe kann sie nicht gewinnen, die sanfte deutsche Natur reizt mich nicht, ich liege in den Banden der stolzen englischen Schönheit, wo das vollendete Weib in ihrer Glorie mir entgegen tritt. Agathen könnte ich als Bruder gut sein, aber meinem Herzen würde die fromme Taube stets fern stehen. Sage mir, Richard, hat wirklich noch keine Deiner herausfordernden Landsmänninnen Dein Herz zum Schlagen gebracht?“

„Nein, stolze Schönheit macht auf mich keinen Eindruck, ich suche im Weibe das Weib.“

„Dann muß Agathe ganz nach Deinem Geschmacke sein?“

„Laß mich mit den Schwarzröcken aus!“

„Den braucht sie nur abzulegen, so gehört sie der Welt, sie ist noch durch kein Gelübde gebunden.“

„Kaum hat er sich in einen Roman verstrickt, so will er auch mich in die Schlingen locken. Sorge

Du nur für Dich selbst, ich werde für mich allein sorgen."

Seit jenem Tage mußte uns Agathe öfter Rede stehen. Obwohl sie noch immer uns mied, wenn sie es schicklich konnte, so wurde sie doch nach und nach weniger verlegen, wenn sie mit uns sprach; durch mein herzliches Benehmen (da ich stets in einem brüderlichen Tone mit ihr sprach), brachte ich sie in meiner Gegenwart mehr à son aise, doch wenn Warton, der sich im Ganzen fremder zu ihr benahm, dann und wann ein Wort an sie richtete, wurde sie über und über roth und stammelte die Antwort mit niedergeschlagenen Augen

Eines Tages, wo gerade die übrigen Nonnen in der Cajüte ihre Siesta hielten, gelang es mir, Agathen in ein tieferes Gespräch zu verwickeln.

„Sagen Sie mir, liebes Fräulein," sagte ich, meine Unbescheidenheit wohl einsehend, „was konnte Sie bewegen dieses Gewand zu nehmen?"

„Ich bin im Kloster erzogen!"

Dann wundert es mich nicht, dachte ich; doch setzte ich laut hinzu: „Sie haben also wohl keine Aeltern mehr?"

„Leider starben beide früh," sagte sie leise und eine Thräne funkelte in dem sanften braunen Auge.

„Und hatten Sie nie eine Sehnsucht, die Welt und ihre Freuden kennen zu lernen?"

„Wie könnten die eitlen Freuden mich beglücken? ich fände keinen Genuß darin. Was sollte ich auch

in der Welt thun? Ich habe mir ein höheres Ziel gestellt; statt nutzlos mein Leben hinzubringen, will ich mich für das Wohl Anderer opfern und wenn ich sehen werde, daß meine schwache Hand dem Leidenden Linderung verschafft, daß ich durch eigene Entbehrungen dem Nebenmenschen nützen kann, o! dieses Gefühl wird mich glücklich machen und gewiß viel glücklicher, als alle irdischen Freuden."

Agathe war nicht zu anderer Gesinnung zu bringen; ich zündete meine Cigarre an der Wartons an und blies verdrießlich über Agathens Starrsinn die dicken Rauchwolken um mich.

Einige Tage hindurch ließ sie sich gar nicht sehen, doch dann erschien sie wieder gegen Abend mit derselben sanften Miene. Ich berührte, wenn ich mit ihr sprach, nicht mehr diesen Gegenstand, um, wie Warton nicht mit Unrecht bemerkte, sie nicht völlig zurückzuschrecken. Wenn mir eine derartige Bemerkung auf die Lippen kam, so wendete ich sie gegen das Allgemeine, obwohl mir Agathens Erröthen verrieth, daß sie es wohl verstand, worauf es ziele; meistens blickte sie dann stillschweigend nieder und spielte mit dem Rosenkranze.

Warton war stets mehr ruhiger Zuschauer, als Theilnehmer und warf nur dann und wann eine Bemerkung hin, die gegen meine harten Angriffe sie zu schützen, meistentheils zu ihren Gunsten ausfiel. Das Wetter blieb beständig und die Matrosen kündigten unsere baldige Ankunft in Konstantinopel an.

Der Morgen brach gerade in seiner ganzen Herrlichkeit an, als wir im Hafen einfuhren. Ich glaubte mich plötzlich in Tausend und eine Nacht versetzt, so herrlich war der Anblick zu meinen Füßen. Der blaue Himmel spiegelte sich in den klaren Wellen des Bosphorus, in dem Strahl der Morgensonne glänzten die vergoldeten Spitzen der Minarets und auf beiden Seiten längs der Wasserfläche erhoben sich die anmuthigsten Hügel, aus deren Häusermeere die Riesenkuppeln der Moscheen hervorragten. Unzählige Schiffe wiegten sich auf den klaren blauen Wogen und die buntesten Flaggen wehten durch die Lüfte.

Wie festgewurzelt blieb ich in dem Anblicke des herrlichen Schauspiels verloren stehen. Endlich verließen wir das Schiff, um unsern künftigen Wohnort und unsere Bestimmung zu erfahren. Ich nahm Abschied von Agathen, im Falle ich ihr nicht mehr begegnen sollte und konnte mich zugleich nicht enthalten, ihr meine Worte nochmals in's Gedächtniß zurückzurufen.

Die für uns bestimmten Kasernen waren meistens mit französischen und englischen Truppen vollgefüllt, so daß ich und Warton außerhalb unser Unterkommen suchen mußten. Es wurden uns nun nach einigem Hin- und Hersuchen zwei Zimmer im Hause eines gast- und anglofreundlichen Türken angewiesen. Das Haus, obwohl nicht sehr groß, war innerlich mit einem Comfort ausgestattet, das einen wohlhabenden Hausherrn verrieth, der Hof war ziemlich geräumig und die Arkaden, die rings herum

liefen, nahmen sich sehr hübsch aus. Unsere Wohnung, wie sich leicht vermuthen läßt, am entgegengesetzten Flügel von den Frauengemächern, bestand aus einem großen, regelmäßig in's Viereck gebauten und mit buntfarbigen Tapeten überzogenen Zimmer nebst einem kleineren Cabinete. Die ganze Einrichtung war türkisch. Längs den Wänden lief ein weicher Diwan und die dicken Vorhänge, welche über die auf den Hof gehenden Fenster fielen, verbreiteten im Zimmer ein angenehmes Dunkel. Da es bestimmt war, daß wir einige Wochen in Konstantinopel verweilen sollten, entzückte uns die bequeme Wohnung und zudem die Freundlichkeit des Hausherrn. Er war weit über die Blüthe hinweg, in den langen schwarzen Bart mischte sich schon hie und da ein graues Haar und auf der Stirne begannen die Falten ihren festen Sitz zu nehmen.

Seine Gestalt war mehr klein und ziemlich stark. Er war ein geborener Türke. Als Handelsmann hatte er Gelegenheit, den größten Theil von Europa und Asien zu besuchen, was von Nutzen für ihn war, denn er schien liberalere Gesinnungen zu hegen, als seine Brüder. Englisch sprach er selbst nur gebrochen, obwohl er es ziemlich gut verstand, doch im Französischen konnte er sich ganz geläufig ausdrücken.

Die Gemächer der Frauen waren, wie wir bald erfuhren, leer, da sie kurz vor unserer Ankunft in eines der Sommerhäuser an den Ufern des Bospho-

rus übersiedelten. Nun wunderte uns freilich die bereitwillige Aufnahme weniger. Bald hatten wir uns in dem Hause eingewöhnt.

Alle Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel nahmen wir in Augenschein, doch der Anblick der schmalen, schmutzigen und krummen Gassen war weniger reizend, als wenn man das ganze herrliche Panorama vor sich ausgebreitet sah. Die türkischen Schönheiten, welche trotz dem Schleier es wohl verstanden, sich sehen zu lassen, ließen mich kalt. Erstens glich keine meiner schönen Unbekannten und zweitens fand ich ihre Gesichter meistens ausdruckslos. Die schwarzen Augen stachen manchmal ziemlich lebendig unter dem Schleier hervor, doch selbst dieses Feuer hatte für mich nichts Anziehendes, es sprach sich darin nicht das geistige Bewußtsein aus; auch ihre kleinen breiten Gestalten sagten meinem Geschmacke gar nicht zu. Manche dieser türkischen Schönen, welche durch die Gäßchen im Bazare schlenderten, warfen uns ihre schwarzen flammenden Blicke zu. Doch auch Warton fühlte sich von ihren Reizen nicht besiegt.

Das ganze fremdartige Leben hatte viel Anziehendes; die langbärtigen Türken, welche mit eiserner Ruhe ihre Pfeife rauchten, die reichen Waaren, die sich dem Auge darboten, die verschiedenen Physiognomien der fremden Kaufleute, welche aus den entferntesten Welttheilen hieher zogen, um ihre Waaren gut anzubringen, dieß Alles zusammen bot das Le-

bendigste Bild, welches nur die geschäftigste Fantasie schaffen kann. Die Zeit verging uns so schnell, da jeden Augenblick unsere Aufmerksamkeit durch ein neues Schauspiel gefesselt wurde, der Abend kam und die Hitze des Tages milderten nun kühlere Lüfte. Wir lenkten unsere Schritte den Ufern zu und, durch die herrliche Nacht gelockt, stiegen wir in ein Boot, um noch die würzige Luft einzuathmen. Der Mond stand in seinem Silberglanze am dunklen Himmel und spiegelte sich in den murmelnden Wellen und der bläuliche Schimmer warf einen zauberhaften Schein über das herrliche Stambul. Alle Märchen, die ich in der Kindheit las, tauchten in meiner Seele empor, aber die Wirklichkeit um mich schien mir das schönste Märchen. Unser Boot wurde leicht von den Wellen geschaukelt und eine namenlose Wonne schlich in meine Brust.

„Richard!" rief ich aus, „welchen Eindruck macht auf Dich dieser zauberhafte Anblick? Mein Glück wäre vollkommen, wenn meine Amazone an meiner Seite säße!"

„Es reift keine Seligkeit unter dem Monde, sagt, glaube ich, einer Eurer größten Dichter," erwiederte Warton lächelnd.

„O sie reift schon, doch dann fällt die Frucht von dem Baume. Meine Seligkeit ist jetzt recht in der Blüthe, ich hoffe, das Glück wird sie doch zur Reife bringen."

„Schön gesprochen. Konstantinopel wird Dich noch zum Dichter machen. Du wirst in Poesie zerfließen, noch ehe Dich Sebastopol sieht."

Ueber zwei Stunden schaukelten wir uns auf den Wellen; ein Stern nach dem andern begann zu blinken und Richard mahnte auf den Rückzug. Diese Nacht träumte ich von meiner Herzenskönigin. Sie lächelte mir so freundlich und anmuthig zu, daß ich ihr Bild noch zu sehen glaubte, als ich schon längst erwacht war. Jeden Tag streiften wir in einem neuen Viertel herum, wo wir ein jedes Gäßchen neugierig durchstöberten. So verging mir eine ganze Woche, wie ein kurzer Tag. Der Hausherr ließ uns auch die Ehre zu Theil werden, uns zu Tische zu laden. Die Kost behagte mir nicht, die ganz auf türkische Art zubereitet war, doch desto besser schmeckte nach dem Mahle die Pfeife, die Jedem von uns gereicht wurde. Gesprächsweise kamen wir auf die Frauen. Jussuf, so hieß der Türke, hatte deren sechs.

„Was?" rief ich aus, „ein halbes Dutzend und die vertragen sich gut untereinander?

„Sie machen mir nicht wenig Verdruß," erwiederte Jussuf.

„Ich kann mir's denken," sagte Richard, „wir haben oft zu thun, mit einer fertig zu werden."

„Und welche ist die Favoritin?" fragte ich unbescheiden, „Sie können doch nicht alle gleich lieben?"

„Heute die, morgen jene, sonst würde ich mit ihnen nicht bestehen."

„Warum haben Sie also so viele?"

Er sah mich an, als wollte er sagen: Bist Du erst seit heute auf der Welt? Dann erwiederte er nach einer Pause: „Weil mir's Vergnügen macht."

„Das ist wohl ein triftiger Grund; doch empfinden Sie niemals die Sehnsucht, im Weibe auch zugleich die Gefährtin zu finden, die Ihnen an geistigen Fähigkeiten gleicht? Ihre Türkinnen sind doch nur Maschinen, die durch Ihren Willen gelenkt werden und sich jedem Ihrer Wünsche als Befehl fügen müssen, weil sie sich selbst nicht zu würdigen wissen, da man ihnen nicht erlaubt, denken zu lernen."

„Wollen Sie uns alle Weiber an den Hals hetzen?" rief der Türke aus.

„Gestehen Sie aber selbst, daß so ein willenloses Wesen, das gleichsam nur vegetirt, Sie nicht für die Länge der Zeit befriedigen kann. Der deutlichste Beweis liegt darin, daß Sie stets ein neues Wesen suchen und dann ein halbes Dutzend zusammen bekommen, ohne doch die Leere ausgefüllt zu sehen.. Sie können nicht zu Ihren Weibern aufwärts blicken, weil sie zu tief unter Ihnen stehen. — Doch, die Schuld scheint auch theilweise an Euch Männern zu liegen, da Ihr durch die Erziehung ihnen nicht erlaubt, ihre Fähigkeiten zu entwickeln. So straft Ihr Euch aber selbst am empfindlichsten, indem Ihr Euch des Glückes beraubt, eine Euch gleich gestellte Gefährtin zu finden."

„Versuchen Sie es einmal mit unseren Weibern!“ antwortete Jussuf, den Rauch vor sich hinblasend.

„Wenn der Baum groß geworden ist, läßt er sich nicht mehr biegen, erst muß der Grundstein gelegt werden, wenn man ein Gebäude aufführen will.“

Doch ich mochte mich noch so sehr bemühen, weiser als alle Weisen Griechenlands zu reden, was half es einem türkischen Trommelfell gegenüber? Dieß war auch Jussufs wundester Fleck, er wollte nichts von Neuerungen wissen, die den Frauen Privilegien gestatten würden, und war gewiß im Herzen recht froh seinen Harem aus dem Bereiche der gifthauchenden Europäer zu sehen. Ich gönnte ihm meinerseits wieder vom Herzen die Freuden und den Verdruß seiner sechs Frauen. Wir blieben noch einige Stunden beisammen, doch endlich verabschiedete sich der Hausherr, da die Stunde schlug, die er stets im Kreise seiner Frauen zuzubringen pflegte. Wir blieben allein und, zu bequem um erst unsere Toilette zum Ausgehen in Ordnung zu bringen, stiegen wir in den Hof hinab, um da unter den Arkaden herumzuwandeln. Ich hatte nicht geahnt, wie ich an Richards Arm so friedlich und glücklich auf und abspazierte, welch' furchtbare Katastrophe mir bevorstand.

In einem Winkel des Hofes befand sich ein niedriger Stall, dessen Inwohner durch ein anmuthiges Grunzen sich leicht errathen ließen. Ein Diener nahte gerade, die Fütterung zu halten und öffnete die fest verriegelte kleine Thüre. Eines dieser borsti-

gen Ungehener, welches vermuthlich lange darauf paßte, frische Luft zu schöpfen, entsprang plötzlich der schmutzigen Behausung und richtete seinen Lauf gegen uns.

„Ach, das Thier wird entspringen, ich habe das Hausthor offen gelassen," schrie der Diener, voll Angst die anderen sauberen Vierfüßler vor gleichem Fluchtversuche zurückhaltend. Wir vertraten schnell dem Flüchtling den Weg, doch er grunzte zornig zu unseren Füßen, machte eine plötzliche Wendung und schoß zum offenen Hausthor hinaus. Ich sprang augenblicklich dem Thiere nach, doch über einen Stein, den ich nicht bemerkt hatte, stolperte ich dergestalt, daß ich das Gleichgewicht verlierend, ziemlich derb auf das Steinpflaster inmitten der Straße niederfiel.

Ein lautes Lachen schlug aus der Nähe an mein Ohr. Zorn und Scham jagten mir das Blut in die Wangen und ich ballte die Faust, um sie drohend gegen den Schadenfroh zu erheben. Mit einiger Anstrengung raffte ich mich empor, denn ich war hart niedergestürzt und — ich wäre bald wieder zur Erde gesunken, so lähmte der Schrecken meine Glieder, denn vor mir stand — meine Unbekannte!

Sie sah mich an, das verhaltene Lachen spielte noch um ihre Lippen, mir wurde es schwarz vor den Augen, alles begann sich im Kreise mit mir herumzudrehen; ich wäre fortgestürzt, doch die Füße versagten mir den Dienst. Endlich raffte ich meine letzte Kraft zusammen und eilte in's Haus. Ich erreichte mein Zimmer, ohne selbst zu wissen wie, und barg

in die Polster des Divans mein schamgeröthetes Gesicht. Mein Kopf brannte in Fieberhitze, das Bild meines Traumes, das mich nur als Helden begrüßen sollte, mußte mir gerade in der unglückseligsten Situation meines Lebens begegnen.

Ich verfluchte meine Gefälligkeit, welche allein die Triebfeder dieser Handlung war.

„Ernst, fasse Dich!“ rief plötzlich Richard, meine Hand fassend.

„O Richard!“ schrie ich fast weinend, „so von allen meinen Himmeln bin ich herabgestürzt!“

„Was faselst Du?“

„Sahst Du nicht, wie sie laut lachte?“

„Sei mir nicht böse, Du lagst aber auch so fatal komisch da.“

„Das ist ja mein Unglück. Hätte ich lieber irgendwo Arm und Beine gebrochen, als so einen lächerlichen Unfall vor ihren Augen gehabt! O schrecklich!“

„Es wäre traurig,“ sagte Richard, „wenn solch ein komischer Unfall, der am Ende einem Jeden passiren kann, unseren Werth in dem Auge des Anderen verringern könnte. Es müßte nur eine schwache Seele sein, die so dächte“

Mochte Richard predigen so gut und so viel er wollte, ich war und blieb doch trostlos, meine Gefälligkeit verwünschend, der ich alle Schuld gab.

Die ganze Nacht verfolgte mich noch im Traume das borstige Ungethüm und immer schlug an

mein Ohr das laute Lachen der Fremden. Beim Erwachen ging es mir schlimmer, als im Schlafe, denn der Gedanke, daß ich nach dem lächerlichen Unfalle niemals ihr Interesse mehr gewinnen könne, verfolgte mich wie ein böser Geist. Ueberall, wenn ich auf der Gasse ein Kleid rauschen hörte, übergoß Purpurröthe mein Gesicht und ich wagte es kaum, mich umzusehen. Richard ergötzte sich an meiner Verlegenheit, da er die ganze Sache in einem andern Lichte erblickte und mich ein über das andere Mal verrückt schalt. Was half es aber alles? ich empfand doch die Größe meines Unglückes, da ich nicht im Stande war, die Sache von einer andern Seite aufzufassen und die peinigenden Gefühle zu bekämpfen.

Zwei für mich unendlich lange Tage und Nächte waren vergangen, als wir eine Einladung von Lady Erlington für den Abend erhielten. Ihr Gatte war Oberst in der englischen Armee und sie schlug für die Zeit des Feldzuges ihren Wohnsitz in Konstantinopel auf, um ihm stets nahe zu sein. Gern hätte ich die Einladung ausgeschlagen, da meine Stimmung nichts weniger als geeignet war Lust in einer mir ganz fremden Gesellschaft zu finden, doch ich konnte mich nicht gut ausschließen und somit mußte ich anfangen, meinem Gesichte einen Anstrich von Ruhe zu geben, während es in mir tobte. Um die bestimmte Stunde trafen wir bei Erlington's ein. Lady Erlington, eine entfernte Verwandte Wartons und zugleich, wie man

zu sagen pflegt, eine Frau in den besten Jahren, empfing uns auf's Freundlichste. Die Gesellschaft war schon theilweise versammelt und bestand aus einigen englischen und französischen Offizieren nebst ihren Frauen. Die Spieltische waren schon im Nebenzimmer besetzt, was ich mit Vergnügen sah, weil ich nicht mehr Gefahr lief, zu einer Partie Whist aufgefordert zu werden, da ich heute den unglücklichsten und zerstreutesten Spieler abgegeben hätte.

„Hane," rief Lady Erlington dem eintretenden Stubenmädchen entgegen, „gehen Sie doch auf Miß Edith's Zimmer und fragen Sie, warum Miß Brighton uns so lange warten läßt?"

Das Stubenmädchen verschwand und einige Minuten darauf öffnete sich die Thür und auf der Schwelle erschien — meine Unbekannte! Ich fühlte es, daß ich die Farbe wechselte, doch konnte ich mein Auge nicht von ihr abwenden, so reizend erschien sie mir wieder. Das Rosa-Seidenkleid umfloß in reichen Falten ihre majestätische Gestalt, die goldenen Lockenringe fielen in reicher Fülle auf die blendendweißen Schultern und das Auge blickte ernst und doch milde auf die Gesellschaft.

„Sie ließen lange auf sich warten," rief Lady Erlington der Eingetretenen entgegen, „zwei Marssöhne brennen schon vor Begierde, Sie kennen zu lernen."

„Ich mache mir das Vergnügen, sie Ihnen vorzustellen."

Dabei faßte sie die junge Dame bei der Hand, führte sie geraden Wegs, wo wir standen, und sagte, sie uns vorstellend:

„Miß Edith Brighton, Sir Richard Warton — und Sir Ernst von Wertheim, ein Deutscher, der für unsere Fahne kämpft."

Mir stieg das Blut in die Wangen, ich wagte es nicht, Edith anzusehen, doch es war Zeit, meine Verlegenheit zu bemeistern und ich bemühte mich so viel, als möglich, ruhig zu erscheinen. Richard nahm für mich das Wort, was ich ihm im Herzen dankte, da ich Zeit gewann, mich zu sammeln. Endlich blickte ich sie an. Sie richtete unbefangen einige Fragen an mich und brachte mich durch ihre Liebenswürdigkeit in eine behaglichere Stimmung.

Richard und Lady Erlington entfernten sich nach einer Weile und wir blieben allein. Mein Herz klopfte, als ich an ihrer Seite Platz nahm, theils vor Entzücken und theils vor Angst. Es gab mir keine Ruhe, das Gespräch selbst auf meinen unglücklichen Unfall zu bringen. Ein leichtes Lächeln streifte über ihr Gesicht, als ich den Gegenstand berührte, und sie erwiederte schnell:

„Verzeihen Sie mir mein unartiges Lachen, es hat mir schon viele Vorwürfe gekostet. Halten Sie mein Herz nicht für böse, daß ich bei dem Unfalle eines Anderen lachen konnte, aber —"

„Ich lag so komisch zu Ihren Füßen," fiel ich ihr in die Rede.

„Es war aber doch recht garstig von mir, ich sah nur das heitere Bild, und dachte nicht an ein Unglück, das ein solcher Fall hätte leicht nach sich ziehen können. Sie vergeben mir doch?"

Sie sah mir dabei lachend in's Auge und reichte mir die weiße kleine Hand, auf die ich entzückt meine Lippen drückte. Wenn sie es für werth hält, sich in meinen Augen zu entschuldigen, dachte ich, so ist ja das Feld noch nicht verloren!

Ich schwamm in Wonne und Seligkeit. Edith war, wie ich aus ihren Reden entnehmen konnte, eine reiche, unabhängige Erbin. Ihr Charakter machte sie eher selbstständig, als ihre Jahre — sie zählte zwei und zwanzig — zugelassen hätten. Sie lebte nur für Reisen und da ihr nichts im Wege stand, ihre Lust zu befriedigen, hatte sie auch schon Indiens Wälder durchstreift. Konstantinopel, das sie aus keinem andern Zwecke besuchte, als dessen Naturschönheiten zu bewundern, fesselte sie so, daß sie beschloß, für längere Zeit daselbst zu verweilen. Sie traf hier viele Bekannte aus England, wozu auch Lady Erlington gehörte.

Jede ihrer Bemerkungen verrieth ein tiefes Nachdenken und eine klare, richtige Anschauungsweise der Welt und der Menschen. Ueberhaupt überraschte mich der gereifte, ich möchte sagen, fast männliche Geist in diesen weichen runden Formen. Diesen Abend fühlte ich erst die Macht weiblicher Schönheit in ihrer ganzen Größe, doch die Zauberbande, die mein Herz

stets enger und fester umstrickten, erfüllten meine Brust mit namenloser Wonne. Die Zeit, die zum Aufbruche mahnte, war da und mit schwerem Herzen nahmen wir Abschied. Lady Erlington war gegen uns die Liebenswürdigkeit selbst.

„Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige," sagte sie freundlich, „wann Sie auch kommen, so werden Sie stets willkommen sein."

Diese Einladung klang wie Engelsmusik in meinen Ohren und ich nahm mir im Geiste vor, recht oft Gebrauch davon zu machen.

„Nun," sagte Richard am Wege, „wie stehen Deine Sachen?"

„Ausgezeichnet!"

„Also hast Du Dich von dem Falle wieder erhoben?"

„Freund Engländer, streue nicht das Gift der Bosheit in meine Freude. Ich habe allen Grund zu glauben, daß trotz des vierfüßigen Ungeheuers Edith meinen Werth nicht geringer hält, also, nach Deiner Aussage, keine schwachdenkende Seele ist."

Warton lachte laut auf, und unter dergleichen heiteren Gesprächen erreichten wir unsere Wohnung. Daß ich die ganze Nacht nur von Edith träumte, brauche ich wohl gar nicht zu erwähnen.

Wenn es auf mich angekommen wäre, hätte ich gleich des andern Tages Lady Erlington besucht, doch ich mußte es auf einige Tage hinausschieben. Unerwartet und desto angenehmer kam in zwei Ta-

gen eine Einladung von ihr, worin wir aufgefordert wurden, uns einer Wasserpartie, welche sie arrangirte und des andern Tages stattfinden sollte, anzuschließen. Wer war glücklicher, als ich! Der Tag kam. Nie hatte ich meiner Toilette so viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet. Unermüdet wüthete ich mit dem Kamme in meinen braunen Locken, um ihnen die gehörigen Wellenformen beizubringen, der Schnurbart wurde noch sorgfältiger behandelt und ich hätte, nachdem ich ihn gehörig in Ordnung gebracht, es mit allen Schnurbärten der Welt aufnehmen können. Die letzte Musterung im Spiegel fiel zu meiner Befriedigung aus, meine Gestalt erschien mir größer und imposanter als sonst, mein braunes Auge feuriger, kurz, ich konnte mir gestehen, daß ich wie ein flotter Offizier aussah, der wohl im Stande wäre, einer jungen Dame, die gerade nicht Ansprüche auf einen Apollo machte, zu gefallen.

Warton kicherte indeß in einer Ecke und rief ein über das andere Mal aus:

„Wann wirst Du endlich fertig, deutscher Narcissus? Es ist Schade, daß Du nicht Miß Edith, und sie nicht Ernst Wertheim ist. Für eine Dame hättest Du die genügende Portion Eitelkeit."

Wir brachen endlich auf, um zur bestimmten Zeit einzutreffen Die Gesellschaft bestand nebst Lord und Lady Erlington aus Miß Edith, Warton, mir und noch einigen Offizieren. Ich bot Edith den Arm, den sie auch dankend annahm, doch ein junger

französischer Fant umschwärmte sie zu meinem größten Verdruße auf der anderen Seite, so daß sie ihre Aufmerksamkeit zwischen ihn und mich theilen mußte. Wir erreichten bald das Ufer und stiegen in die für uns bereits bestimmten Gondeln. Ich manövrirte, mich des jungen Franzosen zu entledigen, was zu meiner Freude dadurch geschah, daß ihn Lady Erlington zu sich berief, ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Die Gondeln waren wie Nußschalen und faßten höchstens drei bis vier Personen, so wollte das Glück mir wohl, daß ich mit Edith und einem alten ungefährlichen Offizier, nebst dem langbärtigen türkischen Schiffer, von einer dieser Gondeln Besitz nahm. Der ältliche Offizier ließ sich, da er türkisch sprach, mit dem Schiffer in eine vielleicht recht interessante Conversation ein, was mir um so angenehmer war, da ich mit Edith mich gleichsam allein befand. Bald wiegten wir uns auf den Wellen, Lady Erlington mit dem Franzosen und zwei andern voran, dann Warton, Lord Erlington nebst einem türkischen Offizier in der zweiten Gondel und wir in der letzten. Ihr Blick streifte bald den blauen Himmel, die klaren Wellen, das herrliche Stambul und auch mich, überglückliches Menschenkind.

„Sie sind so kalt gegen die Naturschönheiten, daß Sie sie keines Blickes würdigen?“ sagte sie zu mir.

Was wollte ich Armer nicht alles antworten, doch wenn ihr Auge mich traf, erstarb mir das Wort auf den Lippen. Sie konnte ein Lächeln des

innern Triumphs nicht verhalten und blickte wieder hinweg. Wie hatte ich mich vorbereitet, recht viel zu sprechen, sie um die Meinung über diesen oder jenen Gegenstand zu fragen, doch jetzt wollte mir gerade nichts einfallen, denn mein Herz war zu voll, ich war glücklich, wenn ich sie nur stumm bewundern durfte.

Wir fuhren bei den kaiserlichen Gärten vorüber.

„Sehen Sie," rief sie aus, auf die Kuppel des Palastes weisend, „das ist der goldene Käfig der orientalischen Schönheiten. Wie preise ich den Himmel, daß er mich frei geboren werden ließ, um frei die Wunderwerke der Erde bewundern zu können."

Ich pries im Innern wieder den Himmel für diese glückliche Stunde, wo ich das Meisterwerk der Schöpfung bewundern konnte.

„Hat keine der türkischen Schönen Ihr Herz noch gefangen?" fuhr sie, mich schelmisch anblickend, fort.

„Keine dieser türkischen Schönen hat, noch wird jemals mein Herz gewinnen."

„Können Sie so sicher für Ihr Herz bürgen, dann sind Sie der Einzige, der es versteht, das Herz sich zum Sklaven zu machen, oder es ist vielleicht schon gar gefesselt, dann ließe ich freilich die sichere Vorausbestimmung gelten."

Ich wurde über und über roth, doch erwiederte ich schnell, meine Verlegenheit verbergend:

„Wer Englands Frauen gesehen hat, dem werden hier die ausdruckslosen Gesichter nicht gefährlich.“

Edith wandte das Gesicht weg, spielte mit dem Fächer und gab nach einer kleinen Pause dem Gespräch eine andere Wendung. Die englische, französische und deutsche Literatur bot uns reichlichen Stoff.

„Ich gebe, ohne parteiisch sein zu wollen, der englischen den Vorzug,“ sagte Edith. „Unsere Dichter blickten tiefer in den Menschen und führen uns in getreuer Auffassung das innere Seelenleben vor die Augen. Die französischen und deutschen Schriftsteller jagen oft einem Fantome nach, entweder stellen sie einen Helden vor, der Engelstugenden besitzt, oder wieder einen frivolen Menschen, dem nichts heilig ist. Dabei vergessen sie, daß wir weder als Engel, noch als Teufel erschaffen wurden, sondern nur als schlichte Menschen mit guten und bösen Anlagen; daher verfehlen ihre Romane den eigentlichen Zweck. Aus bösen Leidenschaften und wieder den edelsten Gefühlen besteht das Netz unseres Herzens, daher soll es des Dichters erste Aufgabe sein, aus dem Menschen den Menschen herauszufinden, um ihn treu und wahr schildern zu können, wie er ist, mit seinem Ringen und Kämpfen, sich über den Staub zu erheben, an den er doch mit unzerreißbarer Kette gebunden ist, und nicht leere Hirngespinnste schaffen, die nicht in unsere Sphären gehören. Und schildert er ein überspanntes Wesen, so soll er auch das Zerwürfniß treu zur Anschauung bringen, in welches es mit der Welt

und sich selbst kommt, wenn es eine unrichtige Bahn verfolgt."

„Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben," sagte ich laut. „Ihre Dichter verstehen es in die geheimsten Tiefen des Menschenherzens zu blicken."

„Und darum werden uns die Helden so interessant, weil wir, gleich in einem Spiegel, uns selbst darin erblicken. Wir vergessen die Dichtung und den Dichter und kämpfen und fühlen mit, weil wir einen Menschen vor uns haben, dessen Empfindungen mit den unseren sympathisiren. Da erreicht der Dichter seinen Zweck, er erleuchtet die dunkeln Tiefen unseres Herzens, läßt uns die Abgründe sehen, die wir in uns tragen und führt uns zu einer klaren Selbsterkenntniß."

Ich blickte noch immer auf die rosigen Lippen, als sie längst schon schwieg; als sie mich um die Ursache meines Stillschweigens fragte, erwiederte ich:

„Ich denke darüber nach, was Sie so eben sagten, es liegt Wahrheit in Ihren Worten."

Wir führten das Gespräch in dieser Weise noch länger fort. Wenn Edith sprach, hätte ich dem melodischen Klange ihrer Stimme immer zuhören wollen und wenn sie schwieg und ihr Auge mich fragend ansah, hätte ich wieder beständig nur in dieß Auge geblickt, dessen dunkelblauer Ring einen ganzen Himmel in sich trug.

Doch auch dießmal durfte ich mein Glück nicht länger als nach Stunden zählen. Nach einigem

Kreuz- und Querfahren stiegen wir wieder an's Ufer, den Nachhauseweg einzuschlagen.

Einen Stillstand gibt es nicht, man schreitet entweder vor- oder rückwärts; so ging es auch mit meiner Liebe. Da sich dieselbe für Edith nicht verminderte, so erreichte sie wieder einen höheren Grad. Ich küßte noch beim Abschied die weiche Hand, obwohl ich noch lieber die Purpurlippen geküßt hätte, doch darauf durfte ich nur wie auf verbotene Früchte blicken, aber eben deßwegen erschienen sie mir schöner und röther.

Ich hatte Edith wohl erst nur zweimal gesprochen, allein schon war ich fest von ihrem Zaubernetz umstrickt.

„Wie lange wird das Fischlein noch zappeln, bis Du oder sie das Netz zerreißt?" lachte Richard.

„Das Fischlein fühlt sich ganz wohl und wünscht sich gar nicht aus den Banden zu befreien," erwiederte ich.

Einige Tage darauf schlenderte ich mit Warton im Bazar, um einen passenden Stoff zu einer prosaischen Hülle, nämlich zu Schlafröcken, auszusuchen. Schon in einige Läden hatten wir geguckt, ohne unseren Geschmack befriedigt zu sehen.

Wir standen an dem Laden eines Griechen, welcher mit der freundlichsten Miene und den unterthänigsten Bücklingen uns einlud, sein Waarenlager zu betrachten. Bald lagen vor uns die reichsten Stoffe ausgebreitet, doch alle Farben, obwohl schön,

schienen uns zu grell. Wir wollten gehen, doch der Grieche hielt uns zurück mit dem Bemerken, wir möchten uns die Mühe nehmen, ihn in sein Haus zu begleiten, wo wir in dem Vorrathe einen entsprechenden Stoff in dunkleren Farben finden würden.

Er winkte dem Diener, der etwas abseits stand, in den Laden und schritt uns dann durch die dunkeln Gäßchen des Bazars fest voran. Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir eine schmale lange Gasse. Er blieb vor einem Hause stehen und öffnete die verschlossene Thüre. Wir folgten ihm in ein kleines leeres Gemach. Er blickte etwas unwillig umher, dann trat er in eine kleine verhängte Thüre und rief:

„Alaja, wo bist Du?"

Einige Augenblicke darauf wurde der Vorhang zurückgeschoben und eine verschleierte Frauengestalt in griechischer Kleidung stand auf der Schwelle.

„Meine Tochter," sagte der Grieche, zu uns gewendet, „näher, Mädchen, nicht so scheu, es geschieht Dir nichts."

Alaja trat langsam näher und verhüllte noch fester ihr Gesicht.

„Fort mit dem Gewebe!" rief der Vater, „hier bist Du zu Hause," und dabei riß er ihr etwas unsanft den Schleier vom Gesicht.

Purpurröthe überzog das schöne Antlitz, als sie es fremden Männerblicken preisgegeben sah und das schwarze Auge blickte zu Boden. Das Rabenhaar

fiel theils aufgelöst, theils in langen Flechten auf die vollen Schultern, und die leichte, reizende Kleidung ließ den schönen Wuchs noch mehr hervortreten. Der Grieche lächelte listig vor sich hin und blickte verstohlen nach uns, um zu sehen, welchen Eindruck die Schönheit seiner Tochter auf uns gemacht hatte. Das Mädchen war wirklich sehr hübsch, vorzüglich anziehend machte sie der Reiz der Jungfräulichkeit, der über ihr ganzes Wesen ausgebreitet lag; doch wäre sie noch hundertmal schöner gewesen, mein Herz war gegen die Verlockungen aller Syrenen gestählt.

„Nun bring' die Stoffe, die noch vorhanden sind, Mädchen!" rief etwas barsch der Grieche.

Alaja verschwand augenblicklich, froh, wie es schien, das Zimmer verlassen zu können.

Nach einer längeren Pause erschien sie wieder, den Schleier halb über das Gesicht gezogen, mit einigen großen Ballen am Arme. Er breitete vor uns die Stoffe aus, doch entweder waren sie zu kostbar für den gewöhnlichen Gebrauch, oder waren wieder die Farben so bunt, daß wir uns zu keiner Wahl entschließen konnten. Der Grieche bat, wir möchten ihm doch den Verdienst nicht entgehen lassen und uns nur für einige Tage gedulden, wo er neue Stoffe erwartete. Wir gaben ihm das Versprechen und sagten ihm unsere Wohnung. Alaja war während des Hin- und Herredens aus dem Zimmer entschlüpft, was des Griechen Gesicht in Falten zog.

Er murmelte etwas ärgerlich vor sich hin und geleitete uns dann unter vielen Bücklingen aus dem Hause.

Des nächsten Tages besuchten wir Lady Erlington, wo ich in Edith's Gesellschaft in einem Meer von Seligkeit schwelgte. Ob ich einen gleich tiefen Eindruck auf sie machte, als ich es wünschte, wußte ich nicht; ich deutete wohl manches Lächeln und manchen Blick zu meinen Gunsten, doch wer vermag die Tiefen des weiblichen Herzens zu erforschen?

In einigen Tagen erhielt Richard eine Einladung von Lord B—, einem Freunde seines Vaters, welcher einige Stunden von Konstantinopel ein Gut besaß, das er auch mit seiner Familie bewohnte. Er wünschte Richard einige Tage bei sich zu sehen und dieser nahm die Einladung mit Freude an. Noch desselben Tages reiste er ab und ich blieb für eine Zeit allein.

Eines Morgens erschien der Grieche in meiner Wohnung und bat mich, mir die Mühe zu nehmen, die neu angekommenen Stoffe anzusehen. Ich folgte ihm und unter verschiedenen Gesprächen erreichten wir das kleine schmutzige Haus, das er bewohnte. Das Zimmer war leer. Er entschuldigte sich für einige Augenblicke und verschwand hinter der kleinen Thüre. Bald hörte ich ihn zu Jemanden mit barscher Stimme sprechen, ohne jedoch die Worte verstehen zu können. Eine weibliche Stimme mischte sich zuweilen leiser hinein und ich vermuthete nicht mit Unrecht, daß es die Alaja's sei, denn bald darauf trat er,

von ihr gefolgt, in's Zimmer. Er warf, etwas unwillig auf sie blickend, seine Waare auf den Tisch und breitete vor meinen Blicken die reichen Stoffe aus.

„Wählt nun, edler Herr," sagte der Kaufmann, ich glaube, Ihr findet etwas, das Euch zusagen wird — doch entschuldigt mich, ein Geschäft ruft mich hinweg, ich muß noch diesen Augenblick fort." Und ohne erst meine Antwort abzuwarten, blos einen bedeutungsvollen Blick auf die Tochter werfend, verschwand er aus dem Zimmer Ich war ein wenig verdutzt, ich gestehe es, und blickte das Mädchen an. Sie stand schüchtern mit niedergeschlagenen Augen und fast schien es mir, als glitzerte eine Thräne darin. Ich wählte endlich einen dunkelfarbigen Stoff und fragte nach dem Preise.

„Ich weiß ihn nicht," erwiederte Alaja mit leiser Stimme. „Ihr müßt wieder kommen, wenn der Vater zu Hause sein wird."

Ich blickte sie fest an. Eine dunkle Röthe flammte auf ihren Wangen und sie senkte den Kopf noch tiefer.

„Ist dieser Mann Euer Vater?" fragte ich sie endlich.

„Ja'," erwiederte sie schüchtern.

Dann ist er ein schlechter Kerl, dachte ich.

„Euer Vater ist doch reich, wie es scheint?" fuhr ich fort.

„Die Waaren sind nicht alle sein; vormals waren wir vermögend; viel Unglück hat uns heimgesucht."

„Ihr fürchtet Euch vor mir?"

„Nein — nein."

„Ihr wagt mich gar nicht anzusehen."

Sie schlug das Auge auf und senkte es wieder schnell zu Boden, überhaupt schien sie ängstlich zu zittern.

Um ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, nahm ich den ausgesuchten Stoff und fragte nur noch, wo und wann ich den Vater sprechen könnte.

„Des Abends pflegt er zu Hause zu sein, da trefft Ihr ihn gewiß."

Ein Strahl der Freude flog über ihr Gesicht, als ich mich entfernte. Ich konnte aus ihrem räthselhaften Benehmen nicht klug werden; entweder war sie die feinste Kokette, die mit mädchenhafter Schüchternheit zu siegen suchte, oder war sie, was sie schien, ein unschuldiges Mädchen.

Des nächsten Morgens ging ich in den Bazar, den Laden des Griechen aufzusuchen, doch ich mochte entweder zerstreut gewesen sein, oder ich merkte mir nicht genau die Lage, kurz, ich fand ihn nicht und mußte somit meine Schuld noch auf den Abend verschieben. Auch Agathen begegnete ich auf der Straße und sprach sie an. Sie hatte ihren Entschluß noch nicht geändert und fühlte sich zufrieden in der Ausübung ihrer Pflichten.

Des Abends ging ich wieder aus, um die Schuld bei dem Griechen zu bezahlen.

Ich kam vor das kleine Haus und pochte an die Thüre. Nach kurzem Warten wurde dieselbe

geöffnet und ich trat ein. Alaja war allein und mein Anblick schien ihr wieder Furcht einzuflößen.

„Wo ist Euer Vater?“ begann ich, mich umsehend.

„Er ist nicht zu Hause,“ erwiederte sie zitternd.

„Was ist der Preis des Stoffes?“

Sie nannte ihn und ich legte das Geld auf den Tisch, Miene machend, mich zu entfernen. Alaja machte eine Bewegung, als wollte sie reden, dann blickte sie mich an, als wollte sie in meinem Gesichte lesen und plötzlich stürzte sie zu meinen Füßen. Ich war nicht wenig darüber überrascht, als sie meine Knie umschlang und heiße Thränen über ihre Wangen quollen.

„Was ist Euch denn? steht auf!“ rief ich, sie erhebend.

„Ach Herr, Ihr scheint edel und gut, helft mir und befreit mich aus meines Vaters Händen!“

Ich erreichte den Gipfel meines Erstaunens.

„Mein Vater will mich verkaufen,“ fuhr sie, das Antlitz bedeckend, „ich soll — o! Ihr werdet meine hilflose Lage nicht mißbrauchen, Ihr blickt gut, o! rettet mich aus seinen Händen!“

„Was soll ich thun?“

„Kauft mich von ihm! Ich will arbeiten, will gern das Geld wieder verdienen, nur fort von hier!“

„Ist Euer Vater so schlecht?“

„Seine Gewinnsucht kennt keine Gränzen. Euch sollt' ich locken; absichtlich ging er hinweg — wenn

Ihr mich nicht bald befreit, so bleibt mir kein Ausweg." —

„Ich will mit Eurem Vater sprechen," sagte ich nach einigem Ueberlegen, denn mir fiel Lady Erlington ein, die vielleicht etwas für das unglückliche Mädchen thun würde.

„O! Ihr wolltet?" rief sie, freudevoll meine Hand ergreifend und sie mit Küssen bedeckend, ehe ich Zeit hatte, sie zurückzuziehen, „doch lasset ihn nicht wissen, daß ich seine Absicht verrieth, sonst stellt er seine Forderung so hoch, daß Ihr vielleicht kaum im Stande wäret, ihr Genüge zu leisten."

„Fürchtet Euch nicht, das ist meine Sache. Hat Euch Euer Vater immer so behandelt? Seid offen."

„Ich liebe einen jungen, aber armen Mann meines Stammes," sagte sie nach einigem Zögern und tief erröthend, „doch mein Vater, der andere Pläne mit mir hatte, trennte unser Bündniß. Ich durfte Zecho nicht mehr sehen und weiß auch nicht, was aus ihm geworden, doch gelobte ich ihm im Herzen Treue. Jetzt wisset Ihr Alles."

„Ich werde morgen kommen; saget Eurem Vater, er solle auf mich warten."

Alaja jauchzte vor Freude, und ich hatte Mühe, sie zurückzuhalten, meine Hände abermals mit Küssen zu bedecken.

Ich war im Herzen froh, daß es in meiner Hand stand, das Mädchen aus ihrer unglücklichen Lage befreien zu können. Wie leicht hätte sie in

schlechte Hände gerathen können, wo sie dem unglücklichsten aller Loose nicht entgangen wäre.

Des andern Morgens ging ich zu Lady Erlington. Ich machte sie theilweise mit der Lage des Mädchens bekannt und bat sie um ihre Hilfe. Sie bedauerte, für den Augenblick nichts für sie thun zu können, da sie erst kürzlich neue Dienerinnen angenommen, doch versprach sie, sich anderseitig zu erkundigen, ob sich etwas für sie fände. Damit war mir nicht geholfen, doch ich durfte nicht unbescheiden sein, sie mit Bitten zu belästigen, da ich ihr im Ganzen zu fremd war. Edit war zu meinem größten Verdruße nicht zu Hause, somit kürzte ich meinen Besuch ab und ging unverrichteter Sache wieder fort. Auf dem Heimwege dachte ich hin und her, was ich nun mit Alaja anfangen sollte. Es blieb mir aber nichts Anderes übrig, als zu dem letzten Mittel meine Zuflucht zu nehmen, nämlich das Cabinet, das durch Wartons Abwesenheit leer geworden, ihr indessen als Zufluchtsort zu überlassen, bis Lady Erlington eine passende Stelle für sie aufgefunden haben werde. Nur ungern entschloß ich mich dazu, aber was konnte ich Anderes thun? Als es dunkel wurde, schlug ich den Weg zu des Griechen Wohnung ein. Er selbst öffnete auf mein Pochen die Thüre und überschüttete mich mit Höflichkeiten. Wir traten in das Zimmer und der Grieche frug mit unterthäniger Freundlichkeit nach meinem Begehren.

Im Herzen war ich über ihn entrüstet, doch überwand ich mich und erwiederte kalt:

„Ich komme in einer Angelegenheit, die Eure Tochter betrifft.“

Seine Miene erheiterte sich merklich und ein verschmitztes Lächeln spielte um seinen Mund; doch stellte er sich halb, als verstünde er mich nicht.

„Stellt Euch nicht unwissend,“ sagte ich unwillig, „macht es kurz, was wollt Ihr für das Mädchen haben?“

Er brach von Neuem in tausend Ausrufungen aus, begann ihre Vorzüge zu loben und warf dann und wann einen scharfen Blick auf mich, um in meinem Gesichte meine Gefühle zu lesen, damit er darnach den Preis bestimmen könnte; doch außer meiner inneren Entrüstung und meinem Unwillen über das lange Zögern konnte er darin nichts entdecken. Nach einigem Nachdenken sagte er endlich:

„Nun, mein edler Herr, obgleich ich mich nicht gern von meinem einzigen Kinde trenne — so will ich doch meine Forderung nicht allzu hoch stellen, ich sage nicht zu viel — fünf tausend Piaster.“

Ich hatte mich noch auf eine größere Summe gefaßt gemacht, daher, ohne zu handeln, zog ich meine Börse aus der Tasche und legte die verlangte Summe in blankem Golde auf den Tisch. Dem Griechen blitzten die Augen und er konnte kaum den Augenblick erwarten, das Gold einzustreichen.

„Hier ist Euer Geld," sagte ich zu ihm, „doch Ihr entsagt jetzt allen Ansprüchen für künftige Zeiten auf das Mädchen?"

„Sie ist Euere Sklavin jetzt und gehört Euch von dieser Stunde. Soll sie Euch gleich folgen?"

„Ja."

Der Grieche entfernte sich und bald darauf trat er mit Alaja ein.

„Hier ist Dein künftiger Herr und Gebieter, Mädchen," sagte er zu ihr, auf mich weisend, „sei gehorsam und sanft."

Ein Freudenstrahl blitzte in Alajas Auge und mich traf ein dankender Blick. Alaja folgte mir ohne Zaudern und ohne sich nach ihrem Vater umzusehen. Schweigend durchschritten wir die Straßen, bis wir vor dem Hause anlangten, wo ich wohnte.

„Hier ist indessen Eure Wohnung, Alaja," sagte ich zu ihr, sie in das Cabinet führend, das ich für sie bestimmte, „hier könnt Ihr in Ruhe bleiben, bis ich einen passenderen Ort finden werde."

Das Mädchen brach in Freudenthränen aus, sank vor mir auf die Knie und erfaßte meine Hände, die sie, trotz meines Sträubens, wieder mit Küssen bedeckte.

„Von Eurem Vater habt Ihr nichts mehr zu fürchten," fuhr ich fort, „alle seine Rechte hat er auf Euch aufgegeben, er hat Euch als Tochter entsagt. Ich habe es nun als Pflicht übernommen, für

Euch zu sorgen, und will auch Euer Loos so günstig als möglich gestalten."

Des anderen Morgens sandte ich Warton einen Brief, worin ich ihn von dieser Begebenheit unterrichtete und zugleich bat, er möchte sich auch dort bei der Frau des Hauses für das arme Mädchen verwenden. Acht Tage vergingen, während welcher Zeit ich einige Male Lady Erlington besuchte und stets leidenschaftlicher in Edith verliebt zurückkehrte. Lady Erlington schien vergessen zu haben, sich um eine Stelle so bald als möglich für Alaja umzusehen, denn sie erwähnte nichts und ich wagte nicht, sie daran zu erinnern. Das arme Mädchen saß indessen auch nicht viel besser als ein Gefangener in dem kleinen Zimmer und vertrieb sich die Zeit nur damit, daß sie auf einer Mandoline, die unserem Hausherrn gehörte, klimperte. Zuweilen sang sie mit sanfter, wohlklingender Stimme ein Lied in ihrer Landessprache, welches größtentheils die Sehnsucht nach dem Vaterlande und dem fernen Geliebten verrieth. Ich hörte ihr gern zu, die einfachen aber doch melodischen Töne versetzten mein Herz in süße Träume, ich dachte an Edith und je reicher der Klang den Saiten entquoll, je mehr vergaß ich die Wirklichkeit um mich und versenkte mich immer tiefer in meine Schwärmerei. Gerade während Alaja eines Morgens zu meinen Füßen spielte, trat ein Diener Lady Erlington's in's Zimmer und übergab mir ein Schreiben seiner Herrin. Es war eine Einladung für Mittag.

Wer war glücklicher als ich! wieder durfte ich einen ganzen Nachmittag in ihrer Nähe verweilen. Ich traf um die bestimmte Stunde ein und wurde von der Frau des Hauses wie gewöhnlich freundlich empfangen. Das kleine Diner wurde blos en famille zu Ehren Lord Erlington's Neffen, eines jungen, hübschen Offiziers, der kürzlich von England angekommen war, gefeiert.

Lord Lilburne, so hieß er, war ein feiner gewandter Mann, der durch sein liebenswürdiges Benehmen sich die Gunst eines Jeden, mit dem er umging, zu gewinnen wußte. Edith war noch nicht erschienen, was mein Herz vor Ungeduld lauter pochen machte. Endlich erschien sie, schöner als alle Göttinnen des Olympus. Obgleich sie mir, wie gewöhnlich, die Hand reichte und einige freundliche Worte des Willkommens sagte, so kam mir der Händedruck weniger herzlich, der Blick kälter und das Lächeln erzwungener vor. Wie ein kalter Schauer durchrieselte es meine Adern, und der nächste Augenblick, wo sie an Lilburne's Arm, der sie in das Speisezimmer führte, an mir vorüberging, entflammte Eifersucht in meiner Brust. Er war jung, hübsch, gewandt, liebenswürdig, sie war kälter gegen mich, was wäre für ein anderer Grund vorhanden? Nach Laune handelte sie nie, sie war immer gleich, um so mehr empfand ich die, wenn auch für Andere kaum merkliche Veränderung und eine ganze Hölle begann in mir zu toben. Ich befand mich bei Tische zwischen

Lord und Lady Erlington, während sie mir gegenüber an Lilburne's Seite saß, der ihr gegenüber die größte Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit beobachtete.

Meine gute Laune war dahin, nur gezwungen konnte ich zu irgend einer witzigen Bemerkung lachen, die Lord oder Lady Erlington hie und da in's Gespräch einflochten. Edith richtete wohl auch das Wort an mich, doch ein Schleier der Kälte schien mir über ihr ganzes Benehmen ausgebreitet. Ich glaube kaum, daß es einer aus der Gesellschaft bemerkte, denn wesentlich hatte sie nichts in ihrer Art gegen mich geändert, den kalten Hauch, der das Ganze durchwehte, konnte nur ich empfinden. Ich ließ sie nicht aus den Augen, jede Bewegung beobachtete ich, jeder Blick, den sie auf Lilburne warf, fiel wie ein Feuertropfen in meine Seele. Er wußte viel und schön zu erzählen und sie schenkte ihm ihre Aufmerksamkeit, er war wirklich ein feiner, gebildeter und unterrichteter Mann, warum könnte er ihr nicht gefallen?

Immer heftiger stürmte es in meiner Brust und mein Kopf brannte.

Wie froh war ich, als wir vom Tische aufstanden, wo ich mir nun weniger Zwang anlegen mußte. Lilburne forderte Edith auf zu singen.

„Lieben Sie Musik?“ sagte Lady Erlington zu mir.

„Leidenschaftlich,“ erwiederte ich.

„Sie spielen wohl auch selbst?“

„Etwas.“

„Welcher Art von Musik sind Sie am meisten zugethan?“

„Ich wage es nicht, mich zu einem Kunstrichter aufzuwerfen, meiner Meinung nach ist die Musik die Sprache der Gefühle und als solche müssen die Töne zum Herzen sprechen; sei es nun diese oder jene Art, welche mein Herz anzuregen versteht, der gebe ich den Vorzug.“

Ein feines Lächeln spielte um Ediths Lippen, sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas erwiedern, doch plötzlich wandte sie sich um, trat zu Lilburne, der schon am Piano saß und begann zu singen. Lilburne mischte zuweilen unter ihre hohe, glockenreine Stimme seinen Baß, bis ihr improvisirtes Duett mit lautem Lachen endete. Ich litt Höllenqualen. Früher als gewöhnlich nahm ich Abschied, denn ich fürchtete meine Gefühle zu verrathen. Ich stürzte die Treppe herab und erreichte bald das Freie.

Planlos durchirrte ich die Straßen, die buntesten Gedanken stiegen in meinem Kopfe auf und die Dämone der Eifersucht zischten ihr Gift in meine Brust. Der Gedanke, daß ich sie verlieren könnte, machte mich trostlos und so kam ich dann zu dem festen Entschlusse, gleich den andern Tag Edith meine Gefühle zu gestehen, um lieber eine bestimmte Antwort, wenn sie auch mein Unglück bestätigen sollte,

zu erfahren, als die folternden Qualen der Ungewißheit länger zu erleiden.

Ich bog um eine Straßenecke, als ich plötzlich von rückwärts von starker Faust ergriffen wurde und ein Dolch vor meinen Augen blinkte. Nur durch eine schnelle Wendung verhinderte ich den Todesstoß und zog augenblicklich meine Klinge aus der Scheide.

„Elender! was willst Du?" rief ich dem in einen Mantel gehüllten Manne zu, der den Dolch noch gezückt in der Hand hielt, „zwingt Dich Noth zu diesem Schritte, warum bittest Du nicht?"

„Ich brauche nicht Euer verfluchtes Gold — Euer Leben wollte ich haben!" erwiederte mit barscher Stimme der Fremde.

„Was habe ich Euch gethan, ich kenne Euch nicht," erwiederte ich, jeden Augenblick auf einen neuen Angriff bereit.

Er lachte laut auf und versetzte mit wüthender Geberde:

„Was Ihr mir gethan habt? Ihr seid ein Schurke, der ein Mädchen raubte, das mir gehörte, der mit dem verfluchten Golde mich und Alaja in's Verderben stürzte."

„Alaja?" rief ich überrascht.

„Alaja! Dein Opfer, Bösewicht!" schrie er die Hand drohend gegen mich erhebend.

Ein Licht ging mir auf.

„Seid Ihr Zecho?" frug ich rasch.

Er blickte mich einen Augenblick verdutzt an und rief dann:

„Ja und nur mit dem Leben zahlst Du mir für Alaja.“

Der Zufall konnte sich nicht glücklicher treffen. Mit wenigen Worten machte ich Zecho mit der wahren Lage der Dinge bekannt. Erst schien er mir nichts zu glauben, doch als ich ihn aufforderte, sich selbst zu überzeugen und aus des Mädchens Munde die Wahrheit meiner Aussage bestätigt zu hören, wurde er ruhiger. Auf meine Frage, woher er komme, erwiederte er: Aus Griechenland, wo er durch eine unerwartete kleine Erbschaft in den Stand gesetzt wurde, seine Geliebte heirathen zu können, daß ihr Vater ihm selbst alles sagte, und er mich nun den Tag über spionirte, um die beste Gelegenheit zu treffen, sich an mir zu rächen. Wir standen vor dem Hause. Bald traten wir in mein Zimmer, ich öffnete die Thüre des Cabinets und rief Alaja, die auch gleich darauf auf der Schwelle erschien. Sie blickte überrascht auf die fremde vermummte Männergestalt, doch als der Grieche seinen Mantel abwarf, stieß sie einen lauten Schrei aus und stürzte in seine Arme. Nachdem sich ihre erste Freude gelegt hatte, brachen nun beide in Dankesbezeugungen gegen mich aus. Es erfüllte meine Brust wohl mit zufriedenen Gefühlen, zwei Menschen glücklich gemacht zu haben, doch um so größer trat mein eigener Schmerz vor meine Seele.

Es war schon spät und Zecho schied endlich mit dem Versprechen, des nächsten Morgens seine Geliebte abzuholen, um mit ihr unverzüglich nach Griechenland zurückzukehren.

Ich hatte eine unruhige Nacht. Lauter Ungeheuer verfolgten mich im Schlafe, so daß ich einige Male erschreckt von den Polstern emporfuhr.

Der Morgen graute kaum, als schon Zecho erschien, die Geliebte abzuholen. Alaja vergoß noch beim Abschied Freudenthränen, nannte mich ihren Retter und guten Engel und wünschte mir einst eben so glücklich zu werden, wie sie sich fühlte. Zecho bat mich noch, die Summe Geldes von ihm anzunehmen, die ich für Alaja zahlte, doch ich lehnte sein Anerbieten mit dem Bemerken ab, er möchte das als Hochzeitsgeschenk für seine Braut behalten. Sie schieden und ich wünschte im Herzen, ich wäre mit Edith eben so weit. Langsam schlichen mir die Stunden dahin. Endlich kam die zwölfte Stunde und ich machte mich mit klopfendem Herzen auf den Weg, der nun das Glück meiner Zukunft entscheiden sollte. Lady Erlington war, wie ich vom Diener hörte, ausgegangen und somit war zu meiner größten Freude Edith allein. Ich übergab dem Diener meine Karte und wurde einige Augenblicke darauf vorgelassen. Edith ging mir, wie gestern, wohl freundlich, doch gezwungener und ernster entgegen. Diese Ruhe brachte mich halb und halb aus der Fassung, ich stammelte einige unverständliche Worte

und wußte nicht wie anzufangen. Sie sah mich erstaunt an, doch nun mußte es geschehen, ich sammelte mich so gut als möglich und begann mit stotternder Stimme:

„Mein Fräulein — ich kann nicht länger die Gefühle zurückdrängen, — die ich für Sie empfinde. — Ich liebte Sie — seit dem ersten Augenblick, — wo ich Sie sah; — kaum wage ich zu hoffen, — daß —

Ich wurde immer verwirrter; ich konnte nicht fortfahren, es schnürte mir die Kehle zusammen und meine Hand zitterte. Ich blickte auf Edith. Sie stand stolz vor mir. Ihr Gesicht war tief geröthet, das zürnende Auge blickte mich scharf und durchdringend an, doch ihre Lippen blieben fest verschlossen. Einen Augenblick machte sie eine Bewegung, als wollte sie reden, doch plötzlich wandte sie sich um und verließ das Zimmer.

In diesem Augenblicke war ich meiner Sinne kaum mächtig, Alles begann sich mit mir im Kreise zu drehen, die Füße wankten und das Herz schlug, als wollte es den engen Raum zersprengen. Ich wußte selbst nicht, wie ich das Freie erreichte; wie ein Wahnsinniger lief ich durch die Straßen, bis ich vor meinem Hause stand. Als ich in's Zimmer trat, stand mir Warton gegenüber.

„Um Gotteswillen! Ernst, was ist Dir?“ rief er aus, „Du bist leichenblaß.“

„Alles ist verloren!“ stammelte ich halblaut — „sie liebt mich nicht!“ und dabei sank ich auf den Divan, mein Gesicht in die Polster bergend.

Alles, was Warton zu meinem Troste sagen konnte, ging ungehört an mir vorüber.

„Es ist umsonst! laß mich!“ rief ich ihm zornig zu, denn jedes versöhnende Wort, das er sprach, bewirkte bei meiner Stimmung gerade das Gegentheil. „Nicht ein Wort, nicht ein einziges mildes Wort hatte sie für mich, so stolz und kalt sah sie mich an, als wäre es ein Verbrechen, sie zu lieben.“

Den ganzen Tag blieb ich auf meinem Zimmer. Zorn, Haß, Eifersucht, Stolz und Liebe kämpften in meiner Brust, allein, je mehr ich meine Gefühle für sie zu unterdrücken suchte, desto mehr fühlte ich für sie und eine ganze Hölle voll Qualen ist nichts, was ich den Tag erlitt.

Warton mußte sich ganz ruhig verhalten und durfte mir nicht einmal seine Theilnahme zeigen, da eine mitleidige Miene mir fast wie ein Schimpf oder wie eine Beleidigung vorkam und meinen Zorn bis zur größten Wuth steigerte.

So vergingen drei Tage unter der schrecklichsten Qual. Nur spät Abends ging ich aus, da ich beim Tage fürchtete ihr zu begegnen, obgleich ich mich dennoch sehnte, sie wieder zu sehen, jedoch von ihr unbemerkt, um mir mein Erröthen zu ersparen. Warton machte während dieser Zeit seinen Ankunftsbesuch bei Lady Erlington, doch traf er Edith nicht

und die Obristin machte von dieser Sache keine Erwähnung.

Am vierten Tage nach meiner unglücklichen Liebeserklärung trat Warton nach einem Ausgange aufgeregt in's Zimmer.

„Ernst," sagte er zu mir, „ich fordere einen Freundschaftsdienst von Dir: Du bist morgen mein Sekundant."

Ich sah ihn überrascht an.

„Was?" rief ich, „Du wirst Dich doch nicht schlagen?"

„So ist's," erwiederte Warton.

„Mit wem, was ist vorgefallen?"

„Ich sah von der Ferne in einer ungangbaren Straße eine Nonne von einem türkischen Offizier verfolgt, ich trat näher und erkannte, daß es Agathe sei. Mit einigen strengen Worten wies ich den Türken zurecht, er gab sich nicht zufrieden, ein Wort gab das andere und die Folge ist, daß ich ihn morgen hier erwarte. Er bringt seinen Zeugen und das Duell wird hier stattfinden, um jedes Aufsehen zu vermeiden."

Diese neue Begebenheit riß mich wenigstens auf Augenblicke aus meinem Schmerze. Der nächste Morgen kam und mit ihm der türkische Offizier nebst seinem Zeugen. Wir Sekundanten machten noch einen Schritt zum Frieden, allein Warton wollte nichts davon wissen und die Klingen flogen aus der Scheide.

Nach einem längeren Kampfe, wo sich beide gut hielten, wurde Richard durch einen Hieb, den er in den rechten Arm erhielt, kampfunfähig.

Hätte ich meinen Gefühlen nachgeben dürfen, so würde ich die Brust des Türken durchbohrt haben und ich klagte im Stillen das Schicksal der Ungerechtigkeit an, da es Warton verwundet werden ließ, während doch der Türke die Züchtigung verdient hatte. Das Blut floß aus der Wunde, und trotz aller Mühe, die ich mir gab, konnte ich es nicht stillen. Der Türke erbot sich bei Warton zu bleiben, während ich fortstürzte einen Arzt zu holen. Ich lief nicht, sondern ich flog durch die krummen Gassen, die mir nie so lang schienen, als gerade heute und erreichte endlich das Hospital. Die erste, die mir dort begegnete, war Agathe.

„Was ist geschehen?“ rief sie erbleichend, als sie mich so hastig eintreten sah.

„Richard hat sich geschlagen und ist verwundet,“ erwiederte ich schnell, „wo ist ein Arzt?“

„Ach, und ich bin die Ursache seines Unglücks!“ rief sie in Thränen ausbrechend, indem sie mir durch die Zimmer voran lief.

Bald stand der Arzt vor mir und ich machte ihn mit der Lage der Dinge bekannt. Er folgte mir augenblicklich nebst Agathen, welche sich es nicht nehmen ließ, den Kranken zu pflegen, da er für sie die Wunde empfing.

Bald kamen wir in unserer Wohnung an. Der Arzt besichtigte die Wunde, welche, obgleich nicht lebensgefährlich, doch für seinen Arm fürchten ließ. Durch den vielen Blutverlust fühlte er sich auch geschwächt und wir brachten ihn zu Bette. Der türkische Offizier nebst seinem Begleiter entfernten sich, nachdem sie den Ausspruch des Arztes gehört hatten.

Agathe wich nicht mehr vom Bette des Kranken und horchte genau auf alle Weisungen, die sie vom Doktor erhielt. Der ganze Tag verging sehr unruhig und die Nacht war noch qualvoller. Richard fühlte große Schmerzen und konnte nicht einschlafen. Agathe wachte über jede seiner Bewegungen und wenn der Schmerz um seine Lippen zuckte, rannen ihr lichte Thränen über die Wangen. Die Aufregung des Tages hatte auch mich des Schlafes beraubt und die tiefe Stille, die im Zimmer herrschte, ließ ungestört die früheren Bilder alle in meinem Geiste auftauchen. Edith, deren Bild durch die unglückliche Katastrophe des Tages ein wenig in den Hintergrund gedrängt wurde, trat jetzt wieder vor meine Seele.

Meine Gefühle wechselten; bald faßte mich Wuth, wenn ich an den verächtlichen Blick dachte, der mich aus allen meinen Himmeln zu Boden geschmettert, und bald siegte wieder meine Liebe zu ihr und die Sehnsucht ergriff mich, sie wieder zu sehen. Diese Nacht war furchtbar für mich, denn die Angst um Richard, die sich meinen anderen Gefühlen beigesellte, machte mich sehr unstätt. Der nächste Tag war eben

so, wie die Nacht. Richard lag in Fieberhitze, Agathe saß todtenbleich an seinem Lager, jede seiner Bewegungen bewachend, und ich lag im entgegengesetzten Winkel in der größten Aufregung.

Eine Woche verging. Die Schmerzen des Kranken ließen ein wenig nach und der Arzt gab Hoffnung, auch den Arm erhalten zu können, obwohl der Kranke für künftige Dienste untauglich würde. Ich war wohl erfreut über die Besserung meines Freundes, doch meine Freude glich mehr einer gleichgiltigen Ruhe, da mein Inneres zu sehr zerrissen war.

Agathe war eine musterhafte Pflegerin, sie ermüdete nicht Tag und Nacht und nur gezwungen gönnte sie sich eine kurze Erholung, während welcher ich ihr Amt übernahm. Richard trug seine Schmerzen mit männlicher Kraft und wenn er Agathens ängstliche Besorgniß sah, bei dem Verbande ihn so zart wie möglich zu berühren, um nicht durch eine unsanfte Bewegung ihm neue Schmerzen zu verursachen, so umspielte ein sanftes Lächeln seine Lippen.

Die Sehnsucht, Edith wieder einmal zu sehen, wurde immer heftiger und in dem engen geschlossenen Raume hatte ich keine Ruhe mehr. Ich eilte wieder in's Freie und die warmen Balsamlüfte hauchten neues Leben in meine Brust. Ich streifte durch die schmalen Gassen und unwillkürlich trieb es mich hin in jene Gegend, wo sie wohnte. Ich bog gerade um eine Ecke, als ich einige Damen und Offiziere auf mich zukommen sah. Zu meiner Freude und zu

meinem Schrecken erkannte ich auch Edith am Arme Lord Lilburne's. Ich fühlte, daß mein Gang unsicher wurde und meine Wangen in Purpurröthe brannten. Es war nicht mehr möglich auszuweichen und ich suchte meine innere Aufregung so gut als möglich zu bemeistern. Ich grüßte Edith, als ich vorüber kam und wagte es, einen Blick auf sie zu werfen. Ihr Blick traf gerade den meinen und eine höhere Röthe stieg auf ihre Wangen, als sie meinen Gruß erwiederte. Ich blieb wie festgewurzelt stehen und blickte ihnen lange nach. Sie an Lilburne's Arm! Das war ein neuer Dolchstich in meine Brust. So jagte ein quälenderer Gedanke dem anderen den Sieg ab, bis ich vor meinem Hause stand. Doch in dem engen Raume meines Zimmers fand ich nicht die ersehnte Ruhe. Ich sah vor meinen Augen ein neues Bild, das mein eigenes Mißgeschick mir lebendiger vor die Seele führte. Agathe schien aus sich selbst getreten zu sein; die Dankbarkeit, die sie für Richard empfand, der für sie litt, schien einem anderen Gefühle Raum machen zu wollen; wenigstens schien es mir mehr als Dankbarkeit, was aus den Augen leuchtete, es spiegelte sich die ganze Seele in dem schönen braunen Auge und, sich selbst unbewußt, gab sie sich den neuen Regungen des Herzens hin. Richards sonst so kalte stolze Miene wurde freundlicher und milder, wenn er auf Agathe sah. Die theilnahmsvolle Engelsgestalt konnte nicht anders, als einen wohlthuenden Eindruck bei ihm hervorbringen,

Er mußte es bemerken, wie sein Blick sie vollkommen beherrschte, wie jedem seiner Worte sie aufmerksam lauschte, kurz, sich selbst zu vergessen schien und nur für ihn lebte. So flocht sich um Beide das unsichtbare Band der Liebe, das sie glücklich zu vereinen versprach. Wünschte ich auch Richard Glück, so konnte ich mich eines bitteren Gefühles nicht erwehren, wenn ich als Gegensatz die Leere meines Herzens und die folternde Eifersucht empfand. Die Besserung Richards ging mit schnellen Schritten vorwärts; mit jedem Tage fühlte er sich kräftiger und schon durfte er das Bett verlassen. Agathens Freude war gränzenlos, als sie zur Stütze dem Kranken ihren schwachen Arm bot, den er auch lächelnd annahm und die kleine Hand an seine Lippen drückte. Als ich wieder eines Tages von einer planlosen Streiferei zurückkehrte, fand ich Agathe an Richards Arm und mit freudenstrahlendem Gesichte begrüßte er meinen Eintritt.

„Theile meine Freude, Ernst," rief er mir entgegen, „Agathe ist mein!"

Das Mädchen barg verschämt das Gesicht an seiner Brust, während er sie mit Küssen bedeckte. Ich drückte nur schweigend Richards Hand und verließ schnell das Zimmer, um die Thräne zu verbergen, die gegen meinen Willen den Rand meines Auges benetzte. Ich konnte es nicht länger tragen, der Anblick der Glücklichen vergiftete vollends mein Leben. —

Unerwartet erhielt ich noch im Laufe des Tages einen Brief von meinem Vater. Er war krank und wünschte mich um jeden Preis in seiner Nähe zu haben. Obwohl mir eine Entfernung von diesem unheilvollen Orte wünschenswerth war, hätte ich es doch vorgezogen vor den Feind zu ziehen, um im Schlachtengetümmel mich selbst zu vergessen; doch auch wieder flößte mir der leidende Zustand meines Vaters Besorgniß ein und ich wünschte ihn wieder zu sehen.

Durch die Vermittelung des Gesandten wurde ich bald unter der Angabe eines triftigen Grundes entlassen und somit stand nichts mehr meiner Abreise im Wege.

Richard fühlte sich mit jedem Tage besser und durfte schon das Zimmer verlassen; das glückliche Gefühl, das er im Herzen trug, mochte seine Genesung auch beschleunigt haben. Mich von ihm zu trennen, fiel mir jetzt weniger schwer, denn ich verließ ihn in seinem Glücke. Agathe, nachdem Richard ihrer Pflege entbehren konnte, wurde auf sein Ansuchen unter Lady Erlington's Schutz gestellt, bis Warton die Erlaubniß seines Vaters zu der Heirath mit ihr aus London erhielte. Da sie, obwohl arm, aus einem alten deutschen adeligen Geschlechte stammte, so stand der Einwilligung seines Vaters nichts hemmend im Wege.

„Ernst," sagte Richard zu mir, als ich gerade meine letzten Sachen in den Reisekoffer legte, „es thut mir leid, von dir in diesem Augenblicke scheiden zu

müssen, wo du am meisten eines treuen Freundes bedarfst."

„Du kennst mich," erwiederte ich schnell, „eine allzu große Theilnahme würde mich fast verletzen. Ich liebe nicht Trost und kann das Mitleid des besten Freundes selbst nicht ertragen. Meinen Schmerz vergrabe ich am liebsten in meine Brust. — Doch noch einen sehr bitteren Schritt habe ich zu überwinden, ich muß meinen Abschiedsbesuch bei Lady Erlington thun; ich würde ein Zusammentreffen mit Edith um jeden Preis vermeiden wollen, denn noch den Hohn des Weibes zu sehen, dem man sein Alles willig geopfert hätte, das ist zu hart! Und doch, Richard, ich gestehe Dir meine Schwäche, dieses Weib, das mich so tief verletzte, ich liebe sie noch. Ich werde meinen Besuch so kurz als möglich machen und dann sage ich Lebewohl auf immer allen Träumen meines Lebens. Es gab eine Zeit, wo ich mich ungebunden dem Glücke hingab, doch Du sagtest recht: „Es reift keine Seligkeit unter dem Monde." Dein Stern war ein glücklicherer, als der meine, ich wünsche, er möge es auch immer bleiben. Wenn Du Edith siehst, so sage ihr — doch nein, sage ihr nichts, sie soll sich ihres Triumpfes nicht freuen, lasse sie glauben, daß ich sie vergessen werde."

Meine Koffer standen bald alle bereit und den nächsten Tag wollte ich mich einschiffen. Doch noch den unangenehmen Gang zu Lady Erlington mußte ich thun. Mit bangem Herzen trat ich den Weg dahin

an. Je näher ich dem Hause kam, um so stärker pochte mein Herz, so daß ich vor dem Thore einige Augenblicke stehen blieb, um Athem schöpfen zu können. Endlich ging ich die Stiege hinauf und überreichte meine Karte. Nach längerem Warten öffnete sich die Thüre, die nach Lady Erlington's Zimmer führte und Edith erschien auf der Schwelle. Ich wollte fliehen und war doch keiner Bewegung fähig, so blieb ich still wie festgewurzelt stehen, ohne sie anzublicken, Edith brach zuerst die peinliche Pause.

„Lady Erlington ist heute Morgen für den ganzen Tag verreist," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, „darf ich ihr Ihre Abschiedsgrüße überbringen?"

Ohne eine Antwort hervorbringen zu können, blickte ich sie an. Sie sah verlegen zu Boden, und hätte ich der ersten Stimme des Herzens nachgegeben, ich wäre zu ihren Füßen gestürzt, ihr zu sagen, wie glühend ich sie liebe, doch die zweite Stimme erweckte den Stolz des verletzten Mannes und, ohne etwas zu sagen, wandte ich mich zur Thüre. Edith machte eine schnelle Bewegung, doch einen Augenblick schien es, als kämpfte sie mit sich selbst, dann heftete sie das große Auge fest auf mich und sagte erröthend:

„Ernst, haben Sie mir gar nichts zu sagen?" Diese Worte aus ihrem Munde trafen mich wie ein Blitzstrahl. Was wollte sie damit sagen? sie war zu bewegt, um meiner spotten zu wollen. Sie schien meine Gedanken zu errathen, denn sie fügte schneller hinzu:

„Fürchten Sie nicht Spott — zu heilig achte ich Ihre Gefühle, um ein Spiel damit zu treiben — ein unglückseliges Mißverständniß — ich wähnte mich von Ihnen getäuscht. — Das Griechenmädchen — doch Sie sind schuldlos — können Sie mir vergeben?"

Ich trug es länger nicht; mit Heftigkeit schlang ich meine Arme um sie und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Ich kannte mich selbst nicht vor Glück, das theuere, angebetete Weib in meinen Armen. Ihr Herz schlug an dem meinen und ihre heißen Küsse brannten auf meinen Lippen. Die Welt vergaß ich um mich her, denn nur ein Gefühl durchströmte meine Brust. Die Qualen, die ich erlitt, schienen mir nur wie ein böser Traum, nach dem das herrlichste Erwachen winkte.

So, das theuere Weib an meinem Herzen, hätte ich Jahrhunderte an mir vorüberfliegen lassen und selbst künftiges Glück für diesen seligen Augenblick verpfändet!

„Du bist ein böser Mensch!" rief Edith sich meinen glühenden Küssen entziehend, „so zwangst Du mich zum Geständniß meiner Liebe."

„Wer verläumdete mich bei Dir, geliebtes Mädchen?"

„Der Diener fand die Griechin, die Du kauftest, zu Deinen Füßen und mir sprachst Du von Liebe. In dem Augenblicke, wo ich mich in Dir getäuscht wähnte, litt ich viel und es bedurfte meiner ganzen Kraft, den Schmerz zu verbergen. Ein glücklicher Zufall ließ mich

die wahre Geschichte erfahren, doch ich war nur halb glücklich, Du warst mir ja verloren! Da hörte ich von Deiner Abreise und beschloß, das letzte Mittel zu ergreifen. Ich wußte, Du würdest hier erscheinen, von Lady Erlington Abschied zu nehmen und erwartete daher Alles von diesem Augenblicke. Ich habe mich nicht geirrt, Du hast vergeben?"

Statt aller Antwort schloß ich sie nur fester an mein Herz, als sich die Thüre öffnete und Lady Erlington nebst Agathen auf der Schwelle erschienen.

„Bravissimo!" rief sie aus, „hier ist man verschwenderisch mit Küssen."

Ich war nicht wenig erstaunt, Lady Erlington, die ich verreist glaubte, plötzlich hier zu treffen. Edith lachte mir über meine Verwunderung in's Gesicht.

„Wie begriffstützig Du doch bist!" sagte sie, mich schelmisch anblickend, „man schickt die Leute auf Reisen, wenn man ihre Abwesenheit nöthig hat."

„So bin ich verrathen und verkauft?"

„Um ewig Sklave zu bleiben," erwiederte Lady Erlington.

Agathe stand etwas abseits und sah lächelnd auf uns. Sie hatte das schwarze Gewand schon abgelegt und trug ein weißes Kleid nach französischem Schnitt, und die schönen braunen Flechten, durch kein Tuch verhüllt, schlangen sich kranzartig um den glatten Scheitel.

„Hatte ich Recht, oder nicht?“ rief ich ihr zu, sie an meine Predigt auf dem Schiffe erinnernd, „was ist angenehmer, der schwarze oder der weiße Schleier?“

Sie schwieg lächelnd, doch die Antwort war deutlich in ihren Augen geschrieben.

Des nächsten Tages bestieg ich das Schiff, das mich wieder in die Arme meines Vaters zurückführen sollte, doch nicht ich allein verließ Konstantinopel, denn Edith war meine Reisegefährtin, Richard, Agathe, Lord und Lady Erlington gaben uns das Geleite und winkten uns vom Ufer, als das Schiff sich auf den Wellen zu wiegen begann, die herzlichsten Abschiedsgrüße zu. Mit welchen Gefühlen ich Konstantinopel verließ, läßt sich leicht erklären; es knüpften sich daran die bittersten und zugleich die schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Eines Lächelns jedoch konnte ich mich nicht erwehren, wenn ich an die großartigen Schlachten dachte, die ich Englands Fahne zu gewinnen half.

Doch, brachte ich auch keine Lorbeeren, so errang ich mir doch eine schönere Blüthe, als alle Lorbeerwälder der Welt, und sicher mochte kein Sieger mit seiner Krone sich glücklicher fühlen, als ich im Besitze Ediths.

Mein Vater, dessen leidender Zustand sich wieder gebessert hatte, empfing seinen Sohn und seine neue Tochter mit offenen Armen. Jetzt war er gewiß, mich nie wieder zu verlieren, da solch ein schönes Band mich an die Heimath fesselte.

Einige Wochen, nachdem Hymen uns auf ewig verbunden, erhielten wir auch die nahe Vermählungsanzeige Richards mit Agathen.

Warton mußte seines Armes wegen den Kriegsdienst aufgeben und bereitete sich zur Rückkehr nach England.

„Ihr seid prächtige Helden!“ rief Edith lachend; „der Eine wird kampfunfähig, noch ehe er vor den Feind tritt und der Zweite erliegt bei der Jagd auf türkische“ ... Ich verschloß ihren Mund mit Küssen.

„Warum müssen wir gerade Syrenen begegnen, und wer kann sich rühmen, immer Ulysses zu sein?“

Die Wohlthat.

Von Karl Egon Ebert *).

„Wohlthat hab' ich freudig geübet,
War dem Unglück immer gewogen;
Aber innerst bin ich betrübet,
Denn zu oft schon ward ich betrogen."

„Wo ich Lieb' und Antheil säte,
Rettend, helfend jedem Verlangen,
Ist mir in dem schlechten Beete
Wuchernder Undank aufgegangen."

„Fruchtlos hab' ich Mühe verwendet,
Hilf' und Belehrung ging in die Winde,
Gold und Gefühl, sie waren verschwendet,
An den Leichtsinn oder die Sünde."

*) Aus dem Manuskripte: „Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes."

„Unter Fünfzigen, die ich erhoben
Aus dem Sumpf von tiefem Falle,
Blieb kaum Einer heute noch oben,
Wieder fielen die Andern alle.“

„Solche, die ihr Gut versperrten,
Hatten doch nicht der Täuschung Leiden;
Ich auch will mich jetzt verhärten,
Meine Habe nimmer vergeuden!“ —

„Freund, o Freund, was muß ich hören!
Hart und fühllos wolltest Du werden,
Wolltest ab das Edle schwören,
Weil es nicht immer wirkt auf Erden?“

„Sollten wir nimmer Saaten streuen,
Weil sie oft uns wieder verderben?
Sollten Bäume zu pflanzen scheuen,
Weil sie häufig im Keime sterben?“

„Magst Du von allen Früchten keine,
Weil Du in vielen Würmer gefunden?
Findest Du endlich eine reine,
Wird sie Dir um so besser munden.“

„Jüngst erzähltest Du selbst mir heiter,
Daß oft Pferde Dich warfen nieder,
Aber Du bist ein kühner Reiter
Und Du reitest doch immer wieder.“

„Freund, o Freund, nicht werde mir lauer,
Weil Dir verdorben des Wohlthuns Früchte,
Forsch und prüfe nur etwas genauer,
Rücke Dir Alles näher zum Lichte.“

„Wenn Du sä'st, so wähle nur Samen,
Der da gut und fähig zum Keimen,
Pflücke nicht Früchte, die Andere nicht nahmen,
Suche die besten dir auf den Bäumen.“

„Wähl' ein Roß, das fromm und geduldig,
Kein's von widrigen Eigenheiten,
Wirst es Dich ab, so ist's nicht schuldig;
Aber Du kannst ein besseres reiten.“

„Und wenn Arme Du willst beschützen,
Woll' erst über sie Dich belehren,
Denn Du könntest ja Anderen nützen,
Die der Gabe würdiger wären.“

„Hast Du aber Alles erwogen,
Und es wollt' auch dann nicht gelingen,
Denke: daß Du Dich selbst belogen,
Dich gefangen in eigenen Schlingen.“

„Unter fünfzig Dürftigen, sagst Du,
Habe sich Einer bewährt von Allen,
Und die Schaar der Andern, so klagst Du,
Sei dem Elend wieder verfallen.“

„Weißt Du auch, wie bitter die Lage
Dieser neu Gefall'nen gewesen?
Hast Du mit ihnen gelebt die Tage,
Konnten sie vielleicht nicht genesen?

„Aber wär' es auch nur der Eine,
Den Du warm und sicher gebettet,
Dieser freue genug Dich alleine,
Einen Menschen hast Du gerettet!"

„Schütte den Ueberfluß aus den Händen,
Rettest Du Hunderte nicht vom Falle,
Ist Dein Ausstreu'n doch kein Verschwenden,
Einer gilt und lohnt Dir für Alle."

Gedichte.

Von G. W.

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst so liebend sprach,
Wenn des Herzens Schlag geendet
Und das Aug' im Tode brach,
In des Todesengels Wehen
Tönet uns ein Himmelswort:
„Wiederfinden! Wiedersehen!
Ist der Seele Glaubenshort!"

Wenn ein Freund sich von uns wendet,
Scheidend lieget Hand in Hand,
Wenn der gold'ne Traum geendet
Und gelöst das schöne Band, —

In des bitter'n Scheidens Wehen
Tönet uns ein Himmelswort:
„Wiederfinden! Wiedersehen!
Ist der Seele Hoffnungshort!“

Wenn das Leben uns auch spendet
Thränen oft und Trennungsschmerz, —
Wenn der Blick nur stets sich wendet
Zu dem Vater himmelwärts, —

Aller Gram muß ja vergehen,
Tönet uns das Himmelswort:
„Wiederfinden! Wiedersehen!
Ist der Liebe Trosteshort!“

Die Waldkapelle.

Der Mond herab vom Himmel blickt
In frischem grünen Lenze,
Gar freundlich er hinunternickt
Auf all' die blüh'nden Kränze.

Mit Silberglanze er umzieht
Die Bäume rings im Haine,
Die frühlingsfreudig sind erblüht
In duftig weißem Scheine.

Der Mond am Himmel weiter geht,
Ihn zieht's mit Liebesneigen

Zu einem Baume, welcher steht
Im blüthenreichen Reigen.

So jung und schlank der Baum noch ist,
So reich an zarten Blüthen;
Der Mond ihn scheidend freundlich grüßt,
Möcht' ihn so gerne hüthen.

Und Tage kommen, Tage geh'n;
Der Mond in klarer Helle,
In Sommers glühend heißen Weh'n
Steht an derselben Stelle.

Und an den Baum im Blüthenhain
Der Mond er denket wieder,
Und seinen hellsten Silberschein
Wirft in das Thal er nieder.

Dort steht der Baum, — ein üppig Zelt,
D'rin Vöglein froh sich wiegen;
Wer hat die Früchte wohl gezählt,
Die ihn zur Erde biegen.

Er steht in reicher Schönheit Pracht
Labt rings mit kühlen Schatten;
Der Mond gar stille niederlacht, —
Zieht weiter auf den Matten.

Und wieder mancher Tag entschwand,
Der Mond auch kehrte wieder,

Und auf das herbstgefärbte Land
Blickt sinnend still er nieder.

Der Baum — er steht nun fruchtberaubt
Noch in den alten Räumen;
Doch karg mit gelbem Blatt belaubt
Kann er vom Lenz — nur träumen.

O wie durchweht der Wind ihn rauh! —
Dem Mond — ihm wird so bange;
Still seufzend birgt in Wolkengrau
Er seine blaße Wange.

Und nochmals steht auf selber Höh'
Der Mond im Sterngewimmel
Und auf das Land bedeckt mit Schnee
Schaut er vom blauen Himmel.

In weißes Grabtuch eingehüllt,
Im eis'gen Leichenkleide,
Liegt nun — des Todes kaltes Bild —
Im Schlafe Wald und Haide.

Der Mond — er nach dem Baume blickt
Herab in tiefer Trauer;
Von All' dem, was ihn einst beglückt —
Was ließ der Winterschauer?

Die Blätter hat der Wind verweht,
Die Früchte sind genommen!

Was wird ihm nun sein Blüthenbeet
Entschwund'ner Freuden frommen?

Doch wie der Mond den dürren Baum
Betrachtet wehmuthsinnig,
Erglänzet in des Stammes Raum
Ein Bildchen zart und sinnig.

Die Mutter ist es mit dem Kind,
Die Jungfrau hold und reine,
Die in des Baumes Herzensrind'
Verwahrt in sich'rem Schreine.

Die äußern Reichthums üpp'ge Füll'
Verbarg in frühern Tagen,
Was unter grüner Blätterhüll'
Der Baum im Herz getragen.

Die Blüthen, die der Lenz gebracht,
Die Frucht, die Sommer spendet,
Es hat der Herbst in einer Nacht
Dem Baume sie entwendet.

Doch selbst des Winters eis'ger Frost
Konnt' nicht dem Baume rauben,
Was er als süßen Himmelstrost
Bewahrt im Herzens Glauben.

Ob jeden Schmuckes er entbehrt,
Es hat die kleine Stelle

Das heil'ge Gnadenbild verklärt
Zur stillen Waldkapelle.

Der Mond — er hat im Silberschein
Den Baum mit Glanz umzogen,
Und aus dem friedlich stillen Hain
Ist zögernd er gezogen.

Doch in dem Baume hat gelebt
Das Bild von Uns'rer Frauen,
Bis von des Todes Hand erbebt,
Der Baum ward umgehauen.

In der Fremde.

Ich möchte heim in die bekannten Räume!
Ich möchte heim, die Freunde wiederseh'n!
Ich möchte heim, wo der Erinn'rung Träume
Aus jedem Blatt in Wehmuth mich umweh'n.

Ich möchte heim, wo süße Vogelsänge,
Wo nicht so heiß der Strahl der Sonne sticht,
Wo um mich tönen traute Heimathsklänge,
Wo man die Sprache meiner Kindheit spricht!

Ich möchte heim, wo in geweih'ten Hallen
Das Volkes Sang in Andacht sich erhebt,
Wo einend sich, die Töne aufwärts wallen,
Im Orgelklang des Domes Bau erbebt.

Ich möchte heim, wo meine Todten liegen,
Ich möchte heim zu der geliebten Gruft!
Doch kann die Erdenheimath wohl genügen
Dem Geist, den Himmelssehnen heimwärts ruft.

Er möchte heim zum ew'gen Wiedersehen,
Wo Trennungsweh kein liebend Herz mehr bricht,
Er möchte heim zu jenen Himmelshöhen,
Wo ewig thront der Liebe gold'nes Licht!

Er möchte heim, wo leuchtend hell der Glaube
Den Kelch der Gnade hält im Strahlenglanz,
Er möchte heim zur immergrünen Laube,
Wo Hoffnung reicht als Lohn den Siegeskranz.

Er möchte heim zum schönen Heimathslande,
Er möchte heim an's treue Vaterherz!
Doch fesselnd halten, ach! des Körpers Bande
Die Seele fest in Erdenlust und Schmerz.

O, führ' mich heim! mag auch der Staub wohl zagen,
Send', Vater, mir den Himmelsboten zu
Und still' des Herzens heißes sehnend Schlagen,
Führ' ein den Geist zur stillen Heimathsruh'! —

Gedichte.

Von F. W. Welleba *).

An die Freundin.

Die ich einzig auserwähle,
Die mir Alles, Alles ist,
Dir geliebte schöne Seele,
Der die Freudenthräne fließt,

Dir gelobe ich auf's Neue,
Was mein Herz schon lang empfand,
Ewig felsenfeste Treue,
Meiner Liebe Unterpfand.

Was du jüngst mir zugeschworen,
Bring ich in Erinnerung,

*) Der als religiöser Schriftsteller und Gründer des Auferstehungsfestes auf dem kleinseitner Friedhofe allgemein geachtete Verfasser ist den 4. Juni 1858 in Prag gestorben.

Du nur bist für mich erkoren,
Und mich hebt Begeisterung.

Lieb' um Liebe! Treu' um Treue!
Dieß sei unser Losungswort,
Uns'rer Herzen heilige Weihe
Wie hienieden, so auch dort.

Nachtgedanken auf einem Friedhof.

I.

Dieß ist die Flur, wo die Geliebten
Im Leichentuche Ruh' umfängt,
Wo die im Staube schon Zerstiebten
Kein eisernes Verhängniß drängt,
Wo sich verwandelten in Schlummer
Der Erde wilder Schmerz und Kummer.

Ich blicke rings, und nied're Hügel
Erheben sich im Mondenlicht,
Den Sterblichen zum steten Spiegel,
Daß jeder Stab des Wanderers bricht,
Der Täuschung Flitter all' erblassen,
Weltherrlichkeiten uns verlassen.

Seid mir gesegnet in den Tiefen,
Die leicht die Muttererde drückt,

Die nach des Lebens Kampf entschliefen,
Bis der Posaune Ruf euch weckt,
Um Kranz und Krone zu empfangen
Mit heilig zitterndem Verlangen.

Was kann Erinnerung euch weihen?
Der Sehnsucht Thräne rieselt bang,
Sie läßt auf Gräber Veilchen streuen
Im aufgelösten Seelendrang.
So nehmt die heilig fromme Gabe
Zum Opfer hin auf eurem Grabe!

II.

Nimmer kann die Welt uns geben
Im Geräusch und Flitterleben,
Was die Seele hier nur fühlt,
Wo dem Schweiß und Kampf entbunden,
Ausgeblutet alle Wunden,
Nie der Schmerzen Stachel wühlt.

Darum sei gepriesen Boden,
Wo ein heil'ger Friedensoden
Dich, o Gottessaat, umweht,
Die der Herr des Lebens säte,
Eines Schnitters Sense mähte,
Und einst garbenreich ersteht.

III.

Die Morgen- und die Abendglocke
Ertönt so bald dem Sterblichen,
Schnell bleicht des Hauptes dunkle Locke,
Kurz ist das Ziel des Endlichen;
Schon hat er seine Bahn durchschritten,
Der müde Pilger ausgestritten.

Doch schön ist sie die schöne Sitte,
Die Opfer still auf Gräber legt,
Verwesung ehrt mit frischer Blüthe,
Wenn's in der Brust sich ahnend regt,
Ein Sinnbild, daß wir einst erstehen,
Wenn Gottes Odem uns umwehen.

IV.

Kranz und Thräne auf dem Grabe,
Ach, zur letzten Todesgabe
Der Geschiedenen sind geweiht.
Blumen, die Empfindung streute,
Werden leichten Zephyrs Beute,
Morgen, morgen, wo nicht heut:
Aber immer Tiefgefühle
Dargebracht zum schönsten Ziele,

Deiner Herzen reines Opfer,
Gott geweiht!

V.

Ueber lange Gräberreihen
Wallen fromme Pilger hin,
In dem Auge leuchtet Hoffnung,
Auf der Wange Gluthergliih'n;
Sanfte, milde, heil'ge Perle,
Gleite still auch sie herab,
Und du andachtsvolle Lippe
Segne jedes werthe Grab!

O wie schön, wenn die Erinnerung
Blumen auf die Hügel streut,
Liebe der begrab'nen Liebe —
Der Empfindung reinste weiht!
Solche Opferung verschmähet
Nicht der Richter seiner Welt,
Der der Menschheit Thaten wäget,
Ueber sie das Urtheil fällt.

Fata morgana.

Prager Sage von W. F. Welleba.

Es war im Jahre 1571 den 20. Juli, als sich nach Mitternacht ein furchtbarer Sturm erhob, und die Bewohner der Neustadt durch sein donnerähnliches Brausen aus dem tiefsten Schlafe schreckte. Als die Erwachten an die Fenster eilten, um sich zu überzeugen, was es gäbe, gewahrten sie eine unabsehbare Reiterschaar, welche von der Brenntengasse zu der Kirche Corporis Christi, an ihr vorüber, zu dem Kloster Skalka dahinzog. Die Reiter schwangen ihre mit Blut gerötheten Waffen, und ihnen folgte langsam ein bedeckter, mit Eisen beschlagener Wagen ohne Räder. Die Erde dröhnte unter seiner Last, und die Gebäude zitterten, an denen er vorüberzog. Acht Männer von riesiger Größe begleiteten ihn und ihre klirrenden Sporen tönten weithin durch die Nacht. Als der lange, geisterähnliche Zug zu Ende des Neustädter Marktes kam, stieg plötzlich eine Feuersäule in der

Nähe der Corporis Christi Kirche empor und beleuchtete eine große Anzahl Kisten, welche auf einen herbeirollenden Wagen geladen wurden. Dieser jedoch folgte der Reiterei nicht, sondern fuhr zurück nach dem Rathhause. Nun erhob sich neuerdings ein gewaltiger Sturm, und Alles verschwand, bis auf helle dahinziehende Wolken, welche einen Wagen mit sich zu führen schienen, der noch in der Morgendämmerung sichtbar war.

Viele der Bewohner, welche diese Erscheinung erblickten, erkrankten vor Schrecken und Entsetzen, und mehre derselben wurden sogar eine Beute des Todes.

Palmen und Veilchen.

Eine Skizze von Julius Gundling.

I.

Luise Schlehen führte ein trauriges Witwenleben. Dem Gatten, an welchem ihr Herz mit der Innigkeit der ersten Liebe gehangen, war ihr Kind in das Grab gefolgt, das einzige Pfand der kurzen Ehe, der Liebling ihrer Seele. Luise war allein — allein mit ihren Thränen — dieses Leben hätte die Arme langsam vernichten müssen — da trat der Engel des Friedens an ihre Seite, welcher nie fern steht den Thränen der Verlassenen und fächelte sie an mit seinen himmlischen Palmen.

Einmal, als Luise wieder da saß in schwermuthsvolle Gedanken versunken, und der Gram der Seele ihr Haupt knickte, daß es matt niederfiel auf die stützende Hand, war es ihr auf einmal, als hörte sie die Stimme ihres Kindes. Sie zuckte von ihrem Sitze empor — draußen dämmerte es — Schauer gingen über

ihren Körper. Da ließ sich wieder die Kinderstimme hören — Luise erhob sich beklommenen Herzens und horchte; die Stimme drang durch die Wand, das Kind mußte in dem Zimmer nebenan sein, welches jedoch schon zu dem benachbarten Hause gehörte. Luise stand wie festgebannt auf der Stelle. Das Weinen des Kindes war ihrem Ohre, ihrem Herzen Musik, sie glaubte immer ihr eigenes, längst begrabenes Kind weinen zu hören. Es kam in diesem Augenblicke wie eine Glückesahnung über sie, nicht anders dünkte es ihr, als ob ein Theil des schweren Kummers von ihrem Herzen genommen worden wäre. Erst als das Kind verstummte, wurde Luise wieder traurig, aber lang nicht mehr so traurig, wie sie ehedem gewesen. Sie dachte die ganze Nacht über an das Kind, sie freute sich auf den Morgen, freute sich auf den Augenblick, wo sie seine Stimme, sein Weinen wieder hören würde. Vom frühen Morgen an ging sie auf den Fußspitzen durch ihr Gemach, um ja das liebe Stimmchen nicht zu überhören. Und als es plötzlich an ihr Ohr schlug, lächelte sie. Fortan entspann sich ein eigenthümliches Stillleben in ihrer Witwenklause. Wenn das Kind zu weinen anhob, schlich Luise leise an die Wand und begann ein förmliches Zwiegespräch mit demselben. Mit ihrer zärtlichsten Stimme rief sie:

„Was hast du denn, mein liebes, kleines Kätzchen? Nun warum weinst du denn? Haben sie dir etwas gethan, die bösen Leute? — gewiß, sie haben dir

weh gethan! die Schlimmen! aber warte nur, mein Püppchen, wir wollen es ihnen schon wieder vergelten — also weine nicht mehr — sei hübsch ruhig, liebes Kätzchen — so — so."

Und nicht anders, als hörte und verstände das Kind die besänftigende Ansprache, ging es aus seinem bitterlichen Weinen in ein Schmollen über, und wurde endlich ganz ruhig, worüber Luise ihre herzliche Freude hatte.

Immer inniger wurde dieser Rapport zwischen beiden, ohne daß Luise das Kind gesehen hätte. Obschon es die Freude und das Glück ihres Lebens ausmachte, kannte sie es doch nicht. Aber sie war von dem brennenden Wunsche beseelt, das Kind sehen, es herzen und küssen zu können. Oft schon war sie auf dem Wege gewesen, um sich zu erkundigen, wer nebenan wohne, um dann einzudringen und ihren unbekannten Liebling an's Herz zu drücken — immer aber verwarf sie den Gedanken wieder, da es ihr indiskret schien, zu fremden Leuten mit der naiven Bitte sich einzudrängen: „Zeigt mir euer Kind!"

II.

Die Liebe zu dem Kinde hatte Luisens Herz der Freude, dem Glücke und auch dem anpochenden Frühlinge geöffnet. Draußen lachte der erste Lenztag.

„Ich werde hinausgehen mir einige Veilchen zu holen für mein stilles Gemach!" lächelte Luise, als

sie der warme Sonnenstrahl so lockend umhüpfte. „Was macht denn mein Kindchen, ist es fein ruhig?“ Und auf den Zehenspitzen schlich sie der Stelle zu, wo sie immer der Stimme des kleinen Weltbürgers lauschte. Mochte sie aber selbst das Ohr an die Wand legen, an welcher die Wiege des Kindes stehen mußte, sie konnte doch keinen Athemzug erlauschen. „Kindchen ist ausgegangen!“ lächelte sie vor sich hin, „und Mütterchen wird auch ausgehen, wird dem Kindchen einige duftende Veilchen bringen!“ Und nicht anders, als reichte sie wirklich dem Kinde den Veilchenstrauß, war es ihr in diesem Augenblicke zu Sinn, sie sah das Lächeln des Kindes, sah wie es die kleinen Aermchen dem Sträußchen entgegenstreckte, und aufhüpfte vor Freude, und Luise klaschte vor Freude und Lust selbst in die Hände.

Immer weiter und weiter lockte sie der Frühlingstag — dort am Bachesrande blickte es blau hervor, ja, wirklich es sind Veilchen, und mit einem Freudenrufe eilt sie zur Stelle, und indem sie die duftenden Blüthen pflückt, lispelt sie: „Für mein Kindchen!“

Jetzt bindet sie die Blumen zum Sträußchen — da plötzlich dringt es an ihr Ohr, wie das Stimmchen des Kindes — so süß, so wohlbekannt. „O mein Gott, mein Kindchen ist da!“ flüstert Luise zitternd vor Freude und blickt um sich — dort, nicht weit von ihr am anderen Ufer des Baches steht ein Weiden-

baum — ein Weib bemüht sich ihn der Palmen zu entkleiden — sie hält ein Kind im Arme — Luise stürzt auf dasselbe zu — sie sieht es an mit unbeschreiblicher Freude, und auch das Kind heftet seine hellen, großen, blauen Augen auf sie und lächelt. Luise vermag nichts zu sprechen, sie hört mit Wonne das freudige Lachen des Kindes, und indem die Thränen aus ihrem Auge brechen, reicht sie dem Lieblinge die Veilchen hin, die sie gepflückt. Und das Kind streckt, zitternd und hüpfend vor Freude, die Aermchen darnach aus, ganz so, wie sie es geträumt. Und immer noch lächelt das Kind, selbst als Luise es der Mutter weg nimmt, an ihr Herz es drückt, es mit Küßen bedeckt.

„Ist das Ihr einziges Kind, liebe Frau?“ fragt Luise die fremde Frau.

„Mein einziges — ich bin eine arme Witwe, und habe Mühe, dieses eine zu ernähren. Sie sehen, gnädige Frau, daß ich hier meinem Leben nachgehe, indem ich Palmen suche.“

„Möchten Sie mir nicht das Kind überlassen?“ fragt Luise hastig, zitternd fast eine abschlägige Antwort hören zu müssen. „Ich will seine Mutter sein, und Sie, Sie können es täglich, stündlich sehen und liebkosen. Sie wohnen ja neben mir!“

„Wenn ich es sehen kann, wann ich will,“ meinte die arme Frau nach einigem Kampfe.

„Sie geben es mir — o seien Sie tausendmal gesegnet!“ jubelte Luise, und indem heiße Thränen ihren Augen entstürzten, flüsterte sie nur: „Mein liebes, liebes Kindchen!“

Der Sonderling.

Novelle von J. B—e.

Sommernacht war's, eine schöne Nacht eines der Natur gelungenen Sommers, lau in den Ebenen und Thälern, kühl — aber nicht rauh — auf den Bergen, als eine zahlreiche Gesellschaft in der sogenannten Kapelle auf der Schneekoppe lagerte, die — wenn auch deßhalb eigentlich nicht als eine Gesellschaft zu betrachten, weil sie sich zu kleinen Trupps zusammengefunden — doch dort oben zu einer solchen wurde, denn man pflegt sich näher zu kommen, je entfernter man von der großen Welt sich befindet. Sonderbar ist es, daß man je nach der Höhe, in welcher man über den Meeresspiegel gestiegen, wärmer fühlt, wärmere Herzen findet. — Aber die Temperatur der Luft unterschied sich bedeutend da oben von der in den lauen Thälern und wer nicht gut mit Ueberkleidern versehen war, dem war kalt im nächtlichen Lager, denn 5000 Fuß machen einen be-

deutenden athmosphärischen Unterschied. — Im unteren Raum der Kapelle war Alles von Männern dicht belagert; die Damen befanden sich oben.

Alles war still und dunkel in dem kleinen, einst Gotteshaus gewesenen*) Wirthshause. Alle schliefen, außer einem, ein junger Mann, der eben das kräftigere Mannesalter erreicht hatte und der, während jenes sonderbare Geräusch — vom kaum hörbaren Athmenholen bis zu den ersten, leiseren Tönen des Schnarchens, welches der Schlafenden ununterbrochenes Fortleben beweist — den Raum erfüllte, schlaflos da lag und selbst nicht wußte, was ihn eigentlich beunruhigte. — Sollte er es wirklich nicht wissen? — Vielleicht die dünnere Luft auf jener Höhe, denn er wendet sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Lauschen wir seinem Flüstern, welches sich wie Blasen seines gährenden Herzens den Lippen entstiehlt, während er eben — die Absicht des Schlafens aufgebend — den Kopf auf der Hand und den Arm auf dem Lager gestützt, mit wenigen Zügen der Erinnerung die Conturen seines bisherigen Lebens derart zeichnete, daß man solches gleich einer flüchtig hingeworfenen psychologischen Figur vor sich erblicken konnte.

„Mit welchem Muth, mit welchem Streben lebt man sich in's Leben kühn hinein und jagt gehofftem Glücke nach?" So begann sein kurzes Selbstgespräch;

*) Gegenwärtig ist die Kapelle auf der Schneekoppe wieder als solche geweiht.

dann fuhr er tief Athem holend fort: „Wie findet man das Glück, von dem als Kind schon einem träumt, das man als Knabe erhofft, als Jüngling zu erreichen trachtet und noch als Mann nicht aufgeben will, ohne es doch je erreichen zu können?... Ich wollte eine Reise zur Erholung von den Sorgen der Geschäfte und der — Liebe machen... Der Liebe? — närrisches Zeug! Wie kann denn Liebe einem Manne Sorge machen? — Und doch machte ich diese Reise, um Marie zu vergessen.... Sie ist arm und ich — bin Geschäftsmann; es war nicht recht, sie an mich zu fesseln. Ich machte diese Reise, um mich zu zerstreuen, mich abzulenken.... Womit wird aber sie, die Arme, sich zerstreuen? — Sie, die nicht reisen kann, die in der Einförmigkeit des Lebens, bei täglich gleichen Beschäftigungen die gleichen Gedanken nährt? — Vielleicht kann auch sie in dieser Nacht den Gott nicht finden, der so süß betäubt und stärkt, den Gott des Schlafes — des Herzens Ruhe." —

Die frühere tiefe Stille währte für längere Zeit ununterbrochen fort, denn da oben hört man nicht das nächtliche Geräusch der Stadt- oder Dorfwächter, keinen Laut der Hausthiere, kein Rauschen des Wassers, und wenn es in der Luft sturmlos-ruhig ist, so ist's, als müsse man alles Regen und Bewegen vergessen. — So blieb es eine lange Zeit.

„Meine Herrschaften, die Sonne kommt!" tönte plötzlich eine starke Männerstimme durch den dunklen Raum und ein vernehmbares mä-

ßiges Regen und verändertes Athemholen der Schlafenden zeigte an, daß die Stimme gleichsam empfunden, aber doch nicht eigentlich gehört worden sei, denn man nahm noch keineswegs die gehörige Notiz davon, sondern mehre der Schlafenden wandten sich nur auf die andere Seite. Nur jener junge Mann, dessen Selbstgeflüster wir belauscht und dem diese Anzeige sehr willkommen kam, richtete sich zur Hälfte auf und erwartete ungeduldig das Aufstehen der übrigen Gäste der Kapelle, die aber dazu nicht sonderlich geneigt schienen, denn das Athmenholen nahm wieder den Charakter des Weiterschlafens an. — Da ertönte eine wohlklingende Damenstimme auf dem Chore, und die Worte: „Emma, die Sonne kommt!" machten einen eigenthümlichen, ihm selbst unerklärlichen Eindruck auf den jungen Mann, den wir Eduard Menter nennen wollen.

Eduard hatte spät Abends, als die Damen sich schon auf das Chor zurückgezogen hatten, die Koppe erreicht; daher der größte Theil der Gesellschaft ihm noch unbekannt war. War es nun der Umstand, daß die Kunde der Anwesenheit der Damen überhaupt ihn überraschte, oder hatte die erwähnte Stimme an sich etwas so Eindrucksvolles, daß derselbe sich davon ergriffen fühlte; genug, er konnte sich eines drängenden Verlangens, jene Dame zu erblicken, nicht erwehren.

„Die Sonne geht auf!" durchhallte es von der ersteren donnernden Männerstimme verstärkten Tones durch die Wölbung und dießmal erhebt

sich — der Eine schneller, der Andere langsamer — Alles vom Lager, um den Zweck der beschwerlichen Bergreise nicht noch am Ziele zu versäumen. — Man machte kurze Toilette und begab sich hinaus, wo am Morgenhimmel der rubin-goldene Streifen breiter und breiter wurde, bis die majestätische Königin des Lichtes und der Wärme in göttlichem Glanze sich erhob, als täglich neuer Beweis der unnennbaren Größe des Schöpfers, bei dessen bloßer Erkenntnißahnung sich jeder seiner alltäglichen, kleinlichen Anschauungsweise entrückt fühlt, und ergriffen wird von der Selbsterkenntniß eigener Unbedeutenheit.

Während so der Sonne volle Scheibe die Gebirgshöhen umstrahlte, eine nach der anderen aus dem Dämmerdunkel treten ließ; während die anfangs so langen Schatten kürzer und kürzer wurden und die großen Thäler mit den laubdurchflochtenen Städten und Dörfern, den hellfunkelnd gleitenden Bächen immer deutlicher und deutlicher dem in Entzücken versunkenen Beobachter sich allumher aufthaten, während dieser Zeit hatte Eduards Unruhe und auch der Gedanke an die melodische Frühstimme sich verloren und dem Anschauungsversinken Raum gemacht. Als aber nun die Sonne denjenigen Standpunkt erreicht hatte, der — als nicht mehr so dem bezaubernden Schauspiel des Aufgehens angehörend — Geist und Gemüth wieder aus wogender Begeisterung zu ruhigerem Betrachten übergehen ließ, da dachte er auch wieder an die Gesellschaft. — Als er um sich sah, umstanden

ihn lauter unbekannte männliche Gesichter, unter welchen er vergebens seine beiden Reisegesellschafter suchte. Er hatte nämlich Tages zuvor in den sogenannten Gränzbuden einen Geologen und einen Botaniker kennen gelernt, die mit ihm die Reise hinauf gemacht hatten, was ihm anfangs recht angenehm gewesen, bald aber doch etwas langweilig wurde, wie jedem begreiflich, der irgendwohin — wenn auch nur ein einzigesmal im Leben — mit einem Botaniker oder einem Geologen eine Landpartie gemacht hat. Auch auf der Koppe hörte das Suchen nach Pflänzchen oder Steinbröckeln noch nicht auf, weßhalb auch Eduard seine beiden Freunde schon so zeitig vermißte; denn so wenig Hoffnung auch der Botaniker haben konnte, auf diesem steilen Steingerölle Pflanzen zu finden, so suchte er dennoch darnach und der Geologe suchte Veilchensteine*).

Da man sich auf diesem Riesenkegel leicht wieder zusammenfindet, so hatte auch Eduard seine beiden Reisegefährten bald gefunden; aber, mit dem Botaniker etwas zu suchen, was nicht ist, und mit dem Geognosten tausend Steinchen zu betrachten, merksam daran zu riechen, konnte ihn unmöglich unterhalten, daher er zum Eingang der Kapelle bald zu-

*) Kleine runde Steine, die mit andern kleinen Steinen viel Aehnlichkeit haben, und — mit Zuhilfenahme der Fantasie — wie Veilchen riechen, heißen „Veilchensteine," und werden auf der Schneekoppe gesucht. —

rückkehrte, um wo möglichst die Inhaberin jener metallreichen Stimme — die ihm durch's Herz gegangen, kennen zu lernen.

Günstiges Geschick! — Kaum die Kapellenthür erreicht, hörte Eduard dieselbe reine Stimme wieder und kaum von, ihn sonderbar erregender Freude ergriffen, trat die junge Dame aus der Thür in's Freie ihm entgegen. — Sie war in der That schön; — oder war's die Morgensonne, die sie so schön machte? — Wie ein schüchternes Sinnbild der Pracht, das eben aus seiner Umhüllung frei wird, trat sie vor ihn hin. Ihr Anzug und ihr feiner Anstand, die Haltung ihres ganzen Körpers verriethen Wohlstand und feine Erziehung; ihr mildblickendes Auge, — Sanftmuth.

Wo blieb die Erinnerung an Marie, beim Anblick dieser neuen, Eindruck bedingenden Erscheinung?

Vielleicht hätte Eduard sich im Anblick der jungen Dame vertieft, vergessen, herzensverloren, wenn nicht hinter ihr her ein ganzer Schwarm Alltagsmenschen, Damen und Herren, gekommen wäre. Die ganze Gesellschaft war eben im Begriff die Wanderung über den Kamm des Hochgebirges anzutreten und dem überraschten Eduard Menter wäre nichts geblieben, als neuer Stoff zu nächtlichen, lebensphilosophischen Träumereien, wenn nicht einer der zur Gesellschaft gehörenden Herren ihn freundlich aufgefordert hätte, sich ihnen anzuschließen und die Gebirgspartie mit zu machen, was dieser mit froher Bereitwilligkeit annahm. Schnell wurden seine beiden Freunde gerufen und

fort ging es in den heiteren Morgen hinein, das lachende Hirschberger Thal zu Füßen, die liebe helle Sonne in der Höhe und von der leichten sauerstoffreichen Luft umgeben, die durch des Athmens Mittelbarkeit auf das Gemüth so Heiterkeit durchströmend wirkte, daß eine seelenvolle Stimmung die ganze Gesellschaft ergriff und jene freie gottgefällige Lust in der Gesellschaft herrschte, die nach Jahren noch gern in der Erinnerung festgehalten wird.

In größerer Gesellschaft hat man bekanntlich zunächst auf diejenigen Personen Rücksicht zu nehmen, mit welchen man in solche eingetreten ist, weßhalb Eduard seine beiden Gefährten nicht gern verlassen wollte, so sehr auch eine Person der größeren Gesellschaft sein Interesse in Anspruch nahm. Aber er erkannte dieses Vorhaben bald als eine Art von Opfer, denn seine beiden Gefährten blieben fortwährend zurück; der Botaniker, Stengelchen mit einem Paar Blättchen abreißend, der Geolog mit seinem Hammer — nach längerem Suchen — ein Stückchen Felsen abschlagend. Auch konnte ihnen Menter schwer entwischen, denn sie wußten ihn fortwährend mit dem Aufgefundenen zu unterhalten. Das Wichtigste, was der Botaniker ihm mitzutheilen hatte, war, daß er Tages zuvor in den untern Wäldern ganz zufällig ein herrliches Exemplar der höchst seltenen schwarzen Eidechse (Atropis nigri mihi) gefunden habe; sie sei sammetartig, mit glänzendem Bauch, bläulichem Schimmer, habe quadratliche Schilder; an den Hinterfüßen kei-

nen Kiel, aber an den Zehen scharfe Krallen. — Eduard gab sich alle Mühe darüber zu erstaunen, obgleich diese Beschreibung der wunderschönen schwarzen Eidechse keineswegs geeignet war, ihn von dem Bilde der noch wunderschöneren zarten weißen Dame abzulenken. „Das war unten im Thale," sagte Eduard, um doch überhaupt etwas dazu zu sagen. „Warum besteigt man aber so hohe Berge, um mühsam Pflänzchen zu suchen, die doch gewiß unten ebenfalls und leichter zu finden sind?"

„Weil es Pflanzen gibt, welche menschliche Wohnungen fliehen," antwortete der Botaniker, „und andere, die nur in der Nähe menschlicher Wohnungen wachsen, z. B. Ranunkeln und Resedaarten. So gibt es überall Kreise in der Natur, gewisse Gränzen, und — während viele bedeutende Männer Uebergänge vom Pflanzenreich in's Thierreich nachweisen, haben dagegen die Naturforscher eine feste, genau gezogene Gränze aufzuweisen. Aber man muß emsig suchen und genau beobachten, um sie zu finden. — Ich habe seit Jahren in der Ferienzeit Böhmen durchsucht, welches sehr reich ist. Die Wälderflora dieses Landes zählt 111 Gattungen phanerogamischer Gewächse, und selbst auf den kahlen Anhöhen des Gebirges findet man noch 73 Pflanzengattungen. Aber es gedeihen — oder vielmehr wuchern auch die Unkräuter in diesem Lande vortrefflich, wovon sogar den Hochgebirgen 22 Gattungen eigen sind."

„Welche ist denn aber eigentlich die Gränze des Pflanzenreichs?“ fragte Eduard, der eigentlich nur eine passende Gelegenheit abwarten wollte, um davon und der übrigen Gesellschaft nachzukommen.

„Es gibt eine obere und eine untere Gränze,“ antwortete der Botaniker bereitwillig. „Das Wasser bildete den ersten Herd alles organischen Lebens, also auch der Pflanzen, die mit den Algenformen begonnen haben.“

„Diese sind also die vegetabilischen Proletarier?“

„Eigentlich die Flechten und die Gräser.“

„Und welches sind die Vornehmen?“

„Die Bäume. Jedes Volk hat darin seine eigene Wahl getroffen. In Deutschland sind es die Eichen, in Italien ist es die Kastanie, bei den Indiern der Kokos, bei den Afrikanern der Boabob; außerdem in vielen Ländern die Palme.“

Beide bogen eben um die Ecke einer großen, hervorragenden Felsengruppe und Eduard hatte die Absicht sich bei dieser Gelegenheit still zu verlieren, um die Gesellschaft einzuholen, aber beide stießen hier auf den Geognosten.

„Ach, Sie hier?!“ sagte Eduard fast erschrocken.

„Ja wohl; zwischen Felsen,“ sagte der Geognost. „Unser Hammer klopft überall an und überall lauschen wir der Antwort der Natur, die uns solche willig gibt. Das Studium der Schichten der Erdrinde ist zwar in jedem Lande möglich, denn sie sind in allen Theilen der Erde sich gleich. Wir können

nicht — so wie die Geologen und Botaniker in Amerika andere Thiere und andere Pflanzen finden — in anderen Welttheilen andern Granit suchen wollen, denn dieser ist überall derselbe; aber streng örtlich läßt sich die Lagerungswissenschaft dennoch nicht studiren, denn es gibt Gesteinsinseln, wo die — eigentlich untere Schicht — an manchen Stellen die Oberfläche bildet."

Jetzt hatten die beiden wissenschaftlichen Forscher den liebeforschungssüchtigen Menter in ihrer Mitte. — Der Botaniker redete viel zu ihm von Organographie und Pflanzenphysiologie, und gab, wenn er kaum ein unscheinbares Pflänzchen ausgezupft hatte, lange Erklärungen über die Dreitheilung, Viertheilung, Fünftheilung und Sechstheilung der Pflanzen nach Linné, der aber nach neueren Erfahrungen doch ganz und gar Unrecht haben soll, so wie über die Unterscheidungen der Familien der Akotylen, Monokotylen und Dykotylen, so daß von dem eben in der Hand habenden kleinen Stengelchen ab die Vegetation des ganzen Erdbodens in Betracht genommen wurde. — Eben so erging sich der Geognost bei jedem abgeklopften Stückchen Fels in Gesteinslehre, Lagerungslehre und Versteinerungslehre und begrub sich und Freund Menter so tief in das System der Geognosie, daß keine Sorte Schiefer, Granit, Phonolith, Trachit, Schutt und Gneis und Tuff unerwähnt blieb. — — Das Alles hätte für Eduard sehr lehrreich sein können, wenn die schöne Dame mit ihren Begleitern nicht während der Zeit sich immer weiter und weiter

entfernt hätte; daher riß ihm denn endlich doch die Geduld und er machte sich davon und entfloh allen Lagerungs- und ... liten-Arten, um die größere, etwas weniger gelehrte Gesellschaft wieder zu erreichen.

Bald war Menter wieder in der Nähe der jungen Dame, die ihn viel mehr interessirte, als alle Schiefersorten. Die kleine Reise setzte sich unter heiteren Gesprächen, die bald allgemein, bald getheilt waren, fort. Man lernte sich kennen, man nannte sich gegenseitig Namen und Heimat. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Eduard, daß die schöne Dame die Tochter eines reichen Leinwandkaufmannes sei; eines jener einstigen Beherrscher der schlesischen Gebirgswelt, deren Handel sich sonst so weit ausbreitete und die — während spanisches und amerikanisches Gold ihnen zufloß und sie reich wurden — ihre Weber nicht allein arm bleiben, sondern auch — selbst in guten Zeiten — darben ließen.

Die junge Dame, Ottilie genannt, zeigte bei allen Unterhaltungen eine nicht gewöhnliche Bildung und jenen Hang zum Witzigsein, der sich von Berlin aus über Preußens Provinzen, am meisten aber über Schlesien verbreitet hatte. Sie war also schön, reich und gebildet, und wenn es in ihrem Wesen etwas gab, was auf Eduard nicht eben den angenehmsten Eindruck machte, so war es nur jene an Ironie streifende, oft nur witzig sein sollende — Redeweise, die jungen Damen nicht immer gut ansteht. — Ihr Vater wurde von den Führern auf einem Sessel

getragen und hatte trotz der Gicht, über die er klagte, ein recht gemüthliches Aussehen; war auch wohl in der That gutmüthig, was ihn aber niemals abgehalten hatte, seine Weber nach Möglichkeit zu drücken und auch übrigens auf eine Weise zu spekuliren, die ihm Vermögen, aber keineswegs große allgemeine Achtung verschafft hatte.

Dieses Alles wurde natürlicherweise nicht etwa bei den gegenseitigen Selbstvorstellungen mit zur Sprache gebracht; aber so eine Gebirgspartie dauert mehrere Tage und es theilten sich die Männer denn wohl so abseits Manches mit, wovon die Betreffenden bei der Gesammtunterhaltung keine Ahnung hatten und wodurch Eduard, wenn er feinerer Beobachter gewesen wäre, die dort wandelnden Menschen ebenso genau hätte kennen lernen, wie durch den Botaniker die spärlich wachsenden Pflanzen und durch den Geognosten die stummen und todt-majestätisch daliegenden Felsblöcke. — Dann hätte er zu Schlüssen gelangen können. —

Aber der Beherrscher des menschlichen Herzens, der Egoismus, bald feiner, bald gröber, ja vom feinsten der wahren Freundschaft, jenem seltenen Gemüths-Egoismus, den Edelsten nur eigen — bis zu dem gröbsten, dem eigentlichen Eigennutz, der als berathender und leitender Einfluß des Menschen immer geheimer Rath zu sein pflegt, übte auch auf unseren Helden seinen Einfluß. — Er hatte seine Marie, eine anspruchlose Wienerin, so lange geliebt, bis er selbst als

nicht sonderlich bemittelter Geschäftsmann einsehen zu müssen glaubte, daß der Fond des Herzens mit dem Fond des Geschäftes kluger Weise in Uebereinstimmung gebracht werden sollte. Er verließ Marie; aber von dem Bewußtsein, daß er sie doch noch liebe, beunruhigt, hielt er es für nothwendig eine Vergnügungsreise zu machen, um — sich zu zerstreuen. — Marie konnte keine Zerstreuungsreise machen... Wir wollen uns indeß für jetzt nicht nach ihr umsehen, denn an einem sehnenden, tief empfindenden, nun mit so tiefem Weh erfüllten Mädchen ersieht man sich keine Freude... bleiben wir lieber bei den Glücklichen auf dem Riesengebirge.

Eduards Gedanken und Empfindungen in dieser Situation sind nicht so schwer zu errathen. Das Ideal seiner Wünsche war ihm nahe, und er konnte schon im Verlauf des ersten Tages des geselligen Beisammenseins ersehen, daß Ottilie seine Aufmerksamkeiten mit sichtlicher Freundlichkeit entgegen nahm. Am zweiten Tage wagte er mehr; ließ Anspielungen auf das Zusammenführen durch höhere Fügung, die unsere Schritte leitet, auf die unverkennbare Sympathie verwandter Seelen, auf Alles, was Liebe vorbereitet, durchblicken, und Alles wurde mit derselben Freundlichkeit hingenommen, wie das erste Gebirgsblümchen, welches Eduard Ottilien gepflückt hatte.

Es war am zweiten Abend der Gebirgswanderung, als die ziemlich zahlreiche Gesellschaft bei den Schneegruben angelangt war, und in der neben die-

sen befindlichen Bude zu übernachten beabsichtigte. Vom Elbfall so eben zurückgekehrt, war Eduard nunmehr fast seiner Sache gewiß geworden. Das Rauschen des klaren Wassers, das unsern seiner Quellen noch nicht die Unreinigkeit ganzer Länder mit sich führt, war dem kluglieben den Geschäftsmann lauter genug erschienen, als Sinnbild jenes reinen innern Stromes der Empfindungen in vergleichender Poesie seiner Dame geständnißweise zugeflüstert zu werden, und diese — hatte ihn gern verstanden. — Warum sollte sie auch des angenehmen Mannes Gefühle enthüllenden Worten nicht willig ihr empfängliches Herzensohr leihen? War es doch von den hundert und mehren Liebschaften, welche die feingebildete Dame durchgetändelt und durchgeschmerzt, die erste, welche sich am Elbefall entspann. —

Zürne mir nicht, theure Leserin, wenn ich der Liebe süße Worte Dir nicht als vollkommen wahr und tief empfunden, sondern als feinere Täuschung durch Selbsttäuschung vorführe; oder vielmehr: gib zu, daß ich Recht habe, wenn ich das Lieben schildere, wie es häufig vorkommt.

Die süße, beglückende Hoffnung, vielleicht bald in Besitz einer schönen, gebildeten und reichen Frau zu sein, machte unserem Helden das Herz vor Freude hüpfen, und es wurde diese frohe Empfindung nur zuweilen durch ein leises Weh unterbrochen, das sich durch den eben statthabenden Gedanken als „Maria"

gedehnt hindurchzog; was aber sogleich unterdrückt wurde. —

Abend war's und die kühle gebirgliche Hochluft hatte die Gesellschaft in dem ziemlich geräumigen Holzhause vereinigt, wo unter mancherlei Unterhaltungen die Zeit schnell verflog. Eduard saß neben Ottilien, und diese neben ihrem Vater, der die huldigende Annäherung des jungen Oesterreichers nicht ungern zu bemerken schien.

„Sie kommen also von Wien?" sagte Ottiliens Vater zu Eduard gewendet, gleichsam als Fortsetzung der während der Gebirgspartie hin und wieder geführten Gespräche. „Haben Sie bloß die Absicht, diese Gebirgsreise zu machen, oder ist diese Partie nur ein Abstecher von einer Geschäftsreise?"

„Eigentlich ist es wohl nur so eine — Zerstreuungsreise," antwortete Eduard. „Ich war noch nie im Riesengebirge; jedoch hat diese Reise an sich auch ihren Zweck. Ich will nämlich nach Berlin, um daselbst einen Onkel mütterlicherseits kennen zu lernen."

„Ich bin in Berlin sehr gut bekannt," sagte der Alte wieder; „darf ich fragen, wer ihr Herr Onkel ist?"

„Der pensionirte Major Dulzer;" antwortete Eduard.

„Ah der; — den kenne ich gut. — Ein sonderbarer Kauz das ... Wenn er sich nur mit Ihnen einlassen wird?"

„Wie so das?“ fragte Eduard erstaunt.

„Nun; warten Sie nur ... Sie werden überrascht sein; Sie werden an mich denken.“

Eduard war gespannt und hätte gern noch weiter gefragt, aber Ottilie, die von dem Gespräche nur das aufgefaßt hatte, was sie interessirte, nahm das Wort.

„Sie beliebten zu sagen, daß Sie eine Zerstreuungsreise machen, Herr Menter,“ sagte sie; „darf man erfahren, wie das zu verstehen ist?“

„O, ich bitte ... Nun ja, eine Zerstreuungsreise,“ antwortete Eduard, nicht ohne merkliche Verlegenheit. „Wie man sie so macht, um sich von den alltäglich sich fortrollenden Geschäftssorgen einmal abzulenken, zu zerstreuen.“

„Wirklich nichts weiter?“ fragte Ottilie mit prüfendem Lächeln.

„Nicht vielleicht unglückliche Liebe?“ warf Emma, Ottiliens Freundin, fragend ein. Diese hatte das Gebirgspärchen schon längst beobachtet, und nun große Neigung zu den gewöhnlich angewendeten Anspielungen, um beide ein wenig in Verlegenheit zu bringen.

Wer weiß, was Eduard geantwortet hätte, und ob er durch die Art der Antwort nicht gerade das hätte errathen lassen, was er verschweigen wollte, wenn nicht Ottiliens Vater mit der Gesprächigkeit des gichtpausirenden Alters hier eingefallen wäre.

„Weil Fräulein Emma da eben von unglücklicher Liebe spricht,“ sagte der alte Mann, „und bei

Gelegenheit der Reise einer Zerstreuungsreise muß ich Ihnen doch etwas mittheilen, meine Damen und Herren. Wissen Sie denn, daß — wenn auch nicht unter uns — so doch mit uns, in unserer Nähe, sich jemand befindet, der eine solche Zerstreuungsreise unglücklicher Liebe halber macht?"

„So wirklich? — In der That?" fragten Alle mit großer Spannung.

Ottiliens Vater nahm das Wort wieder. „Das Stubenmädchen meiner Frau nämlich, die Sie wohl da in der Küche so still im Winkel haben sitzen sehen. Sie dient schon lange bei uns, und meine Frau ist zufrieden — sehr zufrieden mit ihr. Sie ist die Tochter eines Försters; ihr Vater ein kreuzbraver Mann. — Nun hatte ich den Sohn eines meiner Geschäftsfreunde, der mein Geschäft praktisch kennen lernen sollte, im Hause. Diesem jungen Manne hat das Mädchen gefallen, oder er dem Mädchen; — was weiß ich, wer den Anfang gemacht hat — kurz, es entspann sich ein Liebesverhältniß, welches sich so lange fortsetzte, wie der junge Mann in meinem Hause war und er soll ihr sogar noch später einige recht liebevolle Briefe geschrieben haben — bis vorigen Sonntag, da hat der junge Mann, der nun selbst Kaufmann ist, in Breslau mit der Tochter eines unserer Geschäftsfreunde Hochzeit gehabt. — Nun ist das Mädchen ganz unglücklich."

Eine sonderbare Stille herrschte in der Gesellschaft. — Der Erzähler meinte, man erwarte noch die Fortsetzung, und nahm daher nochmals das Wort.

„Nun hat meine Frau gesagt," fuhr er fort; „daß sie sich durch unsere Gebirgspartie, die wir zu machen vorhatten, zerstreuen soll. Da hat meine Tochter sie denn mitgenommen."

„Ach, das arme Mädchen!" sagte eine der Damen; „sie muß sich doch recht unglücklich fühlen."

„Freilich;" erwiederte der alte reiche Leinwandmann; „aber, wie konnte sie auch so thöricht sein, zu glauben, daß ein Kaufmann so ein armes Ding heiraten werde? — Na, sie wird es schon vergessen; sie ist mir heut schon nicht mehr so tiefsinnig vorgekommen, als gestern. — — Lassen wir das, meine Freunde! Mir kommt es fast vor, als habe Sie meine Erzählung verstimmt. Das wollte ich nicht. Lassen Sie uns heiter sein! Was wir lieben!" und damit nahm er das Glas, um — obgleich er selbst keinen Wein trinken durfte — durch diesen Toast seine traurige Erzählung gleichsam wieder gut zu machen.

Die Gesellschaft ging auf die Ermunterung des alten Mannes ein, die frühere Heiterkeit war bald wieder zur Herrschaft gelangt, und hatte das stille Beileid, welches der unglücklichen Liebe des jungen Stubenmädchens gezollt worden war, verscheucht. Nur Eduard konnte sich nicht recht in den heitern Ton wieder mithinein finden; selbst die bedeutungsvolle

Art und Weise, mit welcher der allbekannte und oft geübte Trinkspruch von Ottiliens Freundin Emma auf das Gebirgspärchen angewendet wurde, machte nicht den glückdurchhauchenden Eindruck, den solcher unter andern Umständen gemacht haben würde. — Endlich brach die Gesellschaft auf, um das im oberen getrennten Theile der Bude bereitete Nachtlager einzunehmen: damit man — wie es hieß — den Sonnenaufgang nicht durch langes Aufbleiben ermüdet, verschlafe. —

Eduard konnte es sich beim Durchgehen der Küche nicht versagen, einen beobachtenden Blick auf das immer noch unbeweglich dasitzende junge Mädchen zu richten. Kaum zwanzig Jahre reichen freilich nicht immer hin, den ersten großen, mächtig in dem Innern tobenden Schmerz zu bewältigen, um dann die Bitterkeit der nachfolgenden Enttäuschungen verdaulicher zu finden. Die hellen blauen Augen, das lieblich feingeschnittene, vom dunklen Haar umschattete Gesicht, schien schwer — sehr schwer zu kämpfen, um so auszusehen, als ob's im Innern ruhig sei. Sie schien keineswegs dem starren, sondern mehr dem denkenden Schmerz verfallen. — Eduard hätte sich gern in Beobachtung des jungen Mädchens vertieft, aber sie wurde von ihrer Gebieterin gerufen und verließ daher den stillen Winkel der halbdunklen Küche.

Die Nacht war nicht so ruhig wie die, welche dieselbe Gesellschaft auf der Koppe zugebracht hatte.

Das gut gebaute Holzhaus gab, als einziger Widerstandsgegenstand auf dieser Höhe, dem Winde Stoff, heulend bald, bald pfeifend sich, wild an seiner Wand zu brechen. Doch störte das die Schläfer nicht. — Erst gegen Morgen wachte Eduard auf und — wieder zog der sonderbaren Sehnsucht Weh in sein Gemüth.

Als er so — wider Willen denkend — den ersten Dämmerschein des treu jeden Tag wiederkehrenden Lichtes ersehnte, schreckte plötzlich ein ganz in der Nähe fallender Büchsenschuß ihn und die Uebrigen auf. Die meisten fuhren auf, wußten aber kaum, durch was sie eigentlich ermuntert worden und legten sich — da ringsum dann Alles wieder still blieb — wieder gähnend und schlafseufzend nieder. — In dem, durch eine Bretterwand getrennten Damenkabinet hörte man leises Reden; dann schien man aber auch dort weiter zu schlafen.

Bei der Sonne Nahen wurde auch hier die Gesellschaft durch den Wirth geweckt. — Als man draußen in der Morgenkühle die Sonne — dießmal zwischen blutigrothe, dunkelgold- und feuerviolette Wolken sich hervordrängend — aufgehen sah, erblickte man gleichzeitig einen weiblichen Körper mit geronnenem Blute — den des Stubenmädchens, das sich — in der vollsten Blüthe des Lebens stehend — mitten durch das Herz geschossen hatte.

Eine Försterstochter, wußte sie mit Schießgewehren umzugehen, hatte sie sich bei Nacht der Büchse

eines der Gebirgsführer bemächtigt; war damit hinausgeschlichen und hatte mit dem nackten Fuße den Hahn losgedrückt, nachdem der Lauf die heißeste Stelle der Brust gefunden hatte.

Wie konnte das arme Ding auch glauben, daß ein reicher Kaufmann sie heiraten werde? —

Starres Entsetzen ergriff die Gesellschaft. — Immer heller und deutlicher beleuchtete die jeden Augenblick mächtiger wirkende Sonne die schöne herrliche Welt und — das unglückliche Opfer leidenschaftlicher Liebe. — Ein zur Gesellschaft gehörender Arzt erklärte sie für vollkommen todt, — geheilt; dennoch machte derselbe auf dringende Aufforderung der Damen Wiederbelebungsversuche, die aber, als gänzlich erfolglos, nur den ersten Ausspruch des Arztes bestätigten.

Alle umstanden das Opfer des ersten Prüfungsschmerzes und die Damen schienen durch ihre Thränen das Mädchen in's Leben zurückrufen zu wollen, bis des alten Kaufmanns mahnende Worte die Schmerzensscene unterbrach.

„Ottilie komm!" sagte er, mit dem gewöhnlichen Ausdruck der Gutmüthigkeit. „Wir werden uns sonst beide stark erkühlen. Laß uns Anstalten machen, die Leiche hinabzuschaffen; nur daß die Mutter darauf vorbereitet wird. Dem jungen Ehemann, um dessentwillen sie sich das Leben genommen hat, dürfen wir nichts davon schreiben; das könnte den jungen Eheleuten einen unangenehmen Eindruck machen."

Die Gesellschaft frühstückte und setzte ihre Reise fort; nicht ohne dem Ernst solch trauriger Begebenheit Rechnung zu tragen, jedoch auch nicht die Gränzen einer gemäßigten und vorübergehenden Theilnahme zu überschreiten; daher dann auch die Gebirgspartie bei leidlichem Wetter in leidlicher Stimmung fortgesetzt wurde. Nur ein sehr gründlicher Jurist hatte durch Beobachtung der Nebenumstände noch herausgebracht, daß das junge Mädchen die Absicht gehabt habe, beim Niederfallen in die Tiefe der Schneegruben hinabzustürzen, aber dann gegen ihren Willen zur andern Seite umgesunken sei. Der Herr Assessor kann übrigens Recht gehabt haben, da sie in der That am Rande jener Abgründe lag.

Soll Eduards Stimmung nach diesem Vorfall beschrieben werden? — Das dürfte keine leichte Aufgabe sein. Hatte doch das Schicksal des unglücklichen Stubenmädchens viel Aehnlichkeit mit dem Schicksal seiner — noch vor Kurzem seiner — Marie. Und — wer kann es im Voraus beurtheilen, ob der Einfluß der gesunden Vernunft in diesem oder jenem menschlichen Wesen mächtig genug, um gegen Momente der Verzweiflung zu schützen? — Oder ist der Trost der Religion etwa überall gleich stark, um Beruhigung voraussetzen zu lassen? —

Alles das ging Eduard durch's Gemüth und er litt — lächelnd, konnte man sagen, denn er konnte doch anstandshalber nicht trauriger erscheinen, als es die Uebrigen waren; er konnte die Lustpartie

nicht durch eine Art Tiessinn stören wollen; daher that er sich anfangs Zwang an, dann aber — machte es sich von selbst. Ottiliens Nähe übte denselben Zauber wieder auf ihn aus und die Wasserfälle des Kuchel und des Zacken erinnerten an die Uebereinstimmung am Elbefall. — Der neuen Liebe wurde neuer Raum gelassen; alte Sehnsucht wieder abgelegt und das Erkennen zu großer Pflege der Gewissenhaftigkeit führte zum Verscheuchen aller Skrupel.

Man beendigte heiter und wohlgemuthet die Partie, verließ über Marienthal — eine Erinnerung für Eduard — und Schreiberau das Gebirge, erreichte Warmbrunn und trennte sich dort mit der Versicherung immerwährender Erinnerung und fortdauernder Freundschaft. — Der Abschied Eduards von Ottilien war aber noch bedeutungsvoller. Eingeladen von dem Vater, sagte er seinen Besuch bei der Zurückkunft von Berlin ganz bestimmt zu und — der Abschiedsdruck von Ottiliens zarter Hand war zugleich der Moment ihres völligen Einzuges in sein Herz. — Marie war abgesetzt.

Die Equipage des reichen Leinwandkaufmanns mit der reichen Erbin rollte dem Wohnorte desselben zu, während Eduard im Postwagen den Weg über den Kapellenberg nahm, von dessen Höhe das herrliche Hirschberger Thal mit der riesigen Bergwand noch einmal zu überblicken und Träume von dort zu findendem Glück zu pflegen sind; dann setzte Eduard seine Reise nach Berlin zu seinem Onkel fort.

Es war in den letzten, schon kürzeren Tagen des Sommers, als gegen Abend in einem Zimmer des dritten Stockwerkes eines großen Hauses einer etwas entlegenen Straße Berlins ein alter, aber dem Anscheine nach noch lebhafter und rüstiger Mann am Schreibtische saß und — von Stühlen mit darauf liegenden Papierstößen umgeben — nachdenkend einzelne Notizen niederschrieb; denn solche konnten es nur sein, da er einen beschriebenen Bogen nach dem andern zur Hand nahm, und nach einiger Zeit ihn wieder weglegte; dann auf ein anderes Blatt nur wenige Worte aufzeichnete, und abermals nachdachte. Es war erst in der Dämmerstunde; die meisten Fenster derselben Straße waren noch unbeleuchtet, denn deren Bewohner mögen wohl großentheils die abendliche Annehmlichkeit des bald scheidenden Sommers dem Zimmersitzen vorgezogen haben. Es mußte also wohl etwas sehr Dringendes sein, was den alten Herrn zu so emsigen Arbeiten anregte. — Wir werden später erfahren, ob es so ist.

Die Geduld, mit welcher der alte Herr seinen beschriebenen Bogen von den hohen, um ihn aufgepflanzten Stößen nahm, durchsah, und wieder weglegte, um sinnend einen andern zu nehmen, wurde auch dadurch nicht unterbrochen, daß jemand an der Thür klopfte. Er nahm nicht die geringste Notiz davon. — Es klopfte noch einmal; dann stärker noch mehre Male. — War es Schwerhörigkeit oder Tiefe des Denkens, daß er sich nicht stören ließ; er änderte

keine seiner bedächtigen Bewegungen. — Endlich hörte man sich entfernende Schritte. Der Klopfende mochte wohl die Geduld verloren haben, und wollte sich nicht ferner vergeblich bemühen.

Bald darauf konnte man mitten auf der Gasse einen Mann stehen sehen, der einige Zeit unverwandt nach jenen beleuchteten beiden Fenstern hinauf blickte; dann aber langsam fortging. Es war Eduard Menter, der im Abgehen leise vor sich hin sagte: „Mein Herr Onkel muß ausgegangen sein, und das Licht in Eile brennen gelassen haben; anders ist es nicht möglich.“ — Es war aber doch anders, wovon sich der Herr Neffe bald überzeugen sollte.

Am nächsten Vormittag machte sich Eduard wieder auf den Weg, um seinen Onkel zu besuchen. Im Gange des dritten Stockes angelangt, wollte er sich eben der ihm bereits bekannten Thür nähern, um anzuklopfen, als aus einer gegenüber gelegenen Thür ein altes Weib herauskam und ihn sehr unfreundlich anredete.

„Wat wollen Sie denn da, Männeken?“ fragte die Alte.

„Wohnt denn hier nicht der Herr Major Dulzer?“ fragte Eduard entgegen.

„Na, — un wenn der da wohnt? — Wat 's 'n denn weiter?“

„Ich will zu ihm; ich will ihn besuchen.“

„Ha, ha, ha! — Sie dhun mich leid, Männeken; wat fällt Ihn'n denn ein?“

„Was soll das heißen?“ fragte Eduard, ärgerlich werdend.

„Det soll heeßen det Sie man da nischt zu suchen haben. Der Herr Major nimmt keene Besuche nich an; schon int elfte Jahr nich. — Wo sinn denn Sie her, det Sie det nich wissen?“

„Aber, mein Gott .... Ich bin allerdings nicht von hier .... Ich bin sein Neffe!“

„Hat sich wat zu meinjotten und zu neffen ... Jehn Sie man widder hin, wo Sie hergekommen sinn; — hier lauert keen Mensch uf Ihn'n.“ Mit diesen Worten schlug die Alte die Thür wieder zu, und war verschwunden.

„Schöner Empfang das,“ brummte Eduard sehr verdrießlich und pochte darauf ziemlich stark an derselben Thür, an welcher er Abends zuvor sich vergebens bemüht hatte. — Alles still. — Er pochte ein-, zwei-, drei-, viermal. — Nichts rührte sich. Da riß die Alte die andere Thür wieder auf, und rief mit verstärkter, etwas heiserer Stimme: „Sind Se denn man noch da!? — Na her'n Se mal, — aus wat vor en dickköppiges Land sinn Sie denn her, det Se sich nischt sajen lassen? Sie her'n ja doch, det Se nich 'rinngelassen werd'n, verstehn Se denn nich deitsch?“

„Ist der Herr Major etwa nicht zu Hause?“

„Danach hab'n Se jar nischt zu frajen. — Ick saje Ihn'n man blos weiter nischt, als det Se da nich 'rinnkommen, — un nanu jehn Se man, un sajen

Se, det Se da gewesen sind, wenn't etwa ener wissen will."

„Ich sage Ihnen ja aber, daß der Herr Major mein Onkel ist ..."

„Un ick saje Ihn'n," unterbrach die Alte ungeduldig, „det, wenn Se ooch noch so lange rumm-onkeln, Se doch jar nischt nich damit ausrichten!"

Es blieb dem Wiener Neffen nichts anderes übrig, als abermals von der Thür des Berliner Onkels unverrichteter Sache hinwegzuziehen. Unterwegs traf er den Gebirgsbotaniker, der seine Ferienreise bis Berlin ausgedehnt hatte, und — da dort weder die schwarze Eidechse noch sonst etwas Seltenes zu finden ist, wieder anderen Angelegenheiten zugänglich war. Diesem erzählte Menter sein Abenteuer mit der Dienerin seines sonderbaren Onkels.

„Die Alte hatte ganz recht, sich darüber zu wundern, daß jemand den alten Herrn besuchen will," sagte der Botaniker. „Wer einigermaßen hier in Berlin bekannt ist, kennt diesen Sonderling und Niemanden fällt es ein, auch nur den Versuch der Annäherung zu machen. Indeß kann ich Ihnen doch einen Rath ertheilen, ohne für günstigen Erfolg zu stehen. Trachten Sie ihn zu begegnen."

„Da kann ich lange herumgehen," sagte Menter verdrießlich.

„O nein," entgegnete der Rathgeber. „Major Dulzer durchwandert jeden Tag zu bestimmter Zeit dieselben Straßen. Sie werden ihn leicht erkennen

er trägt sich zu jeder Jahreszeit ganz gleich, einen schwarzen Rock bis an die Nase zugeknöpft, schwarze Beinkleider, schwarze Handschuhe, runden Hut und einen starken Knopfstock. Er ist groß, und trägt sich kerzengerade. Den Hut wird er sicher nicht abnehmen, wenn Sie ihn auch noch so tief grüßen. Sie können nicht fehlen."

Die Straßen und die Stunde der Durchwanderung wurden dem Herrn Neffen des seltenen Exemplars von einem Onkel ebenfalls von seinem Bekannten des Gebirges noch genau angegeben und Menter fühlte in der That um so mehr das Verlangen den alten Verwandten kennen zu lernen, je mehr er von dessen ununterbrochener Abgeschlossenheit hörte.

In der angegebenen Zeit jeden Vorübergehenden auf seinem Posten beobachtend, konnte dem erwartungsvollen Menter eine hohe, steife Gestalt nicht entgehen, die genau zu der bestimmten Stunde und ganz in dem beschriebenen Anzuge daher geschritten kam. Das konnte niemand anders sein, als der erwartete Onkel. Eduard ging auf ihn zu, und nahm, höflich grüßend, den Hut ab. Der Major legte die Hand — ohne zur Seite nach dem Grüßenden zu sehen — für einen Augenblick an seinen Hut, und setzte bei dieser militärischen Begrüßung unaufgehalten seinen Weg fort. Aber Eduard ging einige Schritte mit. —

„Ich gebe mir die Ehre, mich Ihnen als Ihr Neffe Eduard Melter aus Wien vorzustellen," sagte Eduard höflich.

„Ich habe keinen Neffen," war des Majors kurze Antwort, ohne seinen Weg auch nur einen Schritt aufzuhalten.

„Dennoch, Herr Major," fing Menter wieder an, „ist meine Mutter Ihre Schwester."

„Ich habe keine Schwester!" Mit diesen Worten legte er seine Finger wieder kurz an den Hut, als wollte er sagen: „Sie sind entlassen."

Eduard blieb höchst verdrießlich stehen. „Das ist doch ein alter Starrkopf!" sagte er vor sich hin, indem er dem unzugänglichen Onkel, der in demselben Tempo seinen Weg — eigentlich Marsch — fortsetzte, nachsah.

Im ersten Augenblick die Absicht und die Hoffnung, mit diesem Onkel je bekannt zu werden aufgebend, suchte er dann, nachdem sich der Verdruß über den schlechten Empfang gelegt hatte, die komische Seite solcher Begegnung heraus, und nahm sich um so mehr vor, Alles zu versuchen, um diesem alten Sonderling näher zu kennen. Er versäumte daher nicht, am nächsten Tage dieselbe Straße wieder abzupatrouilliren und ging, als er die schwarze Gestalt anrücken sah, gerade auf dieselbe los.

„Mein Herr Onkel!" sagte er mit kräftiger Stimme und entschiedener Haltung, indem er dem Alten den Weg vertrat. „Ich bin von Wien hierher

gekommen, um Sie kennen zu lernen, und habe nicht Lust, so unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Ich frage Sie daher noch einmal, ob Sie mich empfangen wollen, oder nicht?!"

Der alte Major blieb stehen und blickte seinen Neffen einige Sekunden prüfend an. Darauf sagte er kurz: „Morgen Vormittag 11 Uhr 10 Minuten!" legte die Hand kurz an den Hut und ging.

Eduard war mit diesem Erfolge vor der Hand vollständig zufrieden und versäumte nicht am nächsten Tage genau in der bezeichneten Minute an der Thür des einsamen Onkels zu klopfen. Ein kräftiges „Herein!" tönte ihm dießmal entgegen; aber gleich nach seinem Eintreten wurde die Thür hinter ihm geschlossen.

Eduard befand sich in einem einfach möblirten Zimmer; die Wände desselben waren mit keinem andern Bilde geschmückt, als mit dem Friedrich des Großen. Was aber dem Eingetretenen sogleich auffiel, das waren die großen Stöße beschriebenen Papieres, welche das Sopha und die Stühle bedeckten; nur zwei der letzteren waren unbelegt und schienen schon für den Einsiedler und seinen Besuch vorbereitet zu sein.

Die ersten Begrüßungen waren ziemlich kurz und kalt und der Major fragte gleich darauf: „Lebt Ihre Mutter noch?"

„Nein, sie ist uns vor zwei Jahren durch den Tod entrissen worden," antwortete Eduard.

„Gut," sagte der Onkel, als wäre ihm das recht lieb; dann setzte er hinzu: „So ist sie nun meine Schwester wieder. In diesem Leben konnte sie es nicht mehr sein ... Sie sind nun — da diese Frau nicht mehr am Leben — allerdings mein Neffe. — Setzen Sie sich!"

„Aber lieber Herr Onkel," nahm Eduard das Wort; „ich habe niemals gehört, daß Sie mit meiner Mutter verfeindet waren. Sie sprach stets so theilnahmsvoll von Ihnen. . . ."

„Ich verfeinde mich nie mit jemanden," sagte der Major ziemlich barsch. „Es lohnt sich auch kaum der Mühe, sich mit einzelnen Menschen zu verfeinden." Darauf hielt er inne und schien das, was er hierzu noch hatte sagen wollen, zu unterdrücken. Dann fuhr er mit etwas milderem Tone fort: „Sie, mein lieber Neffe, Sie sind seit zehn Jahren der erste Mensch, dem ich gestatte zu mir zu kommen. Doch, damit ich Ihnen nicht als Menschenfeind erscheine, muß ich Ihnen in Kürze sagen, daß ich meine guten Gründe dazu habe, mich abseits von dieser Gott ähnlich sein wollenden Clique, die man menschliche Gesellschaft nennt, zu halten. — Dieses kleine Zimmer ist mein zehnjähriger Aufenthalt, der alte Fritz*) mein einziger Gesellschafter. — Verwandte, Freunde, Bekannte habe ich nicht; wer mich kennt, kennt mich als ehrlichen Mann, aber sicher nicht als seinen Freund; das verbitte ich

*) Das Bild Friedrich des Großen.

mir von Jedem. Meine einstige Frau ist mir durch meine früheren Verwandten, wozu auch Ihre Mutter gehörte, entrissen worden. Wir sind geschieden; sie lebt vielleicht noch; ich kümmere mich nicht um sie, — sie geht mich nichts an; — niemand kümmert mich. — Sie, Neffe, sind nun einmal hier eingedrungen, aber damit Sie gleich Anfangs wissen, daß Sie sich nicht etwa meinerseits einer sonderlichen Freundschaft zu erfreuen haben werden, mußte ich Ihnen das sagen. Nun lassen Sie uns frühstücken."

Da der in der Mitte des Zimmers befindliche Tisch ebenfalls mit Papierstößen bedeckt war, so mußte das Frühstück auf dem Schreibtisch servirt werden, was auch der Major sogleich selbst besorgte, indem er zur Stütze des Auflegpultes den Spazierstock unter selbes stellte und kalten Braten und dergleichen zurechtstellte, dem eine Flasche Rum und zwei Gläser hinzugefügt wurden.

Eduard frühstückte geduldig mit dem Onkel. — Es ging übrigens keineswegs ganz still dabei zu. Der Major war recht gesprächig und sogar freundlich. Man sprach von Wien, von Berlin, von verschiedenen politischen Begebenheiten und der Major zeigte über Alles ein fertiges, feststehendes Urtheil, von welchem — ohne bestimmen zu können, ob es allemal richtig — derselbe doch nicht abzubringen gewesen sein würde, was Eduard auch nicht erst versuchte. Endlich wollte der mit seinem Empfang so ziemlich zufriedene Neffe aufbrechen, da er die Zeit

eines ersten Besuches für verlausen hielt; aber der Onkel belehrte ihn eines Anderen.

„Bleiben Sie nur noch sitzen," sagte er, „und bedenken Sie, daß es heut vielleicht das einzige Mal sein dürfte, daß wir bei einander sitzen. Theilen Sie mir Alles mit, was Sie etwa auf dem Herzen haben und benützen Sie diese Zeit so gut als möglich; denn wenn diese Thür uns wieder trennt, so trennt uns die Welt."

„Ich habe nichts auf dem Herzen," sagte Eduard, fügte aber dann zögernd hinzu; „nur eins möchte ich Sie fragen, lieber Onkel, wenn Sie meine neugierige Zudringlichkeit entschuldigen wollen!"

„Nun? — Nur heraus; vorwärts mit der Zunge!"

„So bitte ich Sie, mir zu sagen — was alle diese großen Manuskriptenstöße enthalten? — Wenn es nicht etwa ein Geheimniß ist."

„Ich habe keine Geheimnisse; — treibe nie Geheimnißkrämerei. — Aber, werden Sie es denn auch verstehen, wenn ich es Ihnen sage?"

„O, ich denke wohl .... Wenn der Herr Onkel ..."

„Was, wenn? — hören Sie mal, lieber Neffe, wenn Sie mit mir was ausrichten wollen, so verschonen Sie mich mit solchen heimtückischen „Wenns!" — Sie wissen also nicht, ob Sie mich verstehen werden. Wollen Sie sich also wenigstens die Mühe geben, mich zu verstehen?"

„Ja, Herr Onkel!“ antwortete Eduard entschieden.

„Gut. So habe ich es gern! — Nun wollen wir weiter reden. Was glauben Sie wohl, womit sich jemand, der Niemanden — ich will gar nicht sagen: keinen Freund, aber überhaupt Niemanden — hat, sich beschäftigen könnte? — — Nicht wahr, mit dem Jenseits?! — Nun, diese Papierstöße enthalten Skizzen des Jenseits.“

Eduard wurde unheimlich zu Muthe. Er sah den alten Mann mit großen Augen an und sagte dann fast schüchtern: „Mein Gott, das ist ja Sünde!“

„So? — meinen Sie, Neffchen?“ entgegnete der Onkel fragelächelnd. „Wie so erscheint Ihnen denn das als Sünde?“

„Man soll nicht grübeln!“

„Wer sagt Ihnen, daß ich in diesem Sinne grübele. Glauben Sie, daß ich nicht weiß, daß Paulus gesagt hat: Wir leben nicht im Schauen, sondern im Glauben? Oder denken Sie, daß ich meine Skizzen des Jenseits wirklich aus dem Jenseits geholt haben will? — Da wäre ich ja ein Narr!? — Wissen Sie nicht, daß das Dießseits ein Spiegel des Jenseits ist? — Nun, wenn das richtig ist, so muß man ja doch in diesem Spiegel das Jenseits, wenn auch noch so mangelhaft, entdecken können. — Doch, ich will deutlicher reden. Sehen Sie, diese Papierstöße enthalten die Früchte zehnjährigen Alleinseins, zehnjährigen Nachdenkens. Wie soll ich Ihnen aber nun in einer

Viertelstunde das klar machen, was ich in zehn Jahren gesammelt habe? – Es enthalten diese Papierstöße das Register eines höhern Lebens, möchte ich sagen, aber das wäre schon wieder Sünde. — Ihr leibeigenen Narren Eurer mißverstandenen Triebe habt nur Sinn für Leidenschaften, welchen der Eine verfällt und denen sich der Andere gemäßigt hingibt, womit er schon Großes geleistet zu haben glaubt. Euer Lebenszweck ist ein Holzweg; Eure Krankheit ist Euer Aberglaube ... Doch ich wollte Ihnen und Consorten ja eigentlich nicht die Epistel lesen, Neffchen, sondern Ihre an mich gerichtete Frage beantworten ... Aber das geht nicht mit einem Worte."

„Ich bin sehr begierig."

„Nur Geduld! Ich laufe nicht davon und meine Papiere auch nicht. Ihr Zustandebringen, ihr Beschreiben, hat mir Genüße bereitet, die ich als Vorgeschmack der Seligkeit betrachte. Genüße, die den Gefangenen im dunkelsten Kerker glücklich machen, den Verzweifelnden aufrichten, den Herzgebrochenen beruhigen und stärken können. — Doch, zur Sache. — Glauben Sie, lieber Neffe, daß man in einem stillstehenden Glase Wasser das Gewühl der theils langsam schwimmenden, theils schnell herumschießenden, theils kugelnden, theils kreisenden, länglichen, runden, eckigen, geraden und krummen Infusorien hören kann, — hören könnte, wenn man schärfere Sinne hätte?"

„Ich kann mir das nicht recht denken."

„Aber das Denken selbst können Sie sich doch denken? — Glauben Sie, daß der Prozeß der zarten Nerven des Gehirnes im Menschen, glauben Sie, daß das Denken selbst ein — wenn ich auch leises, leises, ganz leises, feines Geräusch machen dürfte?"

„Ich kann mir das wirklich nicht recht denken."

„So, — auch nicht?" fragte der Onkel und sah den Herrn Neffen dabei mit einem Lächeln an, als wollte er sagen: „Sie scheinen sich überhaupt nicht viel denken zu können." Dann fuhr er fort: „Sie wissen aber doch, daß man mit einer Trommel Geräusch machen kann, daß man Fliegen summen hört, daß Kanonenschüße knallen, daß der Sturm heult? — Nun, leihen sie ihrer Fantasie übermenschenbegriffliche Flügel; denken Sie — ähnlich der ungeheuren Entfernung der Weltkörper von einander — einen Kanonenschuß, zum Beispiel, zehnmal so stark, dann hundertmal, tausendmal, millionenmal verstärkt, so haben Sie, meines Erachtens nach, den Schall des Zerspringens eines Weltkörpers, der nach des Höchsten Rathschluß seine Dauerzeit vollendet hat und nun — eigentlich in Nichts zerspringend dennoch als Theilleben fortexistirt, um später wieder ein Ganzes bilden zu helfen."

„Die Einbildungskraft, lieber Onkel, kann unmöglich hinreichen, sich solche ungeheure Gegensätze klar zu machen."

„Wie kann man von Klarmachen reden, wo es sich nur um, einer Ahnung ähnliche, Vorstellungen handeln kann? — Es bedurfte bei mir zehnjährigen

Nachdenkens, um mich mit der Elastizität der Sinne allmälig vertrauter zu machen, um — durch Eingehen in die feinsten Einzelnheiten — nur zu den ersten unklaren Begriffen über das zu gelangen, was man „Welt" nennt; indem man dann alle Einzelnheiten sich verschmelzend als Ganzes zu denken versucht. Sobald wir es nur versuchen der Mattigkeit des menschlichen Geistes einigermaßen nachzuhelfen, verschwindet Alles, was wir bisher Großes kannten, oder was uns erhaben vorkam, um Größerem und Erhabenerem Platz zu machen und es wird das zum Theilchen, was wir bisher gewohnt waren als vollständiges Ganzes zu betrachten. — Meine zehnjährige Beschäftigung bestand nicht in einem zerstörenden, chemischen Zersetzen; denn ich suche nicht Atome, sondern atomisches Ganzes, um dann skalaartig bis zu dem allumfassenden Ahnungsvermögen zu gelangen, welches uns das Weltall als ordnungsmäßiges Ganzes denkbar werden läßt. — Mancher würde vielleicht etwas Anderes, Erreichbareres als Beschäftigung vorgezogen haben; ich habe mich dem Drange hingegeben aus dem natürlichen Anzeichen dieser Welt, mir eine andere vollkommenere — eine Enthüllung der Natur herauszuahnen."

„Ich begreife nur noch immer nicht, was Sie eigentlich meinen, lieber Onkel."

„So hören Sie noch weiter. Wenn der leise ziehende Hauch geistiger Thätigkeit, das Denken, als leisestes Geräusch gedacht wird, dann seine Uebergänge bis zu dem überwältigendsten Getöse, und weiter noch bis

zu dem alle menschlichen Gehörsbegriffe übertönenden Brausen eines sich bewegenden Weltkörpers, in dessen Innern wieder anders bransende ungeheure Fluthen mitgehört werden — und weiter, das alle Vorstellung noch viel mehr übersteigende, aber an sich doch harmonische Brausen des Laufes des ganzen Sonnensystems, der Sonne Gluthmeer umfluthendes Rauschen, der majestätische Körper selbst in der Mitte, und — wie auch die neueren wissenschaftlichen Entdeckungen uns bereits erschlossen — alle großen Weltkörper, die wir bis jetzt Fixsterne nannten, die es aber doch eigentlich nicht sind, in ihrem Kreisen um immer größere Welten, größere Sonnensysteme, mit den Millionen in undenkbarer Schnelligkeit im Weltall herumschießenden Kometen; selbst der Sirius, der größte der uns bekannten Weltkörper, mitlaufend, mitbrausend; und alle die Milliarden, unberechenbar großen und eben so unberechenbar von einander entfernten Welten, einheitlich gedacht und so überaus mächtig, aber dennoch harmonisch rauschend, als überbegriffliche Weltmelodie — versuchsweise gedacht, oder bloß geahnt; dabei aber Alles, was so viele tausend Millionen Meilen weit entfernt ist, deutlich — bis in die geringsten Einzelnheiten genau vernehmen und auch als Gesammtganzes hören zu können; oder vielleicht als einst erkennbar zu ahnen; würde Ihnen das genügen, sich Begriffe eines Jenseits zu verschaffen? — Aber das ist erst ein Theil; damit wäre erst e i n Sinn befriedigt. Denken Sie sich Ihr Gesicht so

scharf, daß Sie in dem unbedeutendsten Pflänzchen schon — solches genau durchblickend — die vielfachen weisen Einrichtungen der Schöpfung beobachten können. Das Geäder dieses Pflänzchens, die tausendfache Verschlingung, das Durchströmen des Lebenssaftes, den Ernährungs-, Ausbildungs- und Blütheausbildungsprozeß, und dann weiter alle Vegetabilien einer Flur, eines Landes, der ganzen Erde, dazu das Thierreich vom Kleinsten bis zum Größten, die Einzelnheiten der übrigen Welten, das harmonische Schaffen aller Naturkräfte beobachten zu können. Die tausend Thierchen eines Tropfens Wassers und weiter alle Thiere eines ganzen Meeres, und die Thiere und Pflanzen aller Meere als überall dicht gedrängtes Leben zu erkennen. Die mikroskopische Pracht eines Fliegenkopfes oder des allerkleinsten Insektes, dann weiter das ganze mikroskopische Leben, das mittelsichtbare Leben und immer weiter: das wegen Entfernung und Größe alle Begriffe übersteigende Prachtleben aller Weltkörper mit allen Einzelnheiten und als Ganzes. Dazu denken Sie sich das Vermögen die Sinne so zu beschränken, daß sich solche mit der getrennten Pracht, mit den für sich habenden Reizen einer an sich unbedeutenden Einzelnheit beschäftigen; dann die Sinne so auszudehnen, das Verwandte mitumfassend, bis zu Theilganzen, einzelnen Thälern, Ländern, Weltkörpern bis zum Ueberblicken, Alldurchdringen des Universums abermals gelangend. Nehmen Sie dann das Empfinden hinzu, so wie das Unterscheiden

der so unendlich verschiedenartigen aromatischen Ausströmungen, denken Sie sich auch diese einheitlich als Weltausströmung .... Ueberall Mittel und Zweck; überall Theilchen und Ganzes, als weiterer Theil zu größerem Ganzen bis zur Alleseinheit."

„Wie ist aber nur möglich zu solchen Vorstellungen zu gelangen?"

„Dadurch, daß man im Kleinen — beim nächsten Gegenstande — anfängt und sich — geschärft durch Beobachtungen — an das Ausdehnen der Begriffe gewöhnt. Ich will es nicht anders als „Selbsttäuschung" nennen; aber es ist eine erhebende Täuschung, die auf jeden Fall mit der Wahrheit mindestens verwandt ist. Denken Sie sich das zarte Glück einer Blume, den durch Zephir getragenen Samenstaub einer andern Blume empfangend, wonach im nächsten Jahre sie — die Blüthe — in den Farben jener Blumen spielen wird. Verlassen Sie aber dann solches Fantasie-Empfindeln und gehen Sie zu wirklichen Empfindungen über; gehen Sie dann weiter und rechnen Sie mit dem Schalle und der Sehkraft, wie mit Zahlen weit, weit in das Undenkbare, aber dennoch Vorhandene hinein, so werden, müssen Sie allmälig zur Weltahnung gelangen und es wird Sie nichts Kleinliches mehr anziehen."

„Es bedarf wohl immerhin einiger Zeit, um die Sinne in der Einbildungskraft so weit auszudehnen," sagte Eduard; „nur will es mir deßhalb

noch nicht recht klar werden, wozu da so große Arbeit nöthig war."

„Sie meinen, wozu so viel Papier verschrieben wurde, weil wissenschaftliche Werke darüber schon alles Mögliche enthalten? Ich kann Ihnen das wirklich in Kürze nicht vollständig erklären... Etwas sehen, hören, fühlen; aber so genau als möglich und — Alles sehen, hören, fühlen vom mikroskopischen Leben bis zur Harmonie der Welten, das, lieber Neffe, habe ich nirgends so, wie ich es brauche, neben einander gestellt gefunden. Ich mußte mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, andere Systeme schaffen, oder vielmehr, ich muß unsystematisch verfahren, um zu einem, dem einzig möglichen Systeme zu gelangen, und dazu bedarf es nicht einmal der eigentlichen Gelehrsamkeit. — Jetzt muß ich Sie noch eines fragen, mein guter Neffe. Sie sagten vorhin, Grübeln sei Sünde. Halten Sie meine stillen Beobachtungen, die ich Ihnen hier nur überblicklich skizziren konnte, für solches Grübeln, welches Sünde ist? — Haben diese von mir so gedeuteten Fingerzeige der Natur Ihrem religiösen Gefühl geschadet?"

„Nein, Herr Onkel; ich glaube im Gegentheil, daß sie dem religiösen Gefühl eine höhere, erkennungsfähigere Richtung geben würden."

„Nun wohl, jetzt will ich Sie aber nicht weiter in höhern Sphären herumschleppen. Vor der Hand ist die Harmonie der Sphären uns noch verschlossen. — Jetzt von etwas anderem. — Sind Sie verheiratet?"

„Nein, lieber Onkel."

„Haben aber wohl eine Geliebte, Braut?"

„O nein — eigenthümlich wohl nicht" —

„Was soll das heißen?"

„Ich liebte in Wien ein Mädchen," fing Eduard an zu beichten ... „Ich kannte Sie längere Zeit ... Ich fühlte mich glücklich in Ihrer Nähe ... Aber, — die Umstände ließen es nicht zu ...

„Ich verstehe; — Sie hatte kein Geld ... Nun, — nur weiter."

„Jetzt," fuhr Eduard offenherzig fort; „erst dieser Tage lernte ich eine junge Dame auf einer Gebirgsreise kennen, die ..."

„Geld hat," ergänzte der Onkel. „Sie sind ein wahrer Californier. Nun, Sie mögen wohl recht haben. Etwas Goldgräberei ist wohl gut"

„Ach, Herr Onkel," sagt Eduard mit einiger Verlegenheit, „es ist nicht das Vermögen allein, was ich bei der Wiener Bekanntschaft vermisse; — o, wenn Sie Ottilie kenn'ten! — Aber dennoch ..."

Auf einmal stand der Major ungeduldig auf und sagte: „Genug, genug! verschonen Sie mich mit Ihrer und mit allen Ottilien der Welt ... hören Sie mal, lieber Neffe! Sie haben mir zu viele „Wenn" und zu viele „Aber" ... Ich liebe das nicht; — so etwas halte ich nicht aus." Dann, als er sah, daß Eduard ebenfalls aufstand und sich zum Fortgehen anschickte, setzte er milder hinzu: „Nun, Sie brauchen deßhalb nicht gleich aufzubrechen.

Ich habe damit keineswegs sagen wollen, daß Sie gehen sollen, bleiben Sie nur noch."

„Die Zeit ist mir durch Ihre Mittheilungen so schnell verflogen," sagte Eduard, „daß ich so eben bemerke, daß es fast schon gegen Abend ist."

„Sie wollen also gehen," sagte der Major. „Gut, lassen Sie nun das Alles fallen, wovon ich Ihnen in der Plauderhaftigkeit des Alters vorgeschwatzt habe. Gehen Sie mit Gott, ich wünsche Ihnen zu Allem Glück; aber incommodiren Sie mich nicht weiter, denn ich bedarf während der Paar Jahre, die ich noch zu leben habe, der ungestörten Muße, um in meinen Betrachtungen einen Schritt weiter zu kommen. Nur einen guten Rath nehmen Sie noch mit auf den Weg: Denken Sie sich die reiche Geliebte arm, wenn Sie wieder zu ihr kommen und wenn Sie die Arme noch einmal wiedersehen sollten, so denken Sie sie sich reich, dann werden Sie schneller zu einem guten Entschluß kommen. Uebrigens verschonen Sie mich mit der Heiratsanzeige — wenn es so weit kommen sollte — so wie überhaupt mit jeder Art von Correspondenz. Adieu!"

Die Städte und Dörfer der theils lieblichen, theils rauhen Thäler des Riesengebirges sind ein kleiner Spiegel englisch-socialer Zustände; oder waren es vielmehr früher noch auffallender als in gegenwärtiger Zeit. Während tausend arme Weberfamilien

die genau gezählten und der Größe nach abgeschätzten wenigen Erdäpfel, sparsam besalzt, als Frühmahl, Mittagmahl und Nachtmahl zu sich nahmen, oft auch diese nicht hatten, wurde an den Tafeln der reichen Leinwandhändler mit Luxusspeisen geglänzt und die ganze Widerlichkeit der Geldaristokratie gähnte einem überall an. Seitdem ist das nun wohl theilweise anders geworden. Der Reichthum ist größtentheils zerronnen, aber die Armuth hat sich nicht so leicht verlieren können, und es ist noch immer hochmüthige Handelsphysiognomie und kleinmüthiges Proletariat nebeneinander zu beobachten.

Bei jenem Kaufherrn, dessen Tochter Eduard auf dem Kamm des Riesengebirges angelegentlich Liebe vorbereitet hatte, umfaßte eben eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft den Theetisch, als Menter eintrat und zuvorkommend aufgenommen wurde.

„Nun, wie ist es Ihnen denn gegangen?“ fragte Ottiliens Vater, nachdem Eduard zwischen zwei den Absud der chinesischen Blätter zierlich aus der Schale herausküssenden Damen Platz genommen hatte. „In Berlin wird man Sie hineingelassen haben, aber sicher nicht zu Ihrem Herrn Onkel.“

„O, doch!“ antwortete Eduard und theilte auf wiederholte Fragen einiges von den Forschungen mit, worüber mit Anstand gelacht wurde.

„Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt,“ sagte Ottiliens Vater. „Der alte Herr ist — Sie verzeihen mir es schon — ein completter Narr. — Will

sich mit dem Jenseits beschäftigen . . . Was bringt dem Manne das Alles? — Denken wir vor der Hand noch an dieses Leben."

„Ja wohl, lieber Vater; da hast Du ganz recht," sagte Ottilie, den Thee servirend; „und der Herr Menter wird auch wohl nicht geneigt sein in die Fußstapfen seines Herrn Onkels zu treten und zehn Jahre Ewigkeit zu studiren"

Wir wollen den weiteren Verlauf der Theeunterhaltung nicht verfolgen, bei welcher Eduard theils beobachtete, theils beobachtet wurde. Ottiliens Nähe und der ganzen Familie Freundlichkeit gaben ihm Stoff, sich eine wunderschöne Zukunft aufzurollen. Nur zuweilen kamen ihm die Worte des Onkels in Erinnerung: „Denken Sie sich die reiche Geliebte arm," um zu gutem Entschluß zu kommen, und in solchen Augenblicken stahl Mariens Bild sich glänzender noch als Ottilie ihm durch den Sinn . . . Doch, Ottilie war doch nun einmal nicht arm, sondern Marie, daher eine solche eingebildete Trennung der Eigenschaften schwer vor sich geht.

Eduard blieb mehre Tage auf dem Landgute des reichen Kaufmanns, welche, soweit es das Wetter erlaubte, zu Partien benutzt wurden. Indeß fand sich endlich doch so viel Gelegenheit Ottiliens Hand zu nehmen, zu küssen und ihr zu sagen, daß er — Eduard — sie liebe. Das wußte Ottilie längst und sie erschrak daher nicht sonderlich darüber, lächelte mäßig entzückt und wies ihn an die höheren Behör-

den: an Mutter und Vater. Daraus konnte nun Eduard allerdings schließen, daß sie selbst nichts dagegen einzuwenden hatte; nur schien ihm der Grad der Neigung nicht recht klar.

Der hoffnungerfüllte Freier begab sich zu Ottiliens Mutter. Diese besaß aber einen alten dicken pensionirten Schoßhund, welcher gleich bei Eduards Ankunft denselben in's Bein gezwickt und dafür von Eduard einen Klaps bekommen hatte. Dieser kleine Schlag kam nun zur Sprache und Eduard mußte die ganze Größe dieses Vergehens erst eingestehen und den dicken Hund wieder gut machen, bevor man darauf eingehen wollte, ihm ein gutes Herz zuzumuthen. Dann, nach weitläufiger Hinweisung auf die Größe der Eroberung, welche Eduard an Ottilien zu machen im Begriff sei, wurde Eduard an den Vater gewiesen, wobei noch die wohlgemeinte Bemerkung ihm zukam, daß man ihm sagen werde, wann der Herr Papa ohne Schmerzen sei, damit ein guter Augenblick gewählt werde, indem sonst zu befürchten, daß der Herr Papa in übler Laune nichts davon würde wissen wollen.

Der glückliche Liebhaber war also nun wieder um ein Bedeutendes weiter. Die Geliebte passiv einverstanden, der dicke alte Familienhund versöhnt, die Mutter dem Verhältnisse sicher nicht fluchend und es fehlte also nur noch des Vaters Segen und — Häuser. Aber es vergingen mehre Tage und beständig hatte der Vater Schmerzen. — Endlich schwieg die Gicht und Eduard durfte reden.

„Was meine Tochter, die Ottilie, anbetrifft," sagte der Alte, der neben seiner Gutmüthigkeit auch noch ein wenig durch die Nase sprach; „die können Sie haben, weiß sie schon davon?"

„Ich habe mich Ihr bereits erklärt."

„Ach ja, ich erinnere mich. Meine Frau hat mir ja schon davon gesagt. — Nun, ich will Ihnen etwas sagen. Was Eure Herzensangelegenheiten sind, um die kümmere ich mich nicht; so was gehört in's Departement der Mütter. Aber wir haben von andern Dingen zu reden. Wie sind denn Ihre Verhältnisse? Das muß ich ganz genau wissen."

Eduard gab offene Auskunft über den Stand seines Geschäftes und die Höhe seines Betriebscapitals.

„Du lieber Gott!" sagte überrascht der Alte. „Wie können Sie denn mit so geringen Mitteln eine Dame wie meine Tochter standesgemäß erhalten wollen? Sehen Sie denn nicht, wie Ottilie hier gewohnt ist zu leben?"

Eduard war sprachlos und starrte verlegen den dicken Hund an, der, seit Eduard so freundlich zu ihm war, diesem überall folgte, daher auch bei dieser Geheimconferenz gegenwärtig war und sich eben — alle Viere in die Höhe streckend — auf dem Divan wälzte. — Wer weiß auf welche, Eduard verletzende Weise hier die Unterredung und die ganze Bekanntschaft ihr Ende erreicht hätte, wenn nicht Ottiliens Mutter, die — im Nebenzimmer befindlich — wohl etwas von diesem nicht sehr zarten

Vorwurf gehört haben mochte, bald darauf eingetreten wäre und durch einige, wenn auch nicht eben zur Sache gehörende Worte der Verlegenheit des Freiers ein Ende gemacht hätte. Sie wußte — dann die Unterredung wieder aufnehmend — der Angelegenheit eine etwas freundlichere Wendung zu geben, wonach es dann zu dem Vorschlag kam, daß der Eidamkandidat das weitere Reussiren seines Geschäftes erst abzuwarten habe, respektive anstreben solle, um dann ein so kostbares Kleinod, wie Ottilie es ist, erreichen zu können. Von einem Heiratsgut war direkt keine Rede, doch wurde erwähnt, daß wenn sich Eduards Verhältnisse vortheilhafter gestaltet haben würden, wohl ein solches zu gewärtigen sei, das jedoch, so lange die Eltern leben, zu keinen sonderlichen Erwartungen berechtigen dürfe. — Der Vater setzte dieser Aeußerung die Bemerkung hinzu, daß man ohnehin schon mit sehr achtungsvollen, selbstständigen Männern in Unterhandlungen stehe, welche Ottilien — wie das nicht anders möglich — sehr lieben und die von dieser auch recht gern gesehen werden. — Damit war die Conferenz zu Ende und der dicke Hund watschelte hinter Eduard her in den Garten hinaus, wo Ottilie immer dasselbe lächelnde Gesicht machte.

Abends war wieder Gesellschaft und es drängte sich Eduard die Bemerkung auf, daß seine Halbbraut gegen jeden gleich liebenswürdig, eingeschult liebenswürdig war. Da fing der etwas enttäuschte Freier

an, die Worte des alten Sonderlings: „Denken Sie sich die reiche Geliebte arm“ besser zu verstehen. Sie lagen ihm unaufhörlich im Gedächtniß und er wünschte sich weitweg von dort, hin wo der Kahlenberg wächst; dennoch gab er sich alle Mühe, sich den letzten Abend noch recht glücklich zu fühlen. Am nächsten Morgen aber saß er im Wagen und athmete freier, als er sich wieder im Bereiche von Oesterreichs Doppeladler befand und der einzigen Kaiserstadt Annäherung erfüllte ihn immer mehr und mehr mit Sehnsucht nach der verlassenen Marie; mit immer freudiger Ungeduld, sie wieder zu sehen, und sie sich „um zu gutem Entschlusse zu kommen,“ wie der Sonderling sagte, „reich denken zu können.“

Wien war erreicht; Eduards dringendste Geschäftsangelegenheiten besorgt; da ließ es ihm nicht länger Ruhe. Er suchte alle die Orte auf, wo er sonst Marie und deren Angehörige gefunden und als ihm der Zufall nicht günstig sein wollte, wählte er den geraden Weg und stand — sie überraschend — vor ihr.

Das frische, heitere Mädchen war während der Zeit bedeutend lebensverständiger und ernster geworden. Es war Eduard, als hätte er sie viel längere Zeit nicht gesehen. Er erkannte an ihrem ganzen Wesen die Folgen des Verlassens und fühlte nun um so mehr das volle Wiederaufleben der früheren Neigung. Er sprach wenig mit ihr, schrieb

ihr aber schon Tages darauf, indem er seiner dauernden Liebe sie versicherte. — Marie dankte.

Eduards Eifersucht erwachte; er glaubte sich bereits ersetzt; aber es war nicht so. Marie fürchtete nur neues Leid durch neues Verlassen. So vergingen Jahre; da erst führte das Geschick für die Dauer sie wieder zusammen und Eduard fand seine arme Marie so reich, daß er des alten Sonderlings Worte nun erst ganz verstand.

Blumenleben.

Von Wilhelm von Metzerich.

Frühling.

Auf, freue dich! entbeut dir froh
Den Gruß die Anemone;
Du aber meinst, sie spreche so
Nur deinem Schmerz zum Hohne,

Und meinest, daß die Blumenflur
Ihn stets erneu' und nähre —
O glaub', der Frühling weckt ihn nur,
Damit er ihn verkläre.

Das Erstlingsveilchen auf der Flur
Scheint sehnlich zu verlangen
Nach Thaugewölk, um süßer nur
Zu duften und zu prangen.

So, junge Herzen, löſ' auch euch
Verborg'nen Keimesſegen
An Leid und doch an Hoffnung reich
Ein Frühlings-Thränenregen.

Mag achtlos an der Veilchen Flor
Der Blick vorübereilen
Und keine Seele je davor
Mit Wohlgefallen weilen:

Es ſchmerzt ſie nicht; aus voller Bruſt
Verſtreu'n ſie lind und leiſe
Den Balſamhauch zu Aller Luſt;
Das iſt ſo ihre Weiſe.

Aurikel das, erſtickend faſt,
Ein dürres Reis bedeckte,
Verdrängend bald die ſchnöde Laſt
An's Licht ſein Köpfchen ſtreckte.

Und fröhlich rief es: Was da lebt,
Vermag kein Sarg zu ſchrecken;
Was wahrhaft lebt und liebt und ſtrebt,
Das läßt ſich nicht verſtecken.

Sommer.

Die Sonnenblume ſeufzt hinauf
Zum fernen Tagesſchimmer:

Du lenkst von mir hinweg den Lauf,
O liebst du mich denn nimmer?

Die Antwort, die der Gott ihr gibt,
Ist schwerlich Trost zu nennen;
Ergib dich! spricht er, was sich liebt,
O sieh, das muß sich trennen!

Die Nachtigall singt trauervoll
Aus düsteren Cypressen
Und hat wohl schon der Nachtviol',
Der liebenden, vergessen.

Sie klage zu! Es rächt sich bloß
Eins durch das And're wieder:
Leid, welchem stiller Duft entfloß,
Durch Leid, gehaucht in Lieder.

Mit schwesterlicher Theilnahm' fragt
Am Gartenhag' die Rose,
Was wohl geschehen, daß so verzagt
Die zitternde Mimose?

Da summt ein Bienlein: Ihr wird nie
Ein glücklich Loos auf Erden;
Einmal verletzt — wähnt immer sie
Aufs Neu' verletzt zu werden.

Die Malve schließt sich, fern vom Licht;
Du magst sie traurig nennen.

Sie denkt doch nicht, kann glauben nicht
An ein Fürimmertrennen.

Sie weiß, auf eine jede Nacht
War noch gefolgt ein Morgen; —
Sei denn wie sie, mein Herz, bedacht,
Und laß von deinen Sorgen!

Herbst.

Das Letzte in dem Wiesenflor,
Ein Maßlieb lugt im Regen
So fröhlich aus dem Gras hervor,
Als ging's dem Mai entgegen.

Da denk' ich dankbar, wie zur Stund'
Ich vor mir selbst mich rette
Und fröhlich bin, wo ich doch Grund
Mich zu betrüben hätte.

Zur halbentlaubten Linde spricht
Die Aster: Sieh, ich finde
Es besser, daß ich duste nicht
Und mein Gefühl verwinde.

Will, aufgewandt mit festem Geist,
Das weichliche Empfinden

Am Ende, weil es scheiden heißt,
Verhehlen und verwinden.

Wirf ab, o Baum, das letzte Blatt,
Dieß kränkelnde Erinnern,
Und zieh' dein Leben, kalt und matt,
Nach deinem tiefsten Innern!

Entschlafe fest und träum' nach Lust,
Bis dich die Lerchen wecken,
Und Kraft und Jugend deine Brust
Mit neuem Schmuck bedecken!

Gedichte.

Von Max Löwenthal.

Pygmalion.

Nun versteh' ich deine Schmerzen,
Weinender Pygmalion,
All' die Qual in deinem Herzen,
Deiner Götter ganzen Hohn:

Als die Seele dir erglühte
Für ein reizend Bild von Stein,
Als dir Lieb' im Herzen blühte,
Und dein Lieben blieb allein.

Als du ihr in's Auge blicktest
Und erloschen blieb sein Licht,
Als du an dein Herz sie drücktest,
Und das ihre bebte nicht.

Als du ihr dein Elend klagtest,
Und ihr Ohr vernahm dich nicht,
Als du sie nach Liebe fragtest,
Und sie antwortete nicht.

Unglückseliger, ich weiß es,
Was du fühlen da gemußt,
Blutend trage ich dein heißes
Wehe in der eignen Brust.

Schlange und Blumen.

Ich gab dir eine Schlange,
Geschnitzt aus rothen Korallen,
Du ließest sie als Spange
Um den weißen Arm dir gefallen.

So möcht' ich mit meinem Herzen
Dich ganz und gar umschlingen,
Mit meinen Freuden und Schmerzen
Dich ganz und gar durchdringen.

Die blutig-rothe Schlange
Dir Tag und Nacht erzähle,
Wie ich so sehnsuchtbange
Dich lieb' in der Tiefe der Seele.

Getrocknete Blümchen dir gab ich
Zum Strauße zierlich gewunden,
Doch für mein Lieben hab' ich
Die falschesten Boten gefunden.

Wo sind die Farben geblieben,
In denen die Blümchen erglühten,
Indessen mein treues Lieben
Trägt unvergängliche Blüthen?

Wo sind die Düfte geblieben,
So die Blümchen gehaucht in die Lüfte,
Indessen mein treues Lieben
Haucht unvergängliche Düfte?

Dem Tode wird nur zum Raube
Das Leben, der Erde entnommen.
Mein Lieben ist nicht vom Staube,
Es ist vom Himmel gekommen.

Rosen zum Abschied.

Wirst in dem Aug', das thränenmaß,
Du stets nur Schmerz zu lesen wähnen?
Es spricht der Freude Uebermaß
So wie das bitt're Leid in Thränen,

Der Rosenstrauß, den meine Hand
Der deinen zitternd reicht im Scheiden,
Er ist das heitere Gewand,
Worein sich hüllt mein tiefes Leiden.

Der Geier.

Von Wilhelm Gärtner.

Die Sonne sank, aus dunkler Bläue flimmert
Herab so klar der Sterne gold'ne Stadt;
Es malt im Urwald d'rin, vom Mond durchschimmert,
Den Schatten auf den Moosgrund Stamm und Blatt.

Kein Athemzug, kein Lüftchen weh't; es schleichet
Des nächt'gen Raubthiers Pranne leicht und weich;
Kein Blättchen bebt, nur aus der Ferne reichet
Herüber ein Getön, gewittergleich.

Das sind die Donner, welche ewig hallen,
Das ist der Erdenkräfte Sprach' und Klang;
Das sind die Wasser, die zur Tiefe fallen,
Das ist des Niagara Donnersang!

Dort, wo der hohe Ahorn, sturmbezwungen,
Die Blätterkrone in den Strom begräbt,

Hat aus dem Buschwerk sich herausgerungen
Ein Bild, wie mitternächt'ger Traum es webt.

Die Lenden von dem Wampungurt umzogen,
Die Stirn vom Federdiadem umwallt,
Zur Hand den Wurfspieß, Tomahawk und Bogen,
Tritt aus der Schlucht des Mohikans Gestalt;

Des Mohikans, weithin genannt der Geier,
Den Schwert und Messer aus dem Wigwam trieb;
Der seinen Namen d'rum mit Blut und Feuer
In's Haus und Hirn den weißen Männern schrieb;

Des Mohikans, den sie mit Hunden hetzten;
Des Häuptlings, welcher gegen Heere stand,
Des blutigen, flüchtigen Mohikans, des letzten;
Ein scheues Wild im eig'nen Heimatland!

Ja, der Vertilgungskrieg, er ist gelungen,
Der ganze Stamm liegt todt in seinem Blut;
Der Indianerstamm hat ausgerungen,
Nur eine Wunde tropft noch heiß wie Gluth!

Der Häuptling, wie er düster in sich schauert,
Als käme aus dem Tode er zurück!
Sein Blick, gesenkt zur Erde, wie er trauert!
Das ist nicht mehr des Geiers Feuerblick.

Sieh', da umschmiegt ihn sanft, wie die Liane
Den Stamm, ein Weib, aus Lieb' und Reiz gewebt,

Wie es in buhlerischem Priesterwahne
Verzückten Heidenthumes je gelebt.

Dem treuen Weibe liegt ein Kind im Arme;
Es lächelt schlummernd; was das Kind wohl träumt?
Warum dem treuen Weib in Leid und Harme
Ein Blumenkranz die Stirn wohl festlich säumt?

Dort, wo in ungemess'nen Tiefen brauet
Der Wassersturz, als grüb' er seine Gruft,
Auf daß er d'raus, in Auferstehung, bauet
Zum Himmel hin der Nebelsäule Duft:

Dort ziehen sie vereint hinab zum Strome;
Kein Wörtlein nennt die Lippe, keine Klag';
Der Mutter Thräne fiel auf's Kind; am Dome
Des Himmels leuchtet ew'ger Feiertag.

Da sind am Strome nun sie angekommen;
Im Schilf geborgen liegt ein Kahn am Strand,
Im Schilf das Schifflein hat sie aufgenommen;
Schon gleitet es dahin, gelöst vom Land.

Schon treibt es auf des Niagara Spiegel;
Kein Wörtlein nennt die Lippe, keine Klag';
Schon zuckte falb des Morgens Feuerflügel;
Warum das Kind im Traum wohl lächeln mag?

Der Geier läßt das Ruder ruh'n und leise
Töut aus dem Kahne frommer Doppelsang;

Dem großen, unsichtbaren Geist zum Preise
Tönt jetzt wie Hochzeitslied, tönt jetzt so bang!

Das Schifflein auf dem Strom treibt schnell und schneller
Und näher tobt der Katarakt heran;
Das Lied im Kahne tönet hell und heller,
Der große Geist hat seine Freude d'ran!

Wie blüh't der Stirne Kranz im Dämmerstrahle
So bräutlich auf! wie schallt des Geiers Sang!
Wie flammt der Stern im hohen Hochzeitssaale,
Wie tobt's heran, gleichwie Weltuntergang!

Da hüllt der Sturz sie schon in seine Schleier,
Schwingt sie hinab in seine Donnerwelt,
Und spendet ihnen eine Todtenfeier,
Wie keinem König je sie ward bestellt.

Bisweilen sieht das Aug' den Farbenbogen
Des Mond's im Duft des Kataraktes steh'n:
Dann kommt der Geier singend hergezogen
Mit Weib und Kind und flammt im Phänomen.

Reisebilder aus Nordafrika.

Von Dr. Berthold.

Eisenbahnen und Dampfschiffe haben unsern Erdball um mehr als die Hälfte kleiner gemacht. Weite Reisen von früher sind Spazierfahrten geworden, und gewiß hat die nun mögliche Ersparniß an Zeit und Geld die Reiselust im Allgemeinen bedeutend vermehrt: — trotzdem bin ich überzeugt, daß viele geehrte Leser und wohl so ziemlich alle liebenswürdige Leserinnen dieser Blätter sich mit einem leisen Schauer für die höfliche Einladung zu einer Lustpartie nach Afrika bedanken würden. Ich versichere, daß Sie darin ganz Unrecht haben, das unserm Ohre als Reiseziel fremd und weit entfernt klingende Wort Afrika bezeichnet einen Welttheil, welcher von einzelnen Punkten Europa's ohne große Beschwerde erreichbar ist, und in seinen verschiedenen Theilen so Mannigfaches in sich faßt, daß man vorher das Ziel einer Reise dahin genau bezeichnen muß, ehe man

zu bestimmen im Stande ist, ob man einem, durch Beobachtung von belehrenden und interessanten naturgeschichtlichen und nationellen Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten höchst dankbaren Vergnügen, also einem wahren Genuße, oder aber einer mit Entbehrung und Gefahr verbundenen mühevollen Wanderung entgegen geht.

Ersteres ist nun wirklich bei einer Bereisung des nördlichen Afrika's der Fall, besonders in Bezug auf die dortigen französischen Besitzungen; und ich gestehe offen, daß ich es mir zu einem gewissen Verdienste anrechnen würde, wenn ich durch diese Blätter etwas dazu beitrüge, die Reiselust nach Algerien zu beleben. Ich bin des Dankes und der Befriedigung jedes zu diesem Ausfluge veranlaßten Touristen im Voraus versichert; denn es ist dieß ein Land, das nebst einem unerschöpflichen Reichthume des Interessanten, sowohl in Naturschönheit, historischen Ueberresten und Denkmälern, als in eigenthümlicher Gesittung seiner einheimischen Bevölkerung die dem Europäer wahrhaft unschätzbare Annehmlichkeit bietet, daß er größtentheils gar nicht aus dem Kreise seiner Gewohnheiten und Lebensweise herauszutreten bemüßiget ist; da der artige und stets zuvorkommende Franzose durch seine allgemeine Verbreitung und Ansiedelung im Lande dem Reisenden die gewiß willkommene Möglichkeit verschafft, aus europäisch eingerichteten Hôtels das Leben und Treiben des Kabylen und Beduinen in unmittelbarer Nähe zu beobachten

und genau kennen zu lernen. Will ja der Besucher tiefer in das Land eindringen, Punkte bereisen, welche einer festen französischen Ansiedelung entbehren; so ist es nicht minder der in Algerien den, ich möchte sagen, liebenswürdigen Hausherrn spielende Gallier, welcher durch wirksame Empfehlungen an arabische Scheiks und Ortsvorsteher, durch dem Reisenden als Schutz und Begleiter beigegebene Spahis u. s. w. für den Gast nach Möglichkeit und in jeder Richtung hin sorgt. Darum reise Niemand ohne Empfehlungsschreiben in dieses Land; mit den doppelten Auslagen und oft unübersteiglichen Schwierigkeiten erreichte er kaum den halben Genuß, kaum die halbe Belehrung und Kenntniß alles diesem Volke und Lande Eigenthümlichen. Uebrigens ist das Leben und Reisen in Algerien ein im Verhältnisse sehr billiges zu nennen, man braucht in der Schweiz das Doppelte, selbst wenn man hier nicht verschwenderisch lebt.

Wer würde also nach all dem eben Gesagten nicht mit Lust einen überdieß nicht zeitraubenden Ausflug — 4—8 Wochen reichen hin Algerien ziemlich genügend kennen zu lernen — in dieß überseeische Land machen; bei dessen erstem Betreten sich der Europäer und besonders der Deutsche in eine ganz andere Welt versetzt sieht; in eine Welt voll üppiger Dattel- und Fächerpalmen, Bananen, Johannisbrodbäume, von rothen und weißen Blüthen überschütteter Oleander, deren Stämme mehr als Fußdicke besitzen, mit Baumwoll- und Cochenillecactuspflanzun-

gen u. s. f. belebt durch muntere Vierhänder, Chamäleone, nebenbei freilich auch Schakale, Hyänen und Löwen; in ein Land, wo in der blendend weiß getünchten, echt orientalisch eng und winklich gebauten Stadt verschleierte Frauen, braune und schwarze in weite Burnusse gehüllte, abenteuerlich aussehende nervige Männer dahinschreiten; auf der Ebene und Landstraße auf flüchtigem Rosse dahinbrausen oder auf geduldigem Maulthiere oder pathetisch daherschreitendem Kameele einhertraben. Oder in gemüthlicher Ruhe mit unterschlagenen Beinen auf der Schilfmatte im maurischen Kaffeehause sitzend zu einer Tasse trefflichen Champouroux (schwarzer Kaffee mit Satz und Rhum) aus ihrer nationellen, aus der Wurzel und dem Holze des Johannisbrodbaumes geschnitzten Holzpfeife ihren Tabak schmauchen!

Wahrlich eine solche Reise muß stets eine erfreuliche Erinnerung für das ganze Leben bleiben, und wenn gleich Momente tüchtiger Strapatzen und mitunter augenscheinlicher Gefahr mitten inne stehen; so dienen dieselben gewiß nur, wie der Schatten im Bilde, zur Erhöhung des Werthes einer solchen Fahrt, sie stämpeln dieselbe erst recht eigentlich zu einer ungewöhnlichen, ich möchte sagen afrikanischen. Ich will es nun versuchen einzelne erlebte Scenen mit der Feder zu skizziren und der freundliche Leser wolle verzeihen, wenn sie ihrer treuen Wahrheit halber schmucklos und wenig anziehend erzählt sind.

Eine Fahrt über das Mittelmeer.

Nach mehren Jahren begrüßte ich endlich vom neuen herrlichen Molo in Marseille mein liebes Mittelmeer, einen alten Bekannten von Italien her. Der prächtige Golf mit seinem stolzen Chateau d'If, seiner herrlich gelegenen amphitheatralischen Stadt, umschlossen im Hintergrunde vom schützenden Gebirge, bietet ein wahrhaft reizendes Bild; und Marseille selbst mit seinem bunten muntern Leben, seinen beiden imposanten Häfen, gefüllt von Tausenden von Schiffen aller Größe und Gestalt mit ihrem Mastenwalde, in dem Repräsentanten aller Nationen herumklettern und singen, mit seinen vielleicht schönsten und luxuriösesten Café's der Welt, gehört unstreitig zu jenen Punkten der Erde, welche als die freundlichsten und interessantesten in der Erinnerung jedes Reisenden auftauchen müssen.

Die Fischerbarken und die unaufhörlich ein- und auslaufenden Schiffe tanzten zwar etwas leidenschaftlich auf den tiefblauen lustigen Salzwellen des Golfes, doch war der Himmel rein, die Luft balsamisch, echt italienisch mild; und obgleich ich das Mittelmeer früher auf einer Fahrt von Neapel nach Genua schon von der unliebenswürdigen Seite kennen gelernt hatte, hoffte ich doch dießmal etwas besser wegzukommen. Wahrlich man bekömmt Lust und Sehnsucht

mit dem fröhlichen Matrosen und heitern französischen, nach dem Orient schwimmenden Soldaten hinauszusteuern in's blaue Meer!

Vom Schiffsjungen bis zum Capitän, vom Tambour und der kokett und theatralisch gekleideten Marketenderin bis zum Stabsofficier und Regiments-Commandanten nichts als fröhliche Gesichter, lustige Lieder, als wäre das alles eine Gondelspazierfahrt, von der man Morgen wo möglich schon wiederkehrte!

Alle 5 Tage geht (und kommt) ein Schiff nach Afrika. Wir sicherten uns für den 20. Oktober 1854 auf dem aus zwei mächtigen Essen Rauch schnaubenden „Languedoc" Plätze nach Algier. Unser Lohndiener im Hôtel d'Orient war in der Besorgung der Pässe saumselig gewesen, und so kam es, daß wir fast im letzten Augenblicke reisefertig wurden und so ziemlich die Letzten auf dem thurmhohen Imperial des Omnibus-Colosses, von wo aus thronend wir manchem hübschen, im Fenster der ersten Etage liegenden Marseilleser Gesichtchen hätten in die rosige Wange kneipen können, dem Einschiffungsplatze zurasselten. Das Gewirre und die Confusion jeder Einschiffung, die Hast jedes dabei Betheiligten, das Geschrei der Seeleute, das Abschiednehmen von Freunden und Verwandten, das Gedränge der Neugierigen, das Laden und Ordnen des Gepäckes und sonstiger Frachtgüter — dieß und tausend andere Zufälligkeiten und Nothwendigkeiten machen die letzten Augenblicke vor dem Insee-

gehen eines Schiffes gewöhnlich zu mehr oder weniger unangenehmen.

Wir hatten wie gesagt unsere Plätze erst spät nehmen können, und gelangten daher durch das allgemeine Gedränge nur mittelst Hebelkraft unserer Ellbogen an Bord, wo man uns Spätlingen eine Cabine sur le pont anwies, und ich war darüber sehr froh; denn man ist erstens allein, ungenirt, und hat zweitens statt der theerigen gesperrten, durch die Zufälligkeiten der Seereise oft sehr mephitischen Athmosphäre des untern Schiffraumes eine reine, frische Seeluft in diesen Zellen, was besonders dann, wenn man bei unruhigem Meere durch Seekrankheit an das Bett gefesselt ist, von großem Werthe ist. Nachdem wir uns gehörig installirt hatten, stiegen wir auf das Hinterdeck des Dampfers, und musterten die Gruppen auf und um das Schiff. Das erste Glockensignal hatte eben verklungen; weinende und lachende Gruppen umgaben uns, während am Vordertheil des Schiffes bunte Scenen von Soldaten und Passagieren letzter Klasse sich drängten, zwischen denen der Schiffskoch mit blutigem Schlachtmesser und noch zuckendem Geflügel gravitätisch einherschritt und Schiffskellner sich hindurchdrängten. Da erscholl das zweite kürzere Signal! Wie mancher Männer- und Mädchenarm schlang sich da fester! Wie manches letztes Liebeswort und letzter Glückswunsch wurde wohl da gewechselt! In diesem Augenblick marschirte düster eine von starker Militärbedeckung begleitete Reihe paar-

weise zusammengeketteter Sträflinge heran. Theilnahmslos schweifte ihr Blick über die ganze Scene. Sie mochten wohl alle vom Innern Frankreichs hertransportirt nirgends einem theilnehmenden Auge begegnen. In wortloser Ruhe wurden ihnen die Handschellen aufgeschlossen und sie bestiegen stumm das Schiff, um ihrer Bestimmung zu den Strafcompagnien in Algerien entgegenzusteuern.

Allmälig verließen alle Nichtmitreisenden das Deck und kurz darauf signalisirte die zum dritten Male ertönende Glocke um 1 Uhr Mittags unsere Abreise. Die gemessene rasche Thätigkeit der Seeleute begann mit dem Schließen der Bordbarrière, rasselte der Anker empor, die Maschine begann zu schnauben und bald suchte sich der schwere Languedoc seinen Weg aus dem Labyrinthe der übrigen ruhenden Schiffe, Adieux und Revoirs erschollen, Schnupftücher flatterten und bald schwammen wir an den Inseln vorbei in das blaue Salzwasser hinaus. Je weiter wir in die See kamen, desto weiter, großartiger und schöner wurde die Ansicht des scheidenden Europa's, — aber desto mehr schwankte auch unser trefflich segelnde Languedoc und manches rosige Gesichtchen erbleichte, gar mancher Passagier suchte einen festen Sitz. Abgehetzt von den Laufereien und Besorgungen des Morgens streckten wir uns müde auf unsere Betten; und während ich mit der Bleifeder einen Brief an die Meinen begann, entdeckte ich unter meiner Decke plötzlich ein Heft von Hippolite Castil-

le's illustrirter Romanlitteratur u. z. der Contrebandier, das jedenfalls ein Vorgänger mir unbekannter Weise verehrt hatte. Der Fund war ganz passend und ich vertrieb mir durch diese Lecture manche der stürmischen Ueberfahrtsstunden; denn Vater Neptun schüttelte ungalanter Weise sehr unwillig seine Wellenperücke, so daß des Leidens an Bord kein Ende wurde. Wir blieben ruhig zu Bette — nach meiner Erfahrung das beste Antidot der Seekrankheit — und bedauerten herzlich die Deckpassagiere, worunter zahlreiche Weiber und Kinder waren, welche von den besonders des Nachts wie Kanonenschüsse an die krachenden Schiffsflanken donnernden Wogen gar manches unwillkommene Sturzbad erhielten.

Während mein seekranker Reisegefährte ein mehr denn 48stündiges absolutes Fasten unter eben nicht andächtiger Gemüthsstimmung und bewundernder Betrachtung der herrlichen Auf- und Untergänge der lieben Sonne am Meere durchmachte, und ich mir die Zeit mit Lecture, bissenweisem Genuße kalten Bratens mit Selterwasser oder schwarzen Kaffees, welchen mir der grollende Meergott gönnte, vertrieb, schaukelten wir rasch nach Afrika hin; wie Schattenbilder flogen die Balearen an uns beiderseits hin, und das zwischen Majorca und Minorca momentan ruhigere Meer gestattete uns allen einen Moment der Erholung; über den wir freilich seiner Kürze halber nicht recht froh werden konnten; und die Mehrzahl der

Landratten, welche mit scheuem Blicke, langem Gesichte und nicht immer salonfähiger Toilette aus ihren Betten hervorgeschlichen waren, eilten Sturmschrittes wieder in ihre Nester zurück, und dürften (mindestens die Passagiere erster Cajüte, welche mit dem Ueberfahrtspreise von 95 Frc. alle Bedürfnisse bezahlen) jedenfalls genügende Muße gefunden haben, um durch eigene Erfahrung zu dem Schlusse zu gelangen, daß die Schiffskost, mit deren Qualität übrigens gewiß jeder, der essen konnte, sehr befriediget war, für die Mehrzahl eine sehr theure, wo nicht die theuerste ist.

Am dritten Tage früh gegen 9 Uhr ertönte der Ruf: „Land! Afrika!" am Schiffe; und im glänzenden Sonnenscheine erblickte ich aus meinem Cabinefenster die von dem langgestreckten Jurjura gekrönten bergigen Nordküsten Algeriens, welche sich langsam und majestätisch aus dem tiefblauen, im Sonnenglanze funkelnden Meere heraushoben.

Die Freude bald wieder festes Land unterm Fuße zu fühlen, machte nun manches überstandene Leid vergessen; der herrliche afrikanische Himmel klärte auch die Gesichter auf; statt Wehklagen erschollen bald lustige Canzonetten, Fernröhre wurden hervorgesucht, die beiläufige Lage einzelner Berge und Städte besprochen; die Spuren der Seereise an der Toilette so weit thunlich verwischt, um bei den Herren Afrikanern und Afrikanerinnen einen möglichst guten Eindruck zu machen; überdieß schien auch Papa Neptun sein Müthchen an unserer Dampfnußschale

genügend gekühlt zu haben, denn die See ward von Minute zu Minute ruhiger, so daß wir gegen Mittag auf dem herrlichsten glatten Wasserspiegel dem Lande zuflogen.

Der erste Eindruck dieses neuen Welttheiles wird mir ein stets unvergeßlicher bleiben. Die Natur hatte im wahren Sinne des Wortes Alles vereint, um dem Europäer und besonders dem Nordländer mit einem Male zu zeigen, daß er Afrika zu betreten im Begriffe sei. Während wir unter der vom dunklen Azurhimmel mit einer Kraft von 38° R. strahlenden Sonne dem uns zuschwimmenden Algerien entgegenrauschten, löste sich der aus dem dunkelgrünen, zwischen Meer und Himmel liegenden Landstreifen weithinaus glänzende weiße Punkt allmälig in ein wahres Häuserlabyrinth orientalischer Bauart auf, umgeben von der üppigsten Palmen-, Oel- und Lorbeervegetation, und vertieft in die Betrachtung dieses herrlichen Schauspiels merkten wir es kaum, daß wir in dem von Kriegs- und Kauffartheischiffen belebten Hafen eingelaufen waren. Der in den Meeresgrund rasselnde Anker überzeugte uns endlich, daß uns kein Traumbild täuschte, wir waren in Afrika! Hunderte von Gondeln und Kähnen gelenkt durch den Arm echt afrikanischer sonnverbrannter, mit orientalischen, oft kaum die nothdürftigste Bedeckung bietenden Costumen bekleidete Gestalten umwimmelten augenblicklich unser Schiff, und mit zauberischer Schnellig-

keit waren diese abenteuerlichen Ankömmlinge mitten unter uns und trugen gewiß das Meiste zu der heillosen Verwirrung der nun beginnenden Ausschiffung bei. Des Gedränges und Stoßens, des Befehlens und allgemeinen Geschreies war kein Ende. Man wußte nicht, sollte man sich selbst oder die Koffer aus den dienstfertigen oder zudringlichen Händen der nacktbeinigen Afrikaner retten. Mancher Reisende mußte seine Gepäckstücke aus 3—4 Kähnen förmlich wiedererobern. Endlich gegen ein Uhr schaukelten wir schweißtriefend dem Lande zu, und eilten auf der unter unserm Tritte scheinbar schwankenden Steintreppe durch den Schwibbogen des Stadtthores in das ersehnte Algier, wo wir in dem sehr zu empfehlenden Hôtel de Rouen ein treffliches und wie sich später zeigte, sehr billiges Unterkommen fanden. Eine tüchtige kalte Kopfwaschung brachte uns bald wieder zu uns selbst, und gestärkt durch ein aller überstandenen Seekrankheit spottendes Dejeuner schlenderten wir in das schöne Café d'Apollon auf dem durch seine Gebäude und Aussicht auf das Meer wirklich reizenden Place du Gouvernement und ließen bei einer Tasse aromatischen Mocca's au petit verre unsere Cigarre schmauchend im bunten Gemische Bournusse und verschleierte Frauen, Zuaven und Chasseurs d'Afrique, Matrosen und Gentlemen an uns vorüberziehen; Bilder voll interessanter Neuheit und unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit, welche mir damals trotz ihrer reellen Wirklichkeit nicht minder als jetzt

in der Erinnerung wie Gaukelspiele eines angenehmen Traumes erschienen.

Man braucht wirklich nicht europamüde zu sein, um sich zurückzusehnen in die herrlichen vom funkelnden Sternenmeere oder dem über der See aufgehenden Monde, dessen Licht als ungemessener Silberstreif auf den Wellen tanzte, erhellten milden Abende, wo man im bunten Gewühle von Kabylen, Beduinen, maurischen Mädchen und Soldaten am Place du Gouvernement den eigenthümlichen, von der französischen Militärmusik allabendlich von 8—9 Uhr vorgetragenen arabischen Wüstenmelodien oder Opernstücken zuhörte; oder träumend an die Barrière gelehnt dem wechselnden Lichte des weit im Meere stehenden Leuchtthurmes und dem Treiben der, wie Leuchtkäferchen umherschwimmenden Fischerboote zusah und den fernen Lieben in der Heimat eine gute Nacht über den endlosen Wasserspiegel zurief!

L' hopital du Dey in Algier.

Der Leser wird vielleicht nicht eben angenehm berührt sein, wenn ich ihn in ein Krankenhaus führe, vielleicht trifft mich auch von mancher Seite der Vorwurf, daß ich mich darin so recht als Arzt beweise. Aber alles dieses beirrt mich nicht, und ich hoffe auf meiner proponirten Promenade selbst jede liebenswürdige Leserin angenehm zu unterhalten; denn wir

werden keine Krankenvisite machen, wollen weder Wunden besehen noch Pulse fühlen — wohl aber das ehemalige Lustschloß und den einstigen Harem des Dey's von Algier und den prächtigen ihn umgebenden Garten durchwandern, der nun statt mit reizenden Odalisken und Sklavinnen mit französischen Offizieren und Soldaten bevölkert ist.

An einem herrlichen sonnigen Morgen fuhren wir in Begleitung des mit echt französischer Courtoisie uns als Cicerone dienenden Intendant Général des hopiteaux de la province d'Alger von der Place de Gouvernement durch die Rue Bab el Oued und das gleichnamige Thor (Bab bezeichnet im Arabischen: Thor, Oued Fluß; also Bab el Oued = Flußthor) an der von hoch im blauen Südhimmel ihre herrlichen Blätterkronen wiegenden Dattelpalmen beschatteten, niedlichen Moschee Barbarousse vorüber, auf staubiger Straße längs dem schönen Meerbusen hin gegen den von einer theilweise noch ziemlich wohlerhaltenen alten Römerstraße in der Richtung nach Oran hin überschrittenen Hügel Bouzaréa. Am Fuße desselben gelangten wir zu einer langen im Vierecke gebauten Mauer, in deren Mitte ein Thorweg uns an obligater französischer Soldateska vorüber in das Innere der zu besuchenden Anstalt führte. So ziemlich im Mittelpunkte des großen, mit seiner Nordseite bis an das Meer reichenden Viereckes liegt das von allen Seiten mit Gärten umgebene Hauptgebäude, der eigentliche Harem.

Das Gebäude selbst trägt den Stempel aller maurischen Bauwerke; von Außen, ohne Fenster (die, welche die Franzosen durchbrechen ließen, ausgenommen) mit niedrigem Eingange, bietet es im Inneren einen überraschend freundlichen hübschen Anblick. Der musterhaft reine quadratische, schön gepflasterte Hof ist rings von zwei, durch maurische Säulen und Schwibbogen getragene bunt angestrichene Gallerien umgeben. Das ganze Gebäude ist vollständig erhalten, die Wände der schmalen Treppen und traulichen Gemächer sind noch ganz mit den glitzernden glasirten Fließchen, welche mitunter sehr hübsche buntfarbige Arabeskenzeichnungen mosaikartig darstellen, überkleidet, die Fußboden kühlen die Räume durch die sie deckenden, aus gebranntem feinen Thone geformten Platten; freilich passen die Apotheken- und Operationsgeräthschaften sammt der Bibliothek und den europäischen Hauswirthschaftsgegenständen im Erdgeschoße eben so wenig als die Feldbetten in den obern als Offizierskrankenstuben verwendeten maurischen Gemächern zu dem orientalischen Stile der Architektur; aber man braucht in diesen Räumen eben keine besonders große Fantasie, um sich einigermaßen in die frühere Zeit zurückzuträumen und man erwartet oft unwillkührlich hinter einem Vorhange eine ehemalige Harembewohnerin hervortreten zu sehen. Der Europäer schmückt sich die Harems mit ihren Bewohnerinnen so gern poetisch reizend aus, und findet dann auch die schattigen Gallerien und

kühlenden Bosquette und Cascaden im Innern der Höfe herrlich und einladend, das Leben idyllisch und romantisch voll Liebe und Rosenduft — obwohl wir vielleicht alle hierin irren, verfällt man wirklich unwillkürlich in diesen Fehler. Mir ging es gerade ebenso — freilich weckte mich in Constantine der schaurige Blick von der Pierre bleue in die schwindelnde Tiefe der Schlucht der Rhumel, von welcher der Dey sans façon die ihm lästigen oder als untreu beschuldigten Frauen hinabstürzen ließ, etwas unangenehm aus diesen Träumen.

Nachdem wir alle Räume durchschritten und unser Auge an der herrlichen Aussicht der obern Gemächer über den vor uns liegenden blumen- und wohlgeruchreichen Garten und den prächtigen Golf, die Stadt Algier und die endlose indigoblaue Meeresfläche, auf der zahllose von der Sonne vergoldete Segel herumschwammen, ergötzt hatten, stiegen wir in die Gärten herab.

Riesige weiß und roth blühende Oleander, fast baumartige violette und gelbe Lantanen, herrlich duftende Vanille- und Jasmingesträuche, scharlachrothe Pelargonien — kurz eine mit oft betäubendem Geruche die Morgenluft schwängernde Blüthen- und Blumenflora umgab uns in den schattigen gewundenen Spaziergängen der Anlagen; und wenn wir nicht Bezugs der Jahreszeit unserer Sache gewiß gewesen wären, hätte es wohl wenig gebraucht uns zu überreden, daß wir aus dem Monate Oktober in

den reizendsten Frühling zurückgezaubert waren. Das von mir gepflückte duftende Andenken, ein herrlicher Blumenstrauß, verwelkte leider zu bald in dem gegen Mittag hin brennenden Sonnenscheine.

Diese innern Gärten sind von eigenen Mauern umschlossen, und der bis zur äußersten Ringmauer reichende Raum ist mit großen als Krankensäle für 40—60 und mehr Mann eingerichteten Holzbaraquen gefüllt; Gebäude, die in unserm Klima ganz unpassend wären, im glücklichen algierischen Himmelsstriche aber vollkommen ausreichenden Schutz bieten.

Wir wollen uns aber hier weder mit der Beobachtung der dortigen Cholerafälle, noch mit der Betrachtung der von arabischer Messerklinge herrührenden Stichwunden und dergleichen den freundlichen Eindruck des einstigen Harem verleiden und treten somit unsern Rückweg in das glühende Algier an, um uns an einem trefflichen Sorbet zu erquicken.

Von Blidah nach Medeah.

Fahrt durch die Gorge de la Chiffah nach zwei tropischen Regentagen.

Ich scheide in der Erinnerung ebenso ungern, als ich es in der Wirklichkeit that, vom schönen Algier. Ich könnte Bücher schreiben über Scenen und Erlebnisse, gemachte Beobachtungen und genossene Vergnügungen in dieser Stadt. Doch, Beschreibun-

gen kommen mir immer vor wie anatomische Zergliederungen; das reihenweise Erfassen einzelner Theile eines reichhaltigen Gesammtbildes kann nie den Reiz haben und den Eindruck machen, wie es ein gleichzeitiger Totaleindruck des Ganzen thut; darum ist das Gemüth des Reisenden oft von Momenten und Erinnerungen entzückt und mächtig bewegt, deren Beschreibung beim Lesen oft nichts weniger als anziehend erscheint. Wer es nicht selbst erlebt und gefühlt hat, wird es langweilig finden, wenn ich ihm von den wonnigen Stunden erzähle, die ich beim prachtvollen allmäligen Sinken der Sonne und Betrachtung des brandenden Wogenspieles am Meeresufer verlebte; es ist da allerdings noch etwas anders als an unsern nordischen Seegestaden. Nach dem Versinken der Sonne baut sich da das herrliche Zodiacallicht als glänzende Pyramide gegen den Zenith auf, das Meer beschenkt den Besucher mit mancher reizenden Muschel, seltsam geformten Polypen oder Seetang und legt diese dienstfreundlichst sammt dem sie tragenden Salzwasser nicht bloß zu, sondern auch mitunter auf die Füße desselben.

Ich könnte lange erzählen von den prächtigen Dattelpalmenalleen, über 100 Fuß hohen einjährigen Bambusrohrschößlingen, Cochenillecaktuspflanzungen, lebenden Straußen, Seidenfabriken und endlosen Reihen von Gewächsen und Blumen aller Erdtheile im reizenden Jardin d'essai; es ließe sich eine spannende Novelle aus den Schicksalen des Sohnes des

ehemaligen Dey's von Tunis entnehmen., welcher nun nach der Entthronung seines Vaters als hinkender, im schmutzigen Arabercostume einher gehender Caffetier dem Kabylen und Europäer mit kriechender Freundlichkeit in dem vis à vis dem Eingange in den Jardin d'essai gelegenen, eben nicht einladend aussehenden Café aux platanes arabischen Caffe die Tasse à 1 Sou präsentirt: — doch all dieß wurde von andern Touristen wie z. B. dem genialen Freiherrn von Weber in Dresden, Wilhelm Rose (Beilage zur berlinischen Zeitung 1855) u. A. gewiß besser erzählt, als ich es vermöchte. Wir wollen daher dem Gebirge zueilen und nachdem wir in dem am Fuße desselben mitten in prächtigen, selbst in Afrika berühmten Orangengärten und Cochenillecaktuspflanzungen gelegenen Blidah mit seinem von vielleicht 1000jährigen Bäumen gebildeten „heiligen Olivenhaine" eine kurz Rast gehalten, unsere Wanderung nach dem auf der Hochebene des Atlas gelegenen Medeah antreten. Als ich das erstemal Blidah besuchte, strömte der Regen als ein wahrer Wolkenbruch hernieder; eine Unfreundlichkeit des Himmels, welche mir nicht bloß den Genuß der Gegend sondern auch manches interessante arabische Fest verdarb. Ich strebte daher die Bergeshöhen zu erreichen; denn ich hoffte — und zwar wie es sich zeigte mit gutem Grunde — dort ein besseres Wetter zu finden. Die Regengüße in diesem nördlichen Theile Afrika's nehmen durch ihre Massenhaftigkeit einen solchen Einfluß

auf das Land, daß selbst die Formation des Bodens von ihnen zum großen Theile abhängt. Die französischen Aerzte und Offiziere dieser Gegend theilten mir mit, daß innerhalb eines Monates oft 3 Metres (also nach Wiener Maß 9 Schuh 5 Zoll 10 Linien) hoch Regen vom Himmel fällt. Es ist daher begreiflich, daß die Bergformation, in so weit sie nicht Stein ist, großentheils von der Gewalt des Wassers gebildet ist, wie man solches am deutlichsten an der in den höhern Theilen des kleinen Atlas verbreiteten Muldenform bemerkt; und daß ferner so große Wassermengen die ihnen zum Abflusse aus dem Gebirge dienenden Schluchten, welche in der warmen Jahreszeit größtentheils trocken liegen, mit reißenden, tiefen, Bäume und Steine mit ihren schlammigen Wogen fortführenden Strömen füllen, welche die ebenen Theile des Landes oft mit Zauberschnelle zu schlammigen Seen verwandeln und der Menschenhände Werke zerstören.

Alles dieses und noch manches andere auf einer Vergnügungsreise nicht eben Erwünschte sollten wir auf unserer Fahrt nach Medeah mit eignem Auge sehen.

Es ist gewiß verdienstlich und anerkennenswerth, daß die Franzosen durch Straßenbaue, besonders so schwierige wie der nach Medeah, die Communication in Lande herstellten und durch geregelte Messagerienfahrten die Hauptpunkte der Provinz verbanden. Trotzdem lassen die Wagen sehr viel zu wünschen übrig, gewöhnlich alt, abgenützt, enge erinnern sie bei

ihrer überdieß fast steten Ueberfüllung mit Reisenden aller Farben sehr an unsere Privatstellwagen. Zu dreien saßen wir im durch Glasfenster geschützten aber mit Rücksicht des Raumes höchstens auf 2 Personen berechneten Cabriolet einer solchen Menschentransportmaschine und fuhren mit 6 Pferden, welche durch Peitschenhiebe, trotz der morastigen Straße, in welcher der Wagen fast bis an die Achsen versank, in einem steten Galopp erhalten wurden. So gerne ich schnell fahre, so unheimlich war mir diese Dahinraserei, einerseits der wahrhaft gequälten Thiere halber, von welchen der Schweiß in Strömen rann; andererseits der Gefährlichkeit der Straße halber, denn bei raschen Schwenkungen um scharfe Felsecken wankte der Wagen oft so dem geländerlosen Abgrunde, in dem in einer Tiefe von oft mehreren hundert Fuß die tosende Chiffah daherbrauste, zu, daß wir uns senkrecht über derselben schwebend dünkten. Als tröstenden Commentar zu dieser halsbrecherischen Höllenfahrt erzählte uns ein mitreisender Postbeamter aus Medeah aller Augenblicke ein Tenez Messieurs, c'est d'ici, qu' est tombé un Arabe, oder ici une voiture avec chevaux, cocher et voyageurs se sont écrasés. Unter diesen erfreulichen Umständen ging's im Carrière die in der schaurigen tiefen Chiffahschlucht im Zickzack an der westlichen Seite hinführende Straße hinauf, so tief auf einer Seite die tosende Chiffah lag, so hoch thürmten sich auf der andern Seite die losen Felsgipfel auf, von denen

oft ganze Massen mitunter kopfgroßer Steine neben uns herabstürzten, und von deren kleineren Exemplaren eines unserer Pferde bedeutend verletzt wurde; aber unser Conducteur zuckte zu diesen Zufällen — welche unserm Wagen und Leben Gefahr drohten — höchstens die Achseln, brummte eine Pfeife anzündend: „Rocher pourri!“ und ließ sich dadurch ebenso wenig in seinem Fortgaloppiren stören, als dieß durch die mitunter starken, von hohen Felskuppen mitten auf die Straße niederprasselnden Sturzbäche der Fall war. Während uns im Anfange unserer Fahrt die vom Gebirge bis fast an das Meer hin in einen schlammigen See verwandelte Ebene der Metitschah eine Ueberschwemmung im Flachlande zeigte, bot sich uns in der Schlucht der Chiffah ein Bild der Wassergewalt im Gebirge. Oft an 1000 Fuß hohe Staub- und Sturzbäche schossen mitten aus den mit üppigen Oelgebüschen, Fächerpalmen und Johannisbrodbäumen bewaldeten Höhen rauschend und donnernd in die schaurige Tiefe, während der schäumende Strom unten sich mit rasender Gewalt an ihm entgegenstehenden Felsblöcken brach.

Endlich gelangten wir immer berganfahrend an die schöne Steinbrücke bei Oued el Mardschah, einer Kupfermine, und setzten da vom linken auf das rechte Ufer des tief unten fließenden Stromes über. Der Weg führt nun auf dem ebnen Boden des Thales hin und man gelangt so bald bis an das Niveau des Chiffahflusses herab. Wir waren froh die schwin-

delnde Fahrt am Abgrunde der Chiffah überstanden zu haben, ohne das Schicksal der vom Postoffiziale citirten unglücklichen, in der Schlucht zerschmetterten Araber getheilt zu haben, und unser Reisegefährte meinte nun eine neue Cigarre anzündend: „Ah! nous avons à présent depassé la partie dangereuse!“ Im Vertrauen auf seine Lokalkenntniß lehnten wir uns eben recht gemüthlich in unsere Wagenecke, da gibt es mit einem Male einen heftigen Ruck und der Wagen schießt im Carrière einen steilen Abhang hinab; im nämlichen Momente schlägt das Wasser hoch über den Pferden zusammen, und wir sitzen mitten im brausenden Strome. Der Postillon und Condukteur arbeiten mit Meisterhand aus Leibeskräften ein Duo prestissimo mit ihren Peitschen auf die sich bäumenden und schnaubenden Pferde, welche mit äußerster Gewalt den Wagen förmlich sprungweise über die unebenen Felsstücke des Grundes der Chiffah dahinreißen und uns endlich, ehe man recht zur Besinnung kam, am andern steilen Ufer hinaufzogen. Ah! par exemple! — Donnerwetter! — riefen meine Nachbarn. Kaum hatten wir uns über dieß neue Vergnügen etwas beruhigt und festen Sitz gefaßt, als ohne Applaudissement und Da capo-Rufen die ganz nämliche Geschichte losging.

Wie oft noch? war jetzt die nächstliegende Frage, denn offengestanden, man hatte alle Ursache ernster zu werden, da ein Umschlagen des gegen das Eindringen des reißenden Wassers fest geschlossenen Wa-

gens uns unausweichlich in den Wellen begraben hätte; auch erwarteten oder besser fürchteten wir ein Scheuwerden der Pferde oder Reißen der Stränge, welch letzteres auch wirklich bei der dritten Durchfahrt durch den Strom erfolgte, wo die vorderen 3 Pferde quer gingen und wir so mitten in der tosenden Chiffah eine gute Weile festsaßen, zum Glücke ließen sich die von dem Wellenkampfe eben nicht entzückten Pferde bald wieder in die gute Richtung leiten und wir entkamen so größeren Unfällen; aber in die hintere Rotonde des Wagens hatte sich das Schlammwasser Bahn gebrochen und die Passagiere sich auf die Sitze geflüchtet.

Unser Postoffizial-Cicerone erbaute uns auf obige Frage mit der Versicherung, daß wir uns bloß auf ein eilfmaliges Ueberstehen solcher Wasserproben zu rüsten hätten. Ich gestehe, daß ich mir bei dieser Kunde vom Herzen eine Zauberflöte herbeiwünschte, doch tröstete uns unser Nachbar mit der Nachricht, daß wir über die schlimmsten Punkte, welche sich übrigens niemand so arg vorgestellt hatte, hinweg seien, da sich der allseitig spaltende Fluß nun schnell verkleinere, so daß wir ihn mit jedem Male leichter durchkreuzen würden. Und so war es auch. Wir konnten den, das Thal beengenden Berghöhen nun wieder unbesorgter unsere Aufmerksamkeit widmen und sahen hie und da im Oelgebüsche umherspringende und kletternde niedliche Affen, welche sich vor dem jetzt minder heftig herabfallenden Regen zu

schützen suchten. Die Jagdlust der Franzosen verscheucht und decimirt leider diese munteren Bewohner dieser Gegend auf unbarmherzige Weise; so daß der Tourist bald dieses ergötzenden Anblickes wird entbehren müssen.

Bei sinkender Nacht gelangten wir endlich an den am Fuße des hohen Nadors gelegenen Halte- und Umspannungsort (Hôtel du Nador). Ein paar einsame elende Gebäude bilden denselben und gewiß freute sich über das endliche Erreichen dieses Punktes niemand mehr, als die auf das Aeußerste erschöpften Pferde.

Nach der Umspannung und einem die Kehle verbrennenden Glase scharfen Absinths, dessen Genuß in Algerien auf eine erstaunliche Weise überhand genommen, fingen wir auf langem Zickzackwege die Ersteigung des hohen Berges an, und gelangten endlich in eine Höhe, von wo aus wir auf der Abhangseite des Berges fast aus der Vogelperspektive das lange Thal der Chiffah und die vielen Schlangenwindungen des Flusses übersahen.

Die Nacht deckte bald ihren undurchdringlichen Schleier über dieß Bild und im Finstern, so daß wir von dem vor Medeah liegenden Walde kaum die nächsten Bäume unterscheiden konnten, erblickten wir endlich die sich allmälig nähernden Lichter unseres Reisezieles.

Ich versichere, daß wir mit größter Befriedigung in Medeah einfuhren; denn wahrlich um den mäßi-

gen Fahrpreis von 7 Francs von Blidah hieher hatten wir genug erlebt und gesehen.

Wir saßen nun bald im Speisesalon des Hôtel du Gastronome, wo wir uns an einem tüchtigen hell flackernden Kaminfeuer sehr behaglich wärmten. Afrika — und Kaminfeuer scheint allerdings nicht zusammenpassend, aber Medeah liegt circa 880 Metres hoch am Atlas und die massigen Regen hatten die Temperatur so abgekühlt, daß wir über die Salonheizung sehr erfreut waren. Nebenbei mag übrigens hier die Bemerkung Platz finden, daß Medeah die ville arabe par excellence der Provinz Algier oft 2 ja 3 Monate Schnee fallen sieht, also von Palmen, Bananen und dergleichen nicht die Rede sein kann.

Das Hôtel du Gastronome rechtfertigt übrigens sein Schild keineswegs, aber man muß sich erinnern, daß man in Afrika und zwar auf der Hochebene des kleinen Atlas sitzt, und dann wird man es billig finden, daß Madame Gerard, obgleich sie in ihrer jetzigen Verfassung keineswegs zwei- oder vierfüßige Löwen mit Erfolg jagen dürfte, wie ihr berühmter Namensvetter in Constantine, auf ihr Hotel stolz ist, jedem Gaste gnädig wenige Worte schenkt und es sehr hoch aufnimmt, wenn man ihrem alten Papagei, dessen Hauptphrase: Ah! que c'est beau! ist, den Hof macht, wofür man freilich risquirt mit einem unhöflichen Cochon va! belohnt zu werden, beson-

ders wenn man dem grün uniformirten Lieblinge rothen Wein präsentirt hat, den er mit besonderer Vorliebe trinkt.

Von Algier nach Stora.

Eine Fahrt längs den bergigen waldbedeckten Nordküsten Afrika's in einer so herrlichen Vollmondsnacht, wie wir sie genoßen, bietet bei ruhigem Meere einen so hohen Genuß, daß man sich mit manchem überstandenen Leide auf früheren Seereisen vollständig aussöhnt.

Nachdem wir von Algier aus auf einem weiten Bogen die Provinz durchwandert hatten, waren wir auf unserm Ausfahrtspunkte zurückgelangt; und wendeten nun unsere Reise nach Osten. Nach einem förmlichen Kampfe im Postgebäude eroberten wir uns Fahrkarten auf dem französischen Staatsschiffe Le tartare nach Stora (Philippeville). Die Scenen im Posthause werden mir nie entschwinden. Ein Gedränge, in dem Leute ohnmächtig wurden, Kleider zerrissen wurden — namentlich wurde einem armen Teufel ein Rockschoß eben nicht kunstgerecht vom Leibe getrennt — und Araber im offenen Faustkampfe auftraten; verlangsamte die Befriedigung der Reiselustigen so enorm, daß wir volle 2 Stunden bedurften, um abgefertigt zu werden. Es ist die Einrichtung eine sehr tadelnswerthe, daß man erstens

nur im letzten Momente — 9—12 Uhr früh — Karten lösen darf, denn Militär und Beamte gehen vor, und zweitens nur die von denselben freigelassenen Plätze 2. und 3. Klasse an Civilpassagiere überlassen werden. Es kann daher vorkommen, daß man gar keinen Platz mehr im Schiffe bekömmt, also gar nicht mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß man abreisen wird.

Da wir spät dejeunirten, kamen wir erst im größten Gedränge am Dampfer an. Mit sengender Hitze strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Meine afrikanischen Freunde hatten die Gefälligkeit mich den Schiffsoffizieren vorzustellen und nachdem wir uns im unteren Raume so gut als möglich eingerichtet hatten, verplauderten wir unsere letzten Augenblicke vor der Abreise, während bunte Gruppen von Herren und Damen, Offizieren, Beamten, Soldaten und Arabern sich am Deck herumtummelten. Mit dem Glockenschlage eins Nachmittags steuerten wir aus Algiers Hafen. Im glänzenden Kleide goldenen Sonnenlichtes winkte uns das hell und blendend weiße Algier seinen Abschiedsgruß zu, immer kleiner und kleiner erscheinend, das majestätische Fort l'Empereur sank immer tiefer, während sich immer neue schön bewaldete Küstengebirge Nordafrika's mit ihren Schluchten vor unserm Auge aufrollten.

Endlich versank Algier in den dunklen blauen Fluthen, welche heute glatt und ruhig, wie ein Spiegel in ihrer unendlichen Ausdehnung vor uns lagen,

so daß ungestörtes Wohlsein und allgemeine Heiterkeit in allen Kreisen herrschte. Ich hatte mich am Backbord in einer Bordlucke postirt und ließ mich behaglich in einem träumerischen far niente fortwiegen. Neben mir saß eine heitere französische Herren- und Damengesellschaft, in deren Kreise Munterkeit und Witz sprudelte, während weiterhin auf Matten und theilweise am bloßen Deck eine, wie es schien, vornehmere Araberfamilie herumkauerte und sich an den possirlichen Einfällen und Bewegungen ihres von einer an Armen und Füßen mit Silberringen prunkenden Negerin gewarteten dreijährigen Kindchens ergötzte. Das Vorderdeck wimmelte vom französischen Militär und Passagieren beiderlei Geschlechtes, so daß sie nur sehr gedrängt Platz finden konnten.

Da wir uns an der Küste hin hielten, konnte man ganz genau die vorüberziehenden Bilder betrachten, ja wir kamen einzelnen Vorgebirgen ganz nahe, so daß z. B. einmal ein kleiner Vogel vom Lande uns einen Besuch machte, sich auf unsere Topmastraaen setzte und sich eine gute Strecke mit fortschaukeln ließ. Das arme Thierchen mußte sein Vergnügen mit einiger Herzensangst büßen; denn als es endlich dem Lande zufliegen wollte, war dasselbe zu entfernt, so daß es mehrere Male wiederkehrte, ehe der Versuch gelang.

Mit einer unbeschreiblichen Pracht sank die Sonne, und besonders die letzten Momente, in denen die purpurrothe, das Auge nun weniger blendende große

Goldscheibe die blauen Wogen berührte und allmälig in ihnen untertauchte, waren herrlich. Ein treffliches, aber durch den Umstand, daß wir als Passagiere zweiter Klasse aus dem Salon ausgeschlossen waren, minder schön servirtes und gedrängtes Diner restaurirte nun die Gesellschaft und als ich eben eine Schlußcigarre rauchend wieder auf das Deck stieg, ging hinter den Hügelreihen der afrikanischen Nordküste der Vollmond in seiner vollsten Schönheit auf. Es war eine wahre Wonne in der milden erfrischenden Luft dieses reizenden Vollmondabends pfeilschnell auf der dunklen Fluth dahinzurauschen, so daß wir uns unsere Decken auf's Deck bringen ließen, um hier einen Theil dieser prachtvollen Nacht hinzubringen.

Wie Schattenbilder flogen ganze Landstriche mit beleuchteten Ortschaften an uns vorbei. Mitten in diesen Scenen ertönte der Pfiff des Steuermannes und in ihren Arbeitscostumen kamen wie hergezaubert aus allen Räumen des Schiffes die Matrosen, um in ernster Haltung in Reih' und Glied den Tagsbefehl zu hören und das Abendgebet zu verrichten. Immer einsamer ward es am Decke des Dampfers, je später es wurde. Im französischen Style erbaute Küstenstädte schwammen mit ihren erleuchteten Häusern und Leuchtthürmen an uns vorbei, so Bougie mit seinem weit im Meere auf einer Felsenklippe liegenden Leuchtthurme, Delices, Tjitjeli u. s. w. Bis 3 Uhr früh lagerten wir am Decke; doch suchten wir dann unsere Cabinen auf, da die Morgenluft kalt wurde.

Ich bestieg das Verdeck jedoch zeitig wieder und zwar gerade im Augenblicke, als sich die Sonne wieder majestätisch hinter den Berg- und Felsenspitzen Afrika's erhob. Die sanfte, vom Westen kommende Seebriese wuchs und die zeitweilig zu ihrer Benützung gespannten Segel mußten eingerefft werden; das Meer wurde unruhiger und beschränkte die Munterkeit der Reisenden, deren viele liegen blieben, und erst wieder zum Vorscheine kamen, als wir gegen 8 Uhr Abends, also nach einer circa 32stündigen Seefahrt, den Leuchtthurm unseres Reisezieles Stora von Ferne herüberglänzen sahen. Ein breiter Schaumgürtel umgab die Küste gegen Philippeville hin, und wir waren froh bei der Aussicht auf einen Seesturm um halb 9 Uhr in der Bucht von Stora Anker geworfen zu haben. Die Ausschiffung im Finstern (denn der Himmel hatte sich mit dicken vom Winde hergetriebenen Wolken bedeckt) bei sehr bewegter See war eine wahrhaft beschwerliche, wo nicht gefährliche; und ich bewundere es noch jetzt, daß sich dabei kein Unfall ereignete, denn selbst Wickelkinder sah ich beim düstern Laternenscheine über die sehr schwankenden Kähne im Gedränge hin- und herreichen.

Endlich hatten wir mit mehreren nach Philippeville reisenden Europäern und Arabern einen Kahn, der wahrhaft überladen war, eingenommen, um vom Dampfer über die Bucht hinzurudern; eine mehr denn einstündige Fahrt, die wir uns leichter gedacht hatten, als sie in der That war, denn wir hatten

bedeutend mit den Wogen zu kämpfen und mußten, um der an unterseeischen Klippen brandenden, schäumenden Fluth auszuweichen, einen weiten Bogen machen. Ein ernstes Schweigen herrschte auf dieser etwas schaurigen Nachtfahrt in unserer Barke, das düstere Bild unseres auf den schwarzen Wellen schwankenden Kahnes im weiten Raume der düsteren Bucht beklomm alle Gemüther. Ein dunkler zackiger Streif bezeichnete das ferne Land und während das kleine lichterreiche Stora sich rechts allmälig entfernte, näherte sich links langsam Philippeville, dessen Laternen und Lichter nach und nach deutlicher wurden Ein armer Kabyle litt bedeutend an Seekrankheit während dieser Kahnfahrt, doch hinderte dieß unsern italienischen Schiffer nicht, sich mit ihm, da er den verlangten Ueberfahrtspreis nicht bezahlen konnte oder wollte, in einen heftigen Wortwechsel einzulassen, als dessen Schluß trotz alles Schwankens der Bühne das Schauspiel einer tüchtigen Prügelei zur See aufgeführt wurde, worüber wir unserer etwas kritischen Lage halber, ebenso wenig entzückt waren, als der weißbeburnuste Gegenstand der seemännischen Faustübungen.

Nur mit Anstrengung gelangten wir an die von den brandenden Wogen hin und her bewegte Landungstreppe, an welcher wir nur mit Mühe von der vereinten Kraft mehrerer Personen fest gehalten wurden, um dann in glücklichen Momenten, von hinten und vorn unterstützt, auf derselben festen Fuß zu fassen.

Wir hatten so ziemlich den letztmöglichen Zeitpunkt zur Landung benützt; denn kaum eine Stunde später hörten wir das Meer in ein wahres Gebrüll ausarten und sahen den weißen Schaum der mit Wuth an die schroffen Strandfelsen schlagenden Wogen haushoch emporspritzen. Allerseits gratulirte man uns zu unserer früheren Ankunft, denn eine kurze Zeit später wären wir nur mit Lebensgefahr oder gar nicht mehr angelangt.

Nach Constantine.

Philippeville ist ein im Wachsen begriffenes Samenkorn, das die Franzosen in einem lieblichen Küstenthale Algeriens säeten; sie unterließen dabei nicht Pflug und Spaten fleißig zu brauchen und so mußte denn Mutter Erde manchen verschlungenen Schatz wieder hergeben. Zahlreiche, mitunter recht werthvolle Sculpturwerke wurden so ausgegraben, das beste bleibt wohl die vor der im Baue begriffenen Kathedrale aufgestellte Statue des Caracalla, deren Entdeckung einem Araber zu danken ist, der über ein vorragendes Stück dieses Steingebildes stolperte. Sehr malerisch ist das durch üppigen Epheu und andere Rankengewächse gezierte, großentheils in Ruinen liegende Amphitheater, sehenswerth die prächtige oberhalb liegende großartige, neu restaurirte Cisterne, sehr belohnend der Besuch des musterhaft eingerichte-

ten, auf einem Vorgebirge erbauten, eine weite Aussicht auf das Meer und die Küste gegen Stora hin beherrschenden Militär-Krankenhauses; ein reizendes Bildchen in mein Album lieferte mir die auf einem Hügel hinter der Stadt liegende niedliche Moschee, — doch ich weiß zu wohl, daß weitere Beschreibungen solcher Art deßhalb minder anziehend werden, weil sie wiederholt da gewesen sind, also doch ziemlich gleichförmig lauten. Ich will daher die zufälligen Erlebnisse in den Vordergrund stellen, welche denn doch mehr wechseln, also vielleicht interessanter erscheinen.

Nachdem wir dem riesigen Spiele Neptuns und der großartig schönen Brandung, welche in unserm Beisein zahlreiche altröntische Kupfer- und Bronzemünzen aus dem Meeresgrunde herauswühlte, zugesehen, die herrlichen auf der stäubenden, donnernden See liegenden Regenbogen bewundert hatten, war mein erster Gang aus dem recht empfehlenswerthen Hôtel de France in die Praefektur, wo ich zu meiner nicht geringen Verlegenheit erfuhr, daß der freundliche Capitän des Tartare — wohl zum Andenken — meinen Paß nach Tunis mitgenommen hatte. Ich hatte nicht geringe Mühe auf mein Gesicht und einige Empfehlungsbriefe hin mein Ich glaubwürdig nachzuweisen; trotzdem erhielt ich von dem ohne Exequatur als österreichischen Consul fungirenden zuvorkommenden Herrn Delay einen Paß auf ein Jahr in alle Welt, und die Einladung zu einer kleinen Löwenjagd, die aber leider des ungünstigen Wetters halber nicht ausge-

führt werden konnte. Da mein Reiseziel in dieser Provinz Algeriens Constantine war, sagte ich dem freundlichen Philippeville bald ein Adieu und Au revoir und nahm für uns Plätze auf der Banquette eines wahren Prachtexemplares von Messageriewagen. Unsere Existenz auf dieser Fahrt läßt sich wahrlich bloß mit zwei unter einem Siebe hin und hergeworfenen Spielbällen vergleichen; denn durch die adamitische alte Sackleinwandcapotte (Wagendach) dieser heillosen Banquette besuchte uns Wind, Sonne und Regen nach Belieben mit der reizendsten Unbefangenheit, während die, eine gut ausgearbeitete Reliefkarte schauriger Tiefen (besser Löcher) und ansehnlicher Hügel darstellende vom Regen überdieß erweichte Straße für die mehr denn erforderliche Körperbewegung Sorge trug. Dabei hatten Kutscher und Conducteur tausenderlei Gegenstände vergessen, der eine den Mantel, der andere die Schnapsflasche, jener Briefpackete, dieser Stricke und Hemmschuh; letzterer wurde endlich als entbehrlich erklärt, wahrscheinlich, weil die Fuhre denn doch nicht an Schnelligkeit dachte, und wir ein Pferd (wenigstens auf der ersten Station) mithatten, welches effektiv nur auf drei Beinen forthinkte. Auf diese Art ausgerüstet ging's denn fort durch ein oft kahles, oft von herrlichem wilden Oelbaume, Pappel, Cypresse, Caktus, Aloe und theilweise Gemüse bewachsenes, durch mitunter sehr elende Ansiedelungen europäischer Auswanderer eben nicht einladendes Land. Als wir in der Pferdewechselstation Villarouge ein-

fuhren, hatte der Kutscher seine Peitsche schon bis auf einen ellenlangen Stumpf abgearbeitet. Um 3/4 12 Mittags gelangten wir im schaurigen Regenwetter in die Mittagsstation El cantara (oder Al cantor?) an. Das Oertchen hat unter 5 Häusern nur 3 Hôtel's, die an Unappetitlichkeit mit einander wetteifern. Nach einem nur in Afrika erträglichen Diner krochen wir unter einer wahren Sündfluth von Regen in den alten Rumpelkasten, doch verzichteten wir auf unsere lustige Banquette und so kam es, daß wir die nächste Strecke den inzwischen vom heftigsten Wechselfieber ergriffenen Kutscher als Sitznachbar hatten. Während der Conducteur die Pferde lenkte, saß von Fieberfrost blau der arme Teufel zähneklappernd in seiner Ecke in Pelz und Mantel gepackt, und verschlang, wie er versicherte, heute schon die 24. Flasche heißen Wassers, um sich in etwas zu erwärmen. Ganze Wolken von Staaren und Wachteln, deren Bekanntschaft ich schon früher in Unteritalien gemacht hatte, zogen über uns hin und ganze Heerden beladener und lastfreier Kameele begegneten uns, und bezeugten uns ihre Verehrung mitunter dadurch, daß sie mitten auf der Straße zum Aerger der arabischen Treiber mit ihren Getreidesäcken vor unsern Pferden in den Schmutz fielen. In Semandou stiegen alle Mitreisenden aus und eben hofften wir uns ungestört im innern Wagenraume ausstrecken zu können, als zu unserm Verdruße ein vom Fieberschauer zitternder, dürftig gekleideter Jude hereinkroch

und um Gotteswillen bat alle Fenster zu schließen, damit er nicht erfriere.

Es scheint mir hier ein passender Platz über das aus öfterem Gespräche und wiederholter eigener Anschauung mir bekannt gewordene Lebensverhältniß des (besonders deutschen) Auswanderers in Algerien Einiges zu erwähnen.

Die klimatischen Verhältnisse Algeriens sind in gewissen Landstrichen dem Bewohner durch kaum zu bewältigende Wechselfieber sehr gefährlich, und gerade der Europäer, welcher nach seiner hergebrachten Gewohnheit die Ansiedelung im Thale am Wasser liebt, ist diesen Leiden besonders ausgesetzt. Die Sommerhitze ist oft unerträglich und sehr ungesund, besonders wenn die europäische Lebensweise, Fleischgenuß, Spirituosen u. dgl. dieselbe begleitet. Der Kabyle und Beduine geht in diesem Punkte mit einem sehr guten, aber leider wenig befolgten Beispiele voran. Er lebt mit seinen Heerden im Gebirge, steigt in's Thal nur herab, um sein Getreide, Mais u. s. w. zu säen, und kehrt erst bei der Reife dieser Früchte mit seinen Kameelen und leeren Säcken wieder, schneidet dann bloß die Aehren von dem Halme und schafft sie in seinen Gebirgsaufenthalt, um sie austreten zu lassen, Ihn trifft in waldiger Höhe keine Malaria der Fläche, um so mehr, als er fast nur Vegetabilien und Milch, Kaffee mäßig, Spirituose, namentlich den in Afrika zu bedauerlicher Leidenschaft gewordenen Absynth gar nicht genießt. Wie viele Familienhäupter

ausgewanderter Europäer unterliegen diesen Landeskrankheiten und versetzen oft zahlreiche Hinterlassene in die elendeste Lage!

Ja der k. k. österreichische Gesandte in Algier versicherte mir, daß er einen ausführlichen Bericht dieser Verhältnisse ausgearbeitet habe, um die (vorzüglich badische) Regierungen Deutschlands um die Minderung der Auswanderung anzugehen, da sonst diese afrikanischen Provinzen von wahren Bettelfamilien überhäuft werden.

Es liegt hierin und in der von deutschen Emigranten mir wiederholt gegebenen mündlichen Versicherung wieder ein Beweis, daß es fast stets eine bittere Täuschung ist, wenn man im fernen Lande das materielle Glück leichter als im Vaterlande zu finden hofft; möchten doch namentlich meine lieben österreichischen Landsleute nie die traurige Idee fassen dem schönen und gesegneten Vaterlande und unserm wahrhaft väterlich gesinnten Herrscherhause, auf das wir mit vollstem Rechte stolz sein sollen, den Rücken zu wenden. Uns steht ja das weite Kaiserreich offen und bietet uns mehr denn hinlänglich Raum zu neuer fruchtbarer Bearbeitung und nutzbringender Ansiedelung, ohne daß wir aufhören müssen unserm geliebten Kaiser treue Unterthanen zu bleiben.

Doch ich kehre zur Reise zurück.

In oben besagter, eben nicht erfreulicher Gesellschaft rasselten wir auf Schneckenwegen im Gebirge, welche uns oft nach stundenlangem Fahren den längst

verlassenen Ort in sehr unerfreulicher Nähe zeigten gegen Constantine hin. Häßliche, zähnefletschende, halbnackte Vollblutneger grinsten uns als Steinklopfer längs der Straße an. Als die Sonne sank, belebte sich die Gegend endlich durch üppigeren echt südlichen Pflanzenwuchs, riesige Feigenbäume, prächtige goldglänzende Früchte tragende Dattelpalmen, Pappeln, Cypressen, baumhohe Cakten, haushohes Schilfrohr und all die herrliche afrikanische Vegetation beschattete malerische Araberdörfer, der Himmel hatte sich geklärt, und wir hielten plötzlich — mitten in einem wahren Meere von Schmutz. Man bedeutete uns, wir seien an dem Rhumelflusse angekommen und da eine vor 8 Tagen eingetretene Ueberschwemmung die hohe Holzbrücke hinweggerissen hatte, müßten wir zu Fuße zur Ueberfuhre. All unser Widerstreben half nichts; da wir in einem wahren Babel von Last- und anderen Wagen, Lastträgern, Kaufleuten und müßigen Zuschauern nicht weiter fahren konnten, mußten wir in einem weit über die Knöchel zusammenschlagenden Straßenschmutze, der wegen der lehmigen Beschaffenheit des Bodens alle Abhänge so schlüpfrig machte, daß die Mehrzahl der Fußgänger beim Hinuntersteigen zum Flusse durch unfreiwillige Niederlagen die eigentlichste Landesfarbe zum großen Gelächter der gaffenden umherhockenden Araber am Rücken trugen, ohne Gnade mitten durchwaten. Hinter mir seiltanzte ein Afrikaner mit einem Fäßchen Wein auf der Schulter über den schlüpfrigen Bretter-

weg hinunter, als ich ziemlich in der Mitte ankam, hörte ich hinter mir einen Schrei und patschenden Schlag; und als ich nach einem Saltomortale, der mich unbegreiflicher Weise nicht zum Liegen brachte, meinen Blick rückwärts wendete, sah ich den Araber alle Viere in die Luft strecken und das Fäßchen in lustigen Sprüngen den Abhang hinunter bis mitten den lehmigen Fluß rollen. Der arme Gefallene raffte sich nun eiligst auf und stürzte dem fortschwimmenden Schatze mitten in den Fluß nach.

Das Ergötzlichste dieser Partie kam aber erst nach. Ich glaube beim Uebersetzen über die Rhumel die Urmethode aller Ueberschiffungen kennen gelernt zu haben. Da in der ganzen Gegend ein Kahn eine ungekannte Größe war, hatte man aus elenden wenigen Brettern ein Floß zusammengebunden, das im glücklichsten Falle 4—5 Menschen und zwar ohne anderes Gepäcke tragen konnte, hatte an jeder Seite ein Seil befestigt und zog diese, ich möchte sagen Fußbademaschine (denn sobald jemand sich irgend wie vor- oder rückwärts neigte, versank dieses schwimmende Brettbündel auf einer Seite im Wasser) in aller Gemüthsruhe hin und her. Dabei machten die Erfinder und Leiter dieser trefflichen Einrichtung brillante Geschäfte, denn eine solche Fußwaschung — ohne solche ging es nämlich fast nie ab — kostete à Person einen halben Frank, jedes noch so kleine Stück Gepäck kostete ein Gleiches. Wer nun nicht per Wagen oder zu Pferde den Fluß passirte oder wie die

Araber nacktbeinig und mit dem Burnus über'm Kopfe durchwatete, mußte diesen „bons marins," wie sie ein französischer Spaßvogel titulirte, seinen Tribut zahlen, und dieser Steuerpflichtigen gab es bei der großen Frequenz nach und von Constantine nicht wenige.

Am andern Ufer angelangt hatten wir über anderthalb Stunden Zeit die imposante Felsformation zu bewundern, auf deren Gipfel Constantine wie ein Adlernest hoch in den Lüften thront.

Wir betraten nun auch die zerrissene Brücke, und konnten von oben die Rhumel in einer schaurigen Tiefe vorüberfließen sehen. Tropische Regen hatten den zwischen Felsen eingeschlossenen Fluß zu einem das Normale um viele Klaftern übersteigenden Strom angeschwellt, der in den letzten Tagen Oktobers mit einem kanonenschußähnlichen Krachen Abends 8 Uhr die auf Holzpfeilern ruhende Brücke zerriß. Die nahewohnenden Menschen glaubten einen in Constantine gefallenen Schuß gehört zu haben und gewahrten bei der bereits eingebrochenen Nacht die geschehene Verwüstung nicht. Kurz darauf fuhr im scharfen Trabe die nach Philippeville gehende Messagerie sechsspännig heran, und als die vordersten Pferde vor dem gähnenden Abgrunde zurückscheuten, hieb der arglose Postillon tapfer auf die Pferde ein, die aber dennoch nicht Folge leisteten, und so den Kutscher endlich zwangen abzusteigen und das Hinderniß näher zu betrachten. Es ist ein wahres Wunder, daß auf

dieser Fahrt nicht Menschen, Pferde und Wagen verunglückten. Um 8 Uhr erst kam die Messagerie von Constantine herab, um Reisende zur Ueberfuhr und uns zurück nach der Festung zu bringen. Im vollen Regen fuhren wir in Constantine ein und waren froh im nahen Hôtel d'Orient in's Trockene zu gelangen. Auch hier erwartete uns eine besondere Freude, denn man erklärte uns, daß kein Platz im Hause frei sei, und als ich meinem Gefährten in deutscher Sprache vorschlug ein Unterkommen in einem andern Gasthofe zu suchen, sagte mir ein hinter mir stehender Hauskellner in echt bairischem Deutsch: „Es gibt kein zweites Hôtel hier." Die Wahl war somit nicht schwer und — ich schlief die erste Nacht in Constantine auf dem, nach beendetem Diner abgeräumten Speisetische des Salons, auf welchem man mir ein gutes Lager bereitet hatte. Ich weiß nun zwar nicht, ob andere eine gleiche Erfahrung gemacht haben; ich kann aber dieses Lager mit gutem Gewissen empfehlen, denn die Nacht am Eßtische des maurischen Speisesaales im Hôtel d'Orient zu Constantine zählt keineswegs zu den schlecht hingebrachten Nächten meiner afrikanischen Lustreise.

Scenen aus Constantine.

Trotz dem durch starken Regen verdreifachten echt orientalischen Schmutze durchliefen wir am andern

Tage die größtentheils echt maurisch-arabisch gebaute Stadt. Fast alle Straßen eng, winklich, wahrhaft labyrinthisch durch Sackgassen; die Häuser baufällig, oben überhängend, oft so, daß sie aus Baufälligkeit oben zusammenstoßen oder durch Holzstützen aus einander gehalten werden, die Gassen dabei oft durch elende Brett- oder Ziegeldächer passagenartig verfinstert, mit einem unerschöpflichen Gedränge von Menschen, Pferden, Maulthieren, Kameelen, Eseln Lastträgern, welche alle schreien und lärmen, daß man sich selbst kaum zu hören vermag — dieß ist ein kurzes Bild des Araberviertels Constantine's. Vom Posamentier, Schneider, Schuster und Schmiede bis zum Goldarbeiter, Viktualienhändler, kurz alles, man kann sagen, das ganze öffentliche Leben geht fast mitten auf der Straße vor sich.

Sehr interessant ist ein Spaziergang vor die Porte Vallée, wo der Angriff der Franzosen stattfand und die Bresche geschossen wurde. Man hat von da einen herrlichen Blick nach den vielen schönen Thälern und Schluchten, sowohl gegen Nord als Süd, und sieht es der nun sehr bequemen, obgleich steilen Kunststraße aus dem Thale der Rhumel herauf, nicht an, daß Franzosenblut der eigentliche Kitt zu diesem ausgezeichnet schönen Baue war. Hunderte von Kameelen mit Lasten aller Art bis von der Wüste her beleben mit Tausenden sich in Geschäften herumtummelnden Beduinen und Kabylen, deren jeder eine, des Portraittirens werthe Originalfigur bietet, diesen Platz,

zwischen durch sieht man hier Zuaven ihre Exercierübungen machen, dort arabische, in ewigem Einerlei Balladen singende Mauren, die sich mit Schilfpfeifen und Tamtam begleiten.

Ein stolzer schöner Bau ist die Kasbar (Schloß mit Kasernen und Hospital) auf einer riesengroßen Cisterne stehend, voll merkwürdiger altrömischer und carthaginensischer Steinsculpturinschriften einer prächtigen Aussicht von dem großen, mit dem Denkmale für die gefallenen Helden gezierten Hofe. Der Blick in die weit über zwei tausend Fuß messende senkrechte Tiefe ist wahrhaft schwindelerregend, und besonders schaurig aus dem Garten des Commandanten in die durch Erdbeben entstandene Schlucht der Rhumel. Es ist diese Felsformation mit ihren drei, in der Kluft während des Berstens der Felsmasse entstandenen natürlichen kühnen Schwibbogen eine so überaus malerisch schöne, daß sie mich, der ich doch — ich kann sagen, direct aus dem herrlichen und großartigen schweizer Oberlande kam, höchst überraschte.

Der oben terrassenförmige gelbe Sandstein ist mit Caktusstauden in Massen überwuchert und von Legionen Raben und Geiern belebt, welche durch jeden vom imposanten Echo vertausendfachten Schuß wie eine schwarze Wolke aus der Tiefe mit betäubendem Geschrei in die Höhe steigen, um nach weiten, in den Lüften gezogenen Kreisen wieder an ihre früheren Sitze zurückzukehren. Besonders dankbar ist ein

Spaziergang hinab an die am Eingange in die Schlucht liegende Moulin Lavis, von wo man diese mit dem imposanten ersten Steinbogen, zugleich aber auch die drei (bis 60 Fuß hohen) von der aus dem Felsschlunde in das sehr tiefe Thal hinabstürzenden trüben Rhumel gebildeten Cascaden überblicken kann. Unbegreiflich bleibt es mir, daß der, für Naturschönheit sonst so empfängliche Franzose von diesem herrlichen Punkte noch keine Zeichnung anfertigte, mindestens fand ich weder in Afrika noch Paris eine solche und hatte es leider versäumt, eine Totalansicht dieser großartigen Naturscene in mein Album aufzunehmen.

Ein interessanter Punkt bleibt übrigens noch auf der Höhe Constantine's zu erwähnen; es ist ein gleich einer an dem übrigen Felsen angelehnten Säule vorragender Vorsprung, von dessen Höhe man in circa anderthalb tausend Fuß Tiefe zahlreiche scharfe Felsspitzen heraufstarren sieht. Hier wurden die dem Dey durch Untreue verhaßten Bewohnerinnen des Harem hinabgestürzt und wohl augenblicklich zerschellt. Dieß Denkmal gräßlicher Barbarei liegt in der Schlucht der Rhumel und heißt nach der Farbe seines Gesteines die pierre bleue.

Ich übergehe die zu weit führende Beschreibung des durch Prinz Aumale in seiner Originalität erhaltenen, im herrlichsten maurischen Style erbauten Palastes des Dey, jetzt Palais des Gouverneurs, voll der reizendsten Gemächer, buntfarbiger, durch prächtige Passiflora magisch dunkler Corridors und Colonnaden

schattiger Gärten u. s. w., auch die von Numidiern, Karthagern, Römern, Arabern und Franzosen nach und nach, man kann sagen, schichtenweise erbauten, malerischen Brücke El cantara, welche nach Süden hin gegen Batna führt, sei hier nur erwähnt die im maurischen Stile erbaute katholische Kathedrale, die große Moschee, die herrlichen Abende vor dem Café Moreaux, wo die treffliche Militärmusik uns stundenlang mit meisterhaft durchgeführten Stücken ergötzte, dieß alles und vieles Andere übergehe ich, um nur einer Begebenheit noch zu erwähnen. Bei einem durch edlen Wein seltener Güte gewürzten Diner theilte uns der ausgezeichnet artige Commandant der Chasseurs d'Afrique, Obrist D . . . mit, daß er mit seiner Truppe demnächst Constantine verlassen müsse. Natürlich folgte die Frage nach dem Grunde dieses Stationswechsels, worauf er uns mittheilte, daß vor beiläufig 14 Tagen der Blitz die Stroh- und Fouragemagazine auf der Höhe der Stadt in einen ungeheuren, durch die leichte Entzündbarkeit des Stoffes aber zugleich schauerlich schönen und durch die sehr hohe Lage Constantines in einen wahrhaft unglaublich weit sichtbaren Brand versetzt habe, ein Unglück, das beinahe die ganze Stadt in Asche gelegt hätte. Hiezu bemerkte der frühere Platzcommandant, Baron von P..., daß ihm dieß Schauspiel, der, durch die Feuerglut herbeigezogenen Vögel halber, stets unvergeßlich bleiben werde. Es liegt nämlich zwischen den beiden, durch

Allah's Machtwort in zwei sich drohend entgegenstehende Berge erstarrten, sich einst befehdenden Riesen, Gerion und Nifenser, etwa 2 Stunden südlich von Constantine, ein See (Tsamaudah-Hallouf, Schwein genannt, Mahomed hatte nämlich, um die Riesen dauernd zu trennen, dieses unreine Thier zwischen sie geworfen), welcher von einer Unzahl Sumpfvögeln, Flamingo's, Störchen, Kranichen, Demoiselles du desert u. s. w. belebt ist. Alle diese Thiere im Vereine mit der Unzahl Raben und Geier der Rhumelschlucht zogen nun bei dem grellen Feuerscheine stundenlang gleich höllischen Geistern im weiten Kreise um die emporlodernde Flamme und boten einen unbeschreiblichen eigenthümlichen Anblick.

Rückfahrt nach Europa.

Die Rückreise nach Stora (Philippeville) hatte ebenso wenig Annehmlichkeiten als die Herfahrt nach Constantine. Die Ueberfahrt über die Rhumel am späten Abende hatte sich nur dahin geändert, daß die Passagiere jetzt ihr Fußbad in einem, inzwischen Gott weiß woher, gebrachten lecken Kahne nahmen, die Messageriewagen waren nicht bequemer geworden, nur hatte die Nachtreise eine neue, in Europa, so viel ich glaube, nicht eingeführte Beleuchtungsmethode in Ausführung gebracht; nämlich die, daß der, in der Ecke des geschlossenen Cabriolets sitzende Reisende und

dieser Glückliche war zufällig meine Wenigkeit, ein Stümpfchen Unschlittkerze mit der bloßen Hand am Wagenfenster halten mußte, damit der Kutscher sah, wohin er die Pferde lenken sollte. Mitten in dem Lande voll Oelbäumen war nämlich für den Augenblick kein Oel zum Anzünden der Wagenlaterne aufzutreiben.

So amüsant anfangs diese neue Anstellung war, so langweilig wurde sie nur allzubald, und ich machte der Sache durch Ausblasen des Lichtes ein rasches Ende, das wir freilich die lange Nacht über mit gewaltigen Stößen büßen mußten; aber wie so alles vergeht, so verfloß auch diese bittere Nacht, und bei unserer Ankunft gefiel mir am andern Morgen Philippeville mehr denn doppelt so gut; selbst der noch immer anhaltende Seesturm mißstimmte mich nicht.

Freilich fanden wir alle das mehrere Tage lange Betrachten der vom Sturm und Regen gepeitschten See endlich auch so wenig befriedigend, daß es uns hoch erfreute, als bei etwas ruhiger gewordenem Meere der lang ersehnte Dampfer von Tunis heranfuhr und ein Kanonenschuß vom Castell ihm ein freundliches Willkommen entgegendonnerte.

Der lange Seesturm hatte durch Unterbrechung der regelmäßigen Postdampfschifffahrt mehr denn gewöhnlich Reisende versammelt und so kam es, daß das ohnedieß kleine Dampfboot Ville de Bordeaux mit Reisenden beiderlei Geschlechtes und jedes Alters überfüllt war. Dazu kamen noch arabische Pferde,

Strauße, sich beißende, schreiende Affen, Esel, raufende Hühner, Hunde und dergleichen mehr; kurz die Arche Noah's war ziemlich vollständig repräsentirt, nur dürften dort die Cabinen weniger überfüllt gewesen sein. — Doch was läßt man sich nicht Alles gefallen, um wieder nach Europa zurückzukehren, besonders wenn man wochenlange ohne Nachricht von den Seinen geblieben war. Bei anfangs sehr ruhiger See sah ich daher mit Vergnügen Afrika sich entfernen und guten Muthes Stora, Philippeville, endlich auch das Cap de fer im Meere versinken; doch mit des Schicksals Mächten u. s. w., deßhalb ging auch unsere Freude an der ruhigen See gegen Abend schon zu Rüste; der Wind ward Sturm, die sanften Wellen zu hohen Wogen, — unser Wohlbefinden — Seekrankheit. Und wie wir so alle nach Leibeskräften — seekrankten und Kindergeschrei, Weibergeheul, Männerseufzer und Thieregebrüll uns umgaben, da stürzte bei einbrechender Nacht der italienische Kellner des Schiffes mit der entsetzlichen Nachricht herein: „Il carbone a preso fuoco!“ (das Kohlenmagazin brennt!) Es ist nicht leicht möglich sich die Wirkung dieser Mittheilung vorzustellen, während im ersten Schrecken die seekranken Männer fluchend aufsprangen, um auf das Deck zu eilen, rauften sich weinend und wehklagend die Frauen das Haar, die ihre Mütter in solchem Entsetzen sehenden Kinder schrieen aus Leibeskräften, alles drängte sich, der Verwirrung war kein Ende.

Es war übrigens in der That keine Lage zum Scherzen, die Ville de Bordeaux, ein früher zur bloßen nahen Küstenschifffahrt bestimmtes altes Dampfboot, das eben nur deßhalb, weil die besseren, größeren Schiffe zum Transporte der Truppen und Kriegsbedürfnisse in den Orient verwendet waren, die weitere Seereise wieder aufnehmen mußte, war dießmal effectiv überfüllt, hatte Boote höchstens für 50—60 Personen, während wohl an vierthalbhundert am Bord waren, und — so weit das Auge reichte, war weder Land noch Schiff zu sehen. Gewiß eine wenig erfreuliche Lage für ein im Innern brennendes Schiff!

Wer je die Leiden etwas stärkerer Seekrankheit überstanden wird aus Erfahrung wissen, daß man durch sie gegen Alles, somit auch gegen ernste Gefahr abgestumpft wird. Ich stand auch wirklich erst später auf, stieg auf's Deck und sah neben der Lucke in das Kohlenmagazin, aus dem eine ansehnliche Rauchsäule emporstieg, unsern von einer Masse Passagieren umgebenen Capitän, der alle Mühe hatte Ruhe zu halten und Unvorsichtigkeiten zu verhindern. Alles stimmte nämlich für Einpumpen von Wasser in Menge in den brennenden Raum, welchem der kaltblütige Capitän aus dem Grunde entgegen war, weil mit größter Wahrscheinlichkeit das durch die Gluth in Dampf verwandelte Wasser durch Explosion unser Schiff zerspaltet und versenkt hätte. Unser Trost blieben also die eben nicht sehr beruhigenden Worte

des Capitäns: Attendez Messieurs, vous verres! (Ob wir ertrinken würden?)

Inzwischen hatte man angefangen die oberen Kohlenschichten herauszuheben und fuhr mit dieser Arbeit fort, bis man auf den Feuerherd gelangte, den man mit Wasser oberflächlich dämpfte, um die glühenden Stücke in Gefäßen sammeln und in's Meer werfen zu können. Ich bewunderte die thätigen Matrosen, welche bei dieser circa 4—6stündigen Arbeit unverdrossen der Hitze und dem Rauche trotzten.

Endlich hatte man den Brand besiegt und sich überzeugt, daß er dadurch entstanden war, daß die der Maschinenfeuerung zunächstliegende Ecke des mit Eisenplatten ausgetäfelten Kohlenbehälters glühend geworden war. Wenn wir also wohl nicht mehr in drohend naher Lebensgefahr schwebten, hatten wir doch auf der ganzen circa 60stündigen Ueberfahrt fortdauernd mit heftigem Sturme und sehr hoher See zu kämpfen, die unser Vorwärtskommen sehr hemmten. So brauchten wir über 3 Stunden, um bei Chateau d'If vorbei in den Marseiller Hafen einzulaufen, denn wir wurden fast stets von der Brandung zurückgeworfen.

Endlich hatten wir wieder europäisches Festland unter der Sohle, und wenn gleich ich das jenseits Gesehene und Erlebte um keinen Preis hingeben möchte, war der erste, aus tiefem Herzen kommende frohe Ausruf dennoch ein recht aufrichtiges Gott sei

Dank! Damit soll aber nicht gesagt sein, daß ich mit dem mir lieben Meere gebrochen habe, und es stehen schon neue Pläne im Hintergrunde, die mich wieder auf das wiegende Salzwasser führen dürften, und ich wollte mich herzlich freuen, wenn diese Blätter mir einen Reisegefährten zugebracht hätten.

Dichtergedanken.

Von F. Fitzinger.

Die grauen Gedanken, die Sperlinge,
Die finden sich immer ein,
Bei Sommer und Winter, bei Gluth und Schnee,
Bei Regen und Sonnenschein.

Da hüpfen und flattern sie, frech und frei,
Und naschen das Beste weg,
Und lassen sich nimmer verscheuchen je,
Und bleiben zudringlich und keck. —

Die lichten Gedanken: Drossel und Fink,
Und liebliche Nachtigallen,
Die lassen nimmer, Jahr aus, Jahr ein,
Die süßen Lieder erschallen.

Sie kommen nur, wenn's recht hell im Geist,
Und wenn's recht warm im Herzen,

Erfreuen dich, und durch dich die Welt,
Mit ihren Klagen und Scherzen.

Und wurdest du kälter, die Seele trüb,
Dann zieh'n sie nach and'rer Gegend,
Bis, wenn du dich fühlst erwärmt auf's Neu',
Sie kommen, dich neu bewegend.

Epigrammatische Spitzkugeln.

Von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Nur im Gesichtspunkt liegt allein
Verächtlichkeit und Glorie,
Du kannst für mich eine Gottheit sein,
Und auch eine Infusorie.

—

Je heftiger ein Beifall ist,
Um desto kürzer seine Frist.

—

Gewinnt Bornirtheit nur ein wenig Holz,
So trägt sie gleich das rothe Aepflein: Stolz.

—

Ich will's ja glauben und sogar
Beschwören, wenn es nöthig ist,
Nur sag' es mir nicht immerdar,
Welch ein berühmter Mann du bist.

—

Er weiß Nomen und Nomenklaturen,
Doch von Verstand sind keine Spuren.

Die meisten Sklaven zählt zu jeder Zeit
Der kleinlichste Despot: Die Eitelkeit.

—

Je winziger ein kleiner Wicht,
Um desto mehr von sich er spricht.

—

Einer Nußschale spannt so manch ein Thor
Sechs stolzwiehernde Rosse vor,
Und meint mit selbstischem Behagen,
Jetzt sei's ein Hofstaatsgallawagen.

—

Bist du ein Talent, erheben
Kann dich eine Lotterie,
Aber auch nichts weiter eben,
Dich erhalten kann sie nie.

—

Mag ein Gaukler seinen Namen
Auch mit Riesenlettern schreiben,
Wird er, wenn gleich voll die Bude,
Doch nur stets ein Gaukler bleiben.

—

Je mehr Respekt ein eitler Thor begehrt,
Um desto weniger ist er dessen werth.

—

So Mancher ist mit Schmähen gleich zur Stelle,
Obgleich er selbst der schmählichste Geselle.

—

Nicht Jedem bist du, was
Du ihm zu sein vermeinst,

Du bist nur Jedem das,
Als was du ihm erscheinst.

—

Ihr möget sprechen, was ihr wollt,
Das Recht, ich gönn' es Jeden,
Doch wenn ich widersprechen sollt',
So müßten Andre reden.

—

Alles übersteigt die Gränzen,
Kein's das Andere will ergänzen,
Kein's das Andre anerkennen,
Und sie wollen's Fortschritt nennen.

—

Beschimpfst du, was jeder Verständige schätzt,
Hast du dir nur selbst eine Schelle versetzt.

—

Der selbst muß sein der Achtung voll,
Der achten kann das, was er soll.

—

Schlimm ist's, wenn dich Böswillige verletzen,
Doch schlimmer, wenn dich Thoren überschätzen.

—

Ganz sicher würde Jeder etwas taugen,
Sähst du ihn nur mit seinen eig'nen Augen.

—

Nimm das Närrische und Schlechte
Weg aus ihrem nichtigen Treiben,
Und du wirst dich weidlich wundern,
Was dir noch wird übrig bleiben.

Willst künftig Ruh vor den Gehäß'gen haben,
So laß dich doch nur allsogleich begraben.

—

Die hätten die größte Lust am Fliegen,
Die fühlen, daß ihre Kräfte erliegen.

—

Und wäre auch das Tücht'ge noch so spärlich,
So glaub' doch keiner, er sei unentbehrlich.

—

Denkt ein Wicht dich zu benützen,
Ist er stets dein Freund zum Schein,
Aber ist's gescheh'n, so wirst du
Ihm so fremd wie früher sein.

—

Der Einzige mag noch taugen oder passen,
Verächtlich sind allüberall die Massen.

—

Kommt Großes in Conflikt mit dem Gemeinen,
So wird es diesem niemals groß erscheinen.

—

Entstellt Verläumdung dich im Spiegel
Des Truges, bleib' du unbeirrt,
Sie ist ja bloß der schlechte Tiegel,
D'rin erst das Gold zum Golde wird.

—

Und klaffte ein Köter das ganze Jahr,
Er blieb' doch ein Köter allimmerdar.

Délibáb.

Nach einer ungarischen Volkssage
von **Heinrich Ritter von Lewitschnigg.**

Das Phänomen der Luftspiegelung, Kimmung oder Fata morgana ist in Ungarn auf den unbegränzten Flächen, die sich endlos vor den Blicken des Reisenden ausbreiten, nicht selten und täuscht oft den, dem es ganz unerwartet erscheint. Man sieht zwar nicht wie im Oriente das Bild lieblicher Oasen und bethürmter Städte, aber ein weites Meer scheint mit seinen Wellen vom Rand des Horizontes bis in die nächste Nähe des Reisenden heranzuwogen. Durch dieselbe Ebene, auf der sich die Fata morgana zeigt, zieht sich von der Donau an die Theiß und von dort nach Siebenbürgen ein mächtiger Wall oder Graben, ohne Zweifel römischen Ursprunges, der die Gränzen des römischen Reiches hier eben so beschützte, wie der Römerwall in Süddeutschland oder England. Die Lateiner wie die Barbarenstämme, gegen welche dieser Wall errichtet worden, waren längst vergessen, ehe die Ungarn in das Land kamen; keine Tradition, die an Rom erinnerte, lebte daher in den Ebenen der Theiß, doch die Fantasie des Volkes schuf sich nunmehr eine überaus zarte Legende, in welcher der Wall und die Luftspiegelung, in der dieser so häufig verschwindet, lieblich mit einander verbunden sind.

Csörsz heißt der Herr der Alpenwelt
Im Lande der Burczesten;
An Glanz und Pracht, an Jubel fehlt
Es nie auf seinen Vesten.

So weißes Salz, so rothes Gold
Verschenkt kein Fürst auf Erden,
D'rum muß auch solchem Werber hold
Die jüngste Schönheit werden.

Gleichgiltig aber mißt sein Blick
Die Blumen der Rumänen,
Füllt Nachts auch süßes Schmerzgeschick
Ihn mit verliebten Thränen.

Sein Herz weilt ja den Bergen fern
Am Strande der Lagune,
Er nahte sich als Eidam gern
Dem dortigen Neptune.

Doch preiset umsonst er Délibáb
In Liedern wundertönig;
Man weiß, wie überstolz sich gab
Der greise Meereskönig.

„Zu karg ist's, was dein Herr verspricht,"
So spricht er zum Gesandten,
„Salz flimmert hell wie Perlen nicht,
Noch Gold wie Diamanten."

„Rauh sind zu dem die Pfade dort
Im Land der Staubgebor'nen,
Nie kam die Wasserlilie fort
Im Heimathland der Dornen."

„Die Welle einzig schmiegt sich lind
Wie zärtliches Liebkosen;
Wund ziehe sich mein schönes Kind
Auf euren wilden Rosen."

„D'rum sorge, daß dein Herr sich baut
Vor Allem eine Flotte,
Um heimzuführen seine Braut
Gleich einem Meeresgotte."

„Dann wird zum Ja mein trotzig Nein,
Dann folge seinen Fergen
Mein wunderholdes Töchterlein
Als Herrin nach den Bergen!" —

So bot dem Abgesandten Hohn
Der stolze Herr der Fluthen,
Doch ließ der starre Alpensohn
Sich nicht so leicht entmuthen.

„Dein Wille sei uns ein Gebot,"
So sprach er kalten Tones,
„Und Treue schwör' ich bis zum Tod
Der Zierde unsres Thrones!" —

Dann warf er Salz, so weiß wie Schnee
Goldklumpen, kaum zu zählen,
In's Wasser, so im Bild die See
Den Alpen zu vermählen.

Und salzig ward und salzig blieb
Das Meer seit dieser Stunde,
Doch herber, mehr auch als ihm lieb,
Sah Csörß bei jener Kunde.

Was kümmert ihn die Alpenwelt,
Gram bleibt daselbst zu Gaste,
So lang es noch an Perlen fehlt
In seinem Salzpalaste?!

Was frägt er um das rothe Gold
Im Lande der Burczesten,
So lang kein Demant flimmert hold
Von seinen gold'nen Vesten?!

Was frommt es, sind auch dicht umsäumt
Mit Blumen die Gestade,
So lang er von der Lilie träumt
Am fernen Meergestade?!

Er stürbe oder würde toll
Vor Kummer sonder Zweifel,
Da naht zum Glücke mitleidsvoll
Als Kuppler sich — der Teufel.

Er liebt nach altem Brauch und Fug
Der Minne sünd'ge Kinder,
D'rum spannt vor einen glühend Pflug
Er Nachts zwei wilde Rinder. —

Und pflückt mit zauberhafter Hand
Aus Siebenbürgens Bergen
Bis an des blauen Meeres Strand
Fahrwasser für die Fergen.

Ergießen doch auf sein Geheiß
In's Flußbett, neu gezogen,
Gar rasch die Donau wie die Theiß
All' ihre gelben Wogen.

Der Alpenkönig jubelt laut;
Denn tausend Eichen fielen,
Um heimzuführen seine Braut
Mit hundert schmucken Kielen.

Bald bricht an die Lagune vor
Der Tummler süßer Wellen;
Wie staunen da in Schilf und Rohr
Nix, Meerfei sammt Gesellen.

Zwar schauert den Seebewohnern auch
Vor höllischen Gewalten;
Doch war zu jener Zeit es Brauch,
Sein heilig Wort zu halten.

D'rum blickt der Meeresfürst verzagt
Nach seinem bleichen Kinde
Und ringsum trauert, weint und klagt
Das naße Meergesinde.

Und Délibáb? Sie faßt noch kaum,
Was sich mit ihr begeben,
Wie Einer, der aus gold'nem Traum
Erwacht zum rauhen Leben.

Es hält auch keine Perlenschnur
Den schlanken Hals umschlossen;
Viel Thränen hat ihr Vater nur
Beim Scheiden dort vergossen.

Es schmückt auch keine Myrthe kühn
Die Stirne, schmerzbetroffen;
Was dort sich zeigt an welkem Grün,
Ist nur ihr eig'nes Hoffen!

Und erst das weiße Prachtgewand —
Ein Leilach nennt's die Sage,
D'rein stumm sie barg mit starrer Hand
Das Glück der Jugendtage!

So mag in die Verbannung geh'n
Ein Kind, das man verstoßen;
Nur daß sie ruft: „Auf Wiederseh'n
Im Frühjahr, Spielgenossen!" —

Und d'rauf versinkt sie, bleich vor Gram,
Wie's einem Herzen eigen,
Dem man die letzte Freude nahm,
In stundenlanges Schweigen.

Die Segel flattern Schiff um Schiff,
Gleich wanderlust'gen Schwalben;
Bald zeigt sich ringsum Riff auf Riff,
Kurz Festland allenthalben.

Das Meer verbirgt das Felsgestein,
Im Auge nur, im blauen,
Der Königstochter ist allein
Ein salzig Naß zu schauen.

Doch macht der Reiz der neuen Welt
Vertrocknen bald die Zähren;
Was immer auch der Jugend fehlt,
Lang kann ihr Harm nicht währen.

Ach Gott, die Erde ist so schön,
Viel tausend Düfte wallen,
Und aus dem Busch klingt Schmachtgetön
Verliebter Nachtigallen.

Schallmeien hallen weich und sanft,
Als lockten sie zur Weide
Dort an des Baches grünem Ranft
Das Lamm im weißen Kleide.

Der Wind, der sich durch Rosen schwingt,
Küßt leis' die Meergeborne
Und jubelnd ihr Willkommen singt
Die Lerche über'm Korne.

Die Wälder neigen sich herab
Mit rauschendem Begrüßen.
Und willig gibt sich Délibáb
Dem Zauber hin, dem süßen.

Ein freudig Weh durchwogt die Brust
Der bleichen Königstochter;
Das Auge blitzt in scheuer Lust,
Ihr Puls, wie stürmisch pocht er! —

Doch plötzlich schweift zurück ihr Blick,
Neu will ihr Herz verbluten;
Denn hinter ihr, o Schmerzgeschick,
Versiegen rings die Fluthen!

Der Wasser ledig scheint die Schlucht
Ihr bildlich kund zu geben,
Verbannt sei von der Meeresbucht
Sie nun für alles Leben.

O hartes Loos! Im Auge steht
Ihr d'rum ein neuer Schauer,
Und durch die tiefste Seele geht
Die alte herbe Trauer.

Vergebens drückt die kleine Hand
Der Freier ihr verstohlen;
Sie sagte ihm wie seinem Land
Viel lieber Gott befohlen.

Vergebens sind mit Blumen dicht
Bedeckt ringsum die Auen;
Sie ehrt kaum das Vergißmeinnicht
Durch flüchtiges Beschauen.

Umsonst erschließt nun Schacht um Schacht
Die Alpe, reich an Flimmer;
Es bleibt ja doch im Herzen Nacht
Bei all dem gold'nen Schimmer.

Fast scheint's, der Salzpalast, er sei
Gebaut aus Demantsteinen;
Nur fällt es da der Armen bei,
Verwandt sei Salz dem Weinen.

Die Luft der Berge weht zu rauh,
Schnee liegt zu tief dahinter;
Der Meerfee fröstelnde Gestalt
Bangt vor dem rauhen Winter.

So siecht dahin sie mehr und mehr,
Fest hält ihr eigener Schatten
Am allzuhagern Fuß sich schwer
Auf mondbeglänzten Matten.

Doch rauscht von ihrem Mund kein Wort
Mit brünstigem Verlangen,
Nur Thränen gießen fort und fort
Auf ihre welken Wangen.

Und keiner, der sie weinend trifft,
Frägt staunend, was ihr fehle;
Er weiß, auch Heimweh sei ein Gift,
Der Schierling für die Seele!

Kein Teufel selber triebe Spott
Mit also trübem Leben;
Aus Mitleid läßt der liebe Gott
Als Kimmung *) sie verbeben.

Sie ward zum Wellentrug und schäumt
Gerne gleich einem Meere;
Doch wer sie zu erfassen träumt,
Langt schlimm getäuscht in's Leere.

Sie gleicht dem Irrwisch wunderbar,
Doch statt dem Licht, dem blauen,
Vermag nur Wasser frisch und klar
Der Wandersmann zu schauen.

So treibt heran als Wogenfluth
Das Weib des Alpenfürsten,
Und scheut zurück im blöden Muth
Vor Lippen, welche dürsten!

*) Luftspiegelung.

Du nahst umsonst, sie nimmt die Flucht
Vor dir zum Theißgestade;
Dort stürzt sich in die Teufelsschlucht
Die trügende Najade.

Sie zählt, so mild sie einst sich gab,
Zu Geistern der Verneinung,
Und nennt der Hirte „Délibáb“
Die gleißende Erscheinung.

So wandle täuschend, Wassersee,
Dahin auf flücht'ger Sohle;
Du wardst als irrgeloss'ner See
Zum schmerzlichsten Symbole!

Das Meer, das weiß das jüngste Kind,
Ist bitter ja wie Zähren;
Man glaubt, daß sie verschwistert sind,
In beiden Hemisphären.

D'rum stimmt mich, Délibáb, so bang
Das Ende deiner Sage;
Ist's doch, als ob dein Scheidegang
Als Bild mir deutsam sage:

„Ach, wenn der Jugend Sonne will
Nicht länger mehr uns scheinen,
Dann wär' es göttlich, könnte still
Der Mensch zu Tod sich weinen!“

Zum Sylvesterabend.

Von Joseph Wenzig.

Geschlagen endlich hat die zwölfte Stunde,
Des alten Jahres Abschiedsruf verklang,
Und „Glück zum neuen" schallt's aus jedem Munde,
Hand drückt die Hand in warmem Herzensdrang,
Es klirrt das Glas, und wieder in der Runde
Schallt's „Glück" und stimmt sich um zu Jubelsang,
Und „Glück zum neuen Jahre!" schallt es wieder,
Und jeder meint es treu und wahr und bieder.

Doch was wir unter solchem Glücke meinen,
Dies, Freunde, laßt uns prüfen mit Bedacht!
Es ziemt sich Ernst mit Fröhlichkeit zu einen,
Mit der Empfindung des Gedankens Macht;
Denn wo verschmolzen Lust und Ernst erscheinen,
Der Geist des Herzens Flügel überwacht,
Da ist das Maß, das rechte, eingehalten,
In Schranken das gedeihlichste Entfalten.

Vor allem, mein' ich, meinen wir ein Streben,
Wenn wir uns wechselseitig rufen „Glück!"
Denn sagt, was gilt ein Alltagsmenschenleben,
Das ewig kraftlos stocket, wo zurück,
Zurück wohl gar die matten Segel schweben,
Wo niemals vor Begeist'rung flammt der Blick,
Ein Leben, nur gereizt von Magenkummer?
Hinweg mit ihm, viel besser Todesschlummer!

D'rum soll ein Streben mächtig uns durchglühen,
Das uns erfaßt bei unsrer ganzen Kraft,
Das uns hinausträgt über alle Mühen
Des Erdenschlamms, worin der Geist erschlafft,
Ein Adlerstreben, welchem Kränze blühen,
Die keines fahlen Herbstes Hand entrafft:
Solch Streben, sagt, ist's nicht das Glück, das wahre!
Wohlan! Stoßt an! Viel Glück zum neuen Jahre!

Doch Thorheit ist es, in das All zu rennen,
Gleich einem ziellos abgeschoss'nen Pfeil.
Ein Heldenstreben ist kein Fieberbrennen,
Es kennt die Bahn, die aufsteigt schroff und steil.
D'rum, gilt's ein Ziel, ein würdiges, zu nennen,
So nenn' ich alsbald eins; es führt zum Heil,
Ob's eine Zielscheib' auch dem Eintagswitze:
Die Weisheit ist's auf ihrem Sternensitze.

Ja, bei all unserem verfeinten Wesen
Ist sie ein selten nur besess'nes Gut,

Und doch vermag nur sie den Bann zu lösen,
Der uraltlastend auf dem Menschen ruht,
Und sie nur macht vom Siechthum ihn genesen:
O selig, wer sie liebt mit treuer Gluth!
Solch Streben, sagt, ist's nicht das Glück, das wahre?
Wohlan! Stoßt an! Viel Glück zum neuen Jahre!

Und, gleich ihr an entzückenden Geberden,
An ihrer Seite eine Tochter thront.
Der kann fürwahr des Glücks nicht theilhaft werden,
Wem nicht ihr Engelsbild im Herzen wohnt!
Altmodisch klingt ihr Name zwar auf Erden,
Von neuer Sitte Spottwort nicht verschont,
Doch nenn' ich ihn der Freunde trautem Kranze:
Die Tugend ist's in ihrem Aetherglanze.

Sie reich' uns Schwert und Helm vom besten Stahle?
Und panzre uns vom Haupt bis zu den Zeh'n,
Und schilt man uns lebend'ge Todtenmahle,
Weil solche Kleider nicht zur Mode steh'n,
Wir schreiten doch bei hellem Tagesstrahle,
Und dröhnen soll es schütternd, wo wir geh'n.
Solch Streben, sagt, ist's nicht das Glück, das wahre?
Wohlan! Stoßt an! Viel Glück zum neuen Jahre!

So mög' es, wie ein Gluthstrom, uns durchdringen
Solch Doppelstreben bis in Bein und Mark,
Mög' uns in ihm das Trefflichste gelingen!
Dann, Freunde, welches Uebel ist so stark,

So riesig dann, um staubwärts uns zu ringen?
Auch nicht die Macht der Hölle ist zu arg,
Und senken wird in uns're Brust sich nieder
Der Himmel selbst auf rosigem Gefieder.

Frisch denn gestrebt, daß uns solch Doppelstreben
So recht durchdringe bis in Mark und Bein,
Und kleinlich nicht gebangt um Dach und Leben,
Das laßt dem großen Gott empfohlen sein!
Er hat so lange schon so viel gegeben,
Er wird auch künftig noch gar viel verleih'n.
Nur eines fehl' uns nie: das Glück, das wahre!
Wohlan! Stoßt an! Viel Glück zum neuen Jahre!

National-ökonomische Blätter.

Ueber die Wirksamkeit des Central-Comité zur Unterstützung der nothleidenden Erz- und Riesengebirgsbewohner.

Von Dr. Stanislaus Neumann.

Im böhmischen Erzgebirge hatte sich nach dem Verfalle des Bergbaues das Spitzenklöppeln als Haupterwerbszweig seiner Bewohner ausgebildet. Im Riesengebirge wurde die zu Ende des vorigen Jahrhundertes blühende Leinenindustrie von der Baumwollmanufaktur überflügelt. Seitdem jedoch die Maschinenfabrikate der englischen und belgischen Spitzenindustrie den Weltmarkt überfluthen und im Bereiche der Baumwollindustrie der Kraftstuhl (power loom) den Handstuhl siegreich verdrängt: sind dort die Handklöppler, hier neben den Flachsspinnern und Leinwebern auch die Baumwollweber die Träger einer materiellen Noth, welche, wenn besonders ungünstige Umstände hinzutreten, einen hohen Grad zu erreichen pflegt.

Das Mißrathen der Kartoffelernte im J. 1847 und die darauf folgende in allgemeinen Verhältnissen beruhende Stockung aller Absatzquellen erzeugte im Frühjahre 1848 im Erz- und Riesengebirge einen, den des Jahres 1843 fast überbietenden Nothstand. Aus beiden Gebirgen zugleich tönte der tausendstimmige Ruf nach Hilfe — und Einzelne, Vereine, vor Allen aber die h. Regierung beeiferten sich dem Uebel schnell und kräftig entgegenzutreten. In Prag bildete sich ein aus etwa 40 Mitgliedern bestehendes Comité zu dem Zwecke, um für diese Nothleidenden an beiden Endpunkten der Prager Steinbrücke von den Vorübergehenden freiwillige Gaben zu sammeln; und, Dank der bekannten Mildthätigkeit der Bewohner Prags, binnen wenigen Tagen war der bedeutende Betrag von mehr als 4000 fl. C. M. eingegangen. Zu gleicher Zeit hatte die h. Regierung den im Nothjahre 1843 gegründeten Karlsbader Hilfsverein neu in's Leben gerufen, im Saazer Kreise waren vier Hilfscomités und zwar: zu Kommotau, Sebastiansberg, Sonnenberg und Preßnitz zusammengetreten und in Prag entstand auch noch ein Frauenverein zur Einsammlung von Geld, Viktualien und Kleidungsstücken für die nothleidenden Erzgebirgsbewohner.

Um die Wirksamkeit aller dieser Vereine zu conzentriren und eine gleichmäßige Verwendung der für die Gebirgsbewohner einlaufenden Beiträge zu sichern, erhob das h. Landespräsidium das Prager

Comité zum Centralcomité, betraute es mit der Centralleitung der Unterstützungen im Erz- und Riesengebirge und übergab demselben nach und nach sowohl die im Wege der öffentlichen Behörden für die Erz- und Riesengebirgsbewohner eingehenden Beträge als auch alle Baarschaften des überrestlichen im J. 1843 für die Erzgebirgsbewohner gesammelten Fondes zur Verwaltung. Hiedurch entstand aus diesem Vereine eine Art öffentlicher Verwaltungsbehörde, seine Wirksamkeit stieg zu einem bedeutenden Umfange und die Generalversammlung desselben wählte zur Besorgung der Geschäfte einen Direktionsausschuß, welcher seitdem die vorkommenden Gegenstände bei periodischen Sitzungen beräth und die als ersprießlich erkannten Maßregeln vollführt.

Die uns bemerkenswerth erscheinenden Momente der Wirksamkeit dieses Centralcomité, dessen Tendenz vorzugsweise auf Hebung der Gebirgsindustrie gerichtet ist, von seinem Inslebentreten bis auf die Gegenwart anzudeuten, ist der Zweck vorliegender Skizze.

1848. Um entsprechend wirken zu können, mußte das Centralcomité Organe seiner Thätigkeit in den vom Nothstande bedrohten Gegenden selbst besitzen, welche die von demselben bestimmten Unterstützungsbeträge in Empfang zu nehmen und nach festgestellten Grundsätzen zu verwenden hatten. Es wurden daher im Riesengebirge Filialcomités zu Starkenbach und Hohenelbe errichtet; für das Erzgebirge bestand bereits der erwähnte Karlsbader Hilfsverein. Bei Ver-

wendung der ihm anvertrauten Unterstützungssummen hat das Centralcomité den Grundsatz aufgestellt, daß dieselben nicht als Almosen, sondern als Verdienst für geleistete Arbeit vertheilt und mit milden Gaben nur Erwerbsunfähige bedacht werden sollen. Bei der Wahl der Arbeiten hat das Centralcomité festgehalten, daß die Gebirgsbewohner bei ihren gewohnten Beschäftigungen möglichst erhalten werden; denn die Nothwendigkeit der Abhilfe war allzu dringend, als daß an einen Umschwung der Erwerbsverhältnisse, welcher nur allmälig vor sich gehen kann und welchem die Zeitverhältnisse nicht günstig gewesen wären, damals hätte gedacht werden können. Auf Veranlassung des Centralcomité wurden daher von den Filialcomités zu Hohenelbe und Starkenbach arme Spinner mit Flachs versehen, die von ihnen erzeugten Garne arbeitslosen Webern zur Verfertigung von Weben und leinenen Tücheln übergeben und die fertige Waare, nachdem selbe auf der Naturbleiche zu Hrabačow gebleicht worden, zur Vermittlung des Verkaufes an das Centralcomité eingesendet. Durch diese Manipulation wurde ein mehrfacher Vortheil beabsichtigt und erreicht. Einmal ging der auf diese Weise verwendete Geldbetrag nicht verloren, sondern konnte wiederholt zum Nutzen der Gebirgsbewohner umgesetzt werden; dann wurde dadurch, daß man blos echte, unverfälschte Leinen erzeugen ließ, auf den Kredit dieser Waarengattung günstig eingewirkt; endlich trat hiedurch das Centralcomité zwischen den

Leinwandhändler und die Produzenten, welchen letzteren die Waare oft um einen unverhältnißmäßig geringen Preis abgedrückt wurde, als unparteiischer Abnehmer ein und vermochte so auf die Feststellung annehmbarer Preise und auf ununterbrochenen Erwerb hinzuwirken.

Die kräftigeren Bewohner beider Gebirge wurden durch Handarbeiten bei dem Baue der in diesen Gebirgen noch fehlenden Straßenzüge verwendet, namentlich im Riesengebirge bei der Herstellung des Gebirgsweges von Hrabačow durch Niederstěpanitz nach Oberstěpanitz, im Erzgebirge bei dem Baue der Straße von Graslitz im Annathale über Bleistadt in das Egerland, wobei Hunderte erwerbsloser Gebirgsbewohner Verdienst fanden. Zu den bisher angedeuteten Zwecken hat das Centralcomité im Laufe des Jahres 1848 an den Karlsbader Hilfsverein einen Betrag von 8500 fl. C. M., an die beiden Filialcomités zu Hohenelbe und Starkerbach zusammen einen Betrag von 3000 fl. C. M., endlich dem Preßnitzer Hilfscomité einen Betrag von 300 fl. C. M. übergeben.

1849. Auch im folgenden Jahre war das Centralcomité bemüht auf die Belebung der Gebirgsindustrie durch Hervorrufung lohnender Beschäftigungen hinzuwirken, arbeitslosen Gebirgsbewohnern beim Straßenbaue entsprechenden Verdienst zu verschaffen und Erwerbsunfähige im Wege der Filialcomités mit Geld, Viktualien und Kleidungsstücken zu unterstützen.

Im Riesengebirge wurde die Erzeugung von Weben und leinenen Tücheln fortgesetzt und zu diesem Zwecke dem Starkenbacher Filialcomité ein Betrag von 1500 fl. C. M. sowie dem Filialcomité zu Hohenelbe ein Betrag von 1000 fl. C. M. aus dem Erlöse der von diesen Comités früher eingesendeten Waaren übergeben. An das Kommotauer Filialcomité wurden zur Erzeugung von Spitzen 200 fl. C. M. übersendet. Da der Geldfond des Centralcomité von den sich mit Klöppeln, Flachsspinnen und Leinwandweben beschäftigenden Erz- und Riesengebirgsbewohnern, welchen in diesem Jahre bessere Industrialverdienste zukamen, zu Waarenbestellungen und Ankäufen weniger beansprucht wurde, so war dasselbe im Stande zur Fortsetzung des Straßenbaues von Gossengrün über Bleistadt durch das Annathal bis zur Einmündung in die Graslitz-Falkenauer Aerarialchaussée einen Betrag von 4500 fl. C. M. mit der Bestimmung zu widmen, daß zu den Abgrabungs-, Aufschüttungs- und Terrassirungsarbeiten blos arbeitslose Erzgebirgsbewohner verwendet werden. Um ein Organ im Mittelpunkte des Erzgebirges selbst zu besitzen, rief das Centralcomité zu Joachimsthal ein Filialunterstützungscomité ins Leben und übergab demselben einen Vorschußbetrag von 2000 fl. C. M. In Joachimsthal bestand bereits seit Anfang des J. 1848 eine von der h. Regierung errichtete Spitzenklöppelschule, die theils aus Gemeindemitteln, theils aus dem Erzgebirgsunterstützungsfonde dotirt war

und in der Mitte des Jahres 1849 beiläufig 25 Schülerinnen zählte. Um die Thätigkeit derselben zu steigern, hat das Centralcomité die Vertheilung von Prämien an die Schülerinnen, welchen von zwei Lehrerinnen ein sorgfältiger Unterricht in der Spitzenarbeit ertheilt wurde, verfügt und diese Anstalt unter die Leitung des Filialcomité gestellt. Den im Erzgebirge nur in geringer Ausdehnung betriebenen Erwerbszweig der Erzeugung von Strohflechtwaaren aus einheimischem Stroh hat das Centralcomité durch Gründung einer Strohflechtschule in Joachimsthal, welche ebenfalls der Aufsicht des dortigen Filialcomité anvertraut wurde, zu verbreiten gesucht. In dieser Schule, welche im September 1849 in's Leben trat, wurden 15 Schülerinnen, wovon die armen mit kleinen Zuschüssen zum Lebensunterhalte von 3 kr. C. M. täglich betheilt wurden, im Strohflechten von einer kunstgeübten Lehrerin unterrichtet.

In den letzten Dezennien war durch die wohlfeile Erzeugung von Spitzen aus Baumwollzwirn die Erzeugung von Flachszwirnspitzen, welche ehemals in Schönheit und Preis die Conkurrenz mit den niederländischen Spitzen zu bestehen vermochten, beinahe gänzlich verdrängt worden. Das Centralcomité bemühte sich daher die Erzeugung von Flachszwirnspitzen wieder theilweise in's Leben zu rufen und ließ zu diesem Zwecke im Riesengebirge Leinenzwirne verfertigen, welche dann in Joachimsthal zu Spitzen verarbeitet wurden.

Zur Beschäftigung arbeitsloser und Unterstützung erwerbsunfähiger Erzgebirgsbewohner at das Centralcomité in diesem Jahre durch das k. k. Saazer Kreisamt einen Betrag von 1000 fl. C. M. an die Filialcomités zu Sonnenberg, Sebastiansberg, Kommotau und Preßnitz vertheilt und die Armeninstitute des eigentlichen Erzgebirges mit einem gleichen Betrage zur Unterstützung wahrhaft Bedürftiger dotirt.

1850, 1851, 1852. Weit entfernt von dem von Fachmännern längst verworfenen Prinzipe direkter Geldunterstützung fuhr das Centralcomité auch in diesem dreijährigen Zeitraume fort, durch wo möglich dauernde Beschäftigung der Arbeitslosen, beziehungsweise durch Emporbringung gangbarer und Eröffnung neuer lohnender Erwerbsquellen auf eine günstige Gestaltung der Nahrungsverhältnisse der Gebirgsbewohner Einfluß zu nehmen. Der Unterricht in den beiden Industrieschulen zu Joachimsthal wurde mit günstigem Erfolge fortgesetzt. Im J. 1850 betrug die Anzahl der Schülerinnen der Klöppelschule 26, wovon 20 zu 3 kr. C. M. täglich betheilt wurden, und stieg im J. 1851 auf 40. In der Strohflechtschule wurden im J. 1850 46, im J. 1852 bereits 85 Schülerinnen unterrichtet. Zur Bestreitung der laufenden Auslagen für diese beiden Schulen wurde dem Joachimsthaler Filialcomité im J. 1851 ein Betrag von 1000 fl. C. M. und im J. 1852 ein Betrag von 1300 fl. C. M. übergeben. Die in den Schulen verfertigten Strohgeflechte und Spitzen

hat das Centralcomité in Prag veräußert. In der Joachimsthaler Klöppelschule wurden auch die eine Zeit lang in Paris im Schwunge gewesenen Schafwollspitzen aus im Inlande erzeugtem und gefärbtem Schafwollgarn fabrizirt und hiedurch in das Erzgebirge ein neuer lohnender Erwerbszweig zu verpflanzen gesucht. Um das Handschuhnähen im Erzgebirge zu verbreiten und hiedurch die Zahl der Beschäftigungen für die armen Bewohner zu vermehren, hat das Centralcomité dem Joachimsthaler Filialcomité einen Betrag von 60 fl. C. M. mit der Widmung übergeben, damit arme Mädchen während der ersten 14 Tage der Einübung in dieser Beschäftigung unterstützt werden können. Um die Handspinnerei und die Erzeugung von Flachszwirnspitzen, hiedurch aber im Riesengebirge einen Erwerbszweig zu fördern, der jenem im Erzgebirge die Hand bietet, fuhr das Centralcomité in seinen Bemühungen, im Riesengebirge eine rationelle Art und Weise des Anbaues und der Bereitung des Flachses zu verbreiten, fort. Dagegen konnte die Erzeugung von Weben und leinenen Tücheln auf Bestellung des Centralcomité im Riesengebirge eingestellt werden, da die dortigen Spinner und Weber anderweitig genügende Beschäftigung erhielten. Nur im J. 1852 hat das Centralcomité an die k. k. Kreisregierung zu Gitschin zur Beschäftigung armer Spinner einen Betrag von 200 fl. C. M. übersendet. Der nützliche Einfluß der Klöppelschule in Joachimsthal trat sichtbar hervor,

indem sich dort, wo früher nur mittelmäßige Waare erzeugt wurde, eine vorzügliche Spitzenproduktion zu verbreiten begann. Durch dieses günstige Resultat ermuntert, gründete das Centralcomité eine zweite Klöppelschule in Sonnenberg. Die dortige Gemeinde übernahm die unentgeltliche Beistellung der nöthigen Lokalitäten sammt deren Beheizung und das Centralcomité nahm eine Lehrerin mit dem Jahresgehalte von 100 fl. C. M. auf und übergab dem Bürgermeisteramte zur Bestreitung der Auslagen der Schule einen Vorschuß von 100 fl. C. M. Im November 1852 trat die Schule mit einer Anzahl von 30 Schülerinnen in Wirksamkeit.

Für den Bleistädter Straßenbau hat das Centralcomité im J. 1850 einen Betrag von 1500 fl. C. M., im folgenden Jahre einen gleichen Betrag von 1500 fl. C. M., im J. 1852 endlich 300 fl. C. M. und nachträglich zum Ausbaue dieser Straße 467 fl. 35 kr. C. M. beigetragen. Zur Beschäftigung der armen Erzgebirgsbewohner bei dem Straßenbaue von Graslitz nach Silberbach wurde ein Betrag von 300 fl. C. M. gewidmet. Aus Anlaß der im J. 1850 im Erzgebirge hie und da ausgebrochenen Cholerafälle hat das Centralcomité der k. k. Kreisregierung zu Eger 500 fl. C. M. und dem Karlsbader Hilfsvereine 300 fl. C. M. zu Unterstützungen übergeben. Ferner wurden dem genannten Vereine im folgenden Jahre 300 fl. C. M. zur Unterstützung der an der Typhusepidemie erkrankten armen Bewohner von Bleistadt übersendet. End-

lich hat das Centralcomité im J. 1852 zur Bekleidung der Perlsberger Schulkinder 50 fl. C. M. an die k. k. Bezirkshauptmannschaft zu Falkenau ausgefolgt.

1853. Als das tauglichste Mittel zur Vervollkommnung bestehender und Einführung neuer Industriezweige stellten sich immer mehr die Industrieschulen dar. Aus diesem Grunde fuhr das Centralcomité fort den bereits vorhandenen Schulen zu Joachimsthal und Sonnenberg seine Aufmerksamkeit zu widmen und errichtete im Erz- und Riesengebirge mehrere neue Schulen. Bei der Joachimsthaler Klöppelschule wurde die Verfügung getroffen, daß der bisher zur Unterstützung der Schülerinnen mittelst kleiner täglicher Zuschüsse zum Lebensunterhalte jährlich gewidmete Betrag unter sie künftig in Gestalt von Prämien vertheilt werde. Bei der Strohflechtschule wurde der Gehalt der Lehrerin auf 300 fl. C. M. erhöht und bestimmt, daß jede Schülerin in den ersten 3 Wochen der Lehrzeit mit 3 kr. C. M., in den weiteren 3 Wochen mit 1½ kr. C. M. täglich unterstützt werden soll, daß ferner an die besten Schülerinnen Prämien zu vertheilen sind. Für die Klöppelschule zu Sonnenberg wurde bewilligt, daß 20 Schülerinnen zu 3 kr. C. M. täglich unterstützt werden. Zur Deckung dieser Auslagen hat das Centralcomité in diesem Jahre dem Joachimsthaler Filialcomité 1000 fl. C. M. und dem Sonnenberger Bürgermeisteramte 200 fl. C. M. übergeben. Da die einheimischen Strohhut-Fabrikanten den größten

Theil ihres Bedarfes an Strohgeflechten bisher aus der Schweiz beziehen, so richtete das Centralcomité sein Augenmerk besonders auf die Strohwaarenerzeugung, sandte, um über die Verhältnisse dieses Industriezweiges verläßlich belehrt zu sein, den Industriellen Stefan Tandler nach der Schweiz und Italien und traf die Voreinleitungen zur Errichtung einer neuen Industrieschule in Zinnwald bei Teplitz, in welcher der Unterricht in der Strohbordurenweberei, wie solche vorzugsweise in Zürich betrieben wird, ertheilt werden sollte und zu diesem Behufe 12 Webestühle aufgestellt wurden. Ferner errichtete das Centralcomité im Riesengebirge zwei Strohflechtschulen und zwar zu Hochstadt und Rochlitz. Die betreffenden Gemeinden stellten die für die Schulen nöthigen Lokalitäten sammt Beheizung und innerer Einrichtung derselben unentgeltlich bei und das Centralcomité übernahm die Besoldung der Lehrerinnen, einer jeden mit dem Jahresgehalte von 200 fl. C. M., und die Unterstützung der Schülerinnen während der halbjährigen Lehrzeit und zwar mit 2 kr. C. M. für jeden ganz und mit 1½ kr. C. M. für jeden neben der Ortsschule in der Industrieschule zugebrachten Arbeitstag; auch wurde bei jeder Schule die Vertheilung von Prämien im Betrage von 30 fl. C. M. in jedem halbjährigen Lehrkurse bewilligt. Dem Bürgermeisteramte zu Hochstadt, welches die Aufsicht über die dorterrichtete Anstalt übernahm, übergab das Centralcomité zur Bestreitung der Auslagen der Schule

einen Vorschuß von 100 fl. C. M. Die ungünstige materielle Lage der großen Anzahl Spitzenklöppler des Erzgebirges forderte das Centralcomité zu dem Bestreben auf den Uebertritt derselben zu lohnenderen und ihrer gewohnten Geschicklichkeit analogen Beschäftigungsarten zu vermitteln. Der erste Schritt hiezu war durch die Errichtung der Strohflechtschulen gethan. Einen weiteren Schritt zu diesem Zwecke unternahm das Centralcomité, indem es die Voreinleitungen traf zur Errichtung einer Stickschule in Trinksaisen bei Graslitz, zu welchem Behufe der k. k. Graslitzer Bezirkshauptmannschaft ein Vorschuß von 200 fl. C. M. übergeben wurde.

Zur Beschäftigung der Handspinner hat das Centralcomité an die k. k. Bezirkshauptmannschaft zu Semil einen Betrag von 200 fl. C. M. übersendet.

Was den Straßenbau betrifft, an welchem sich das Centralcomité grundsätzlich nur insofern betheiligt hat, als dabei verarmte arbeitslose Gebirgsbewohner Beschäftigung fanden, so wurden im Erzgebirge als Rest des Bleistädter Straßenbaubeitrags 250 fl. C. M. und zur Ausbesserung der Marienberg-Merkelsgrüner und Bäringer Straße 200 fl. C. M.; im Riesengebirge zum Straßenbaue bei Rochlitz, Peschek und Glasersdorf 360 fl. C. M. und zu jenem bei Anseit, Petersdorf und Switschin 460 fl. C. M. verwendet. Zu direkten Unterstützungen endlich hat das Centralcomité in diesem Jahre verausgabt: An die Joachimsthaler k. k. Bezirkshauptmannschaft

zur Unterstützung arbeitsunfähiger Erzgebirgsbewohner 150 fl. C. M., an die Trautenauer k. k. Bezirkshauptmannschaft zur Unterstützung der Theresienthaler Insassen 40 fl. C. M., endlich an den Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder an halbjährlichem Erziehungsbeitrag für zwei aufgenommene Erzgebirgskinder 20 fl. C. M.

1854. Wenn die Thätigkeit des Centralcomité sich schon im J. 1853 vorzugsweise den Industrieschulen zugewendet hatte, so war dies umsomehr in diesem Jahre der Fall. Diese Industrieanstalten werden von demselben auf folgende Art errichtet und organisirt.

Sobald sich die Gemeinde, in deren nächstem Interesse das Bestehen der Anstalt liegt, erklärt hat, das Lokale für Schule und Lehrerwohnung sammt der Beheizung und erforderlichen Einrichtung dieser Räumlichkeiten unentgeltlich beistellen zu wollen, wird zur Besorgung der unmittelbaren Aufsicht über das Institut am Sitze desselben aus Männern von bewährtem Rufe und Gemeinsinn ein Filialcomité gebildet, dessen Leitung gewöhnlich der betreffende k. k. politische Bezirksvorstand führt. Das Filialcomité überwacht die genaue Erfüllung der Verbindlichkeiten der Lehrerin, sieht auf den fleißigen Schulbesuch von Seite der Schülerinnen und die größtmögliche Ausbildung derselben in der zu erlernenden Kunst, berichtet über das Gedeihen der Schule an das Centralcomité, erstattet an dasselbe seine Anträge und Gutachten und legt demselben über die zur Bestreitung der Auslagen

der Anstalt erhaltenen Geldbeträge dokumentirte Rechnungen. Den Unterricht besorgt eine vom Centralcomité besoldete sachgeschickte Lehrerin. Die Anzahl der Schülerinnen sowie die Lehrzeit, nach Verlauf welcher dieselben als ausgelernt entlassen und andere an deren Stelle aufgenommen werden, ist bei jeder Schule bestimmt. Bei jeder Schulanstalt befindet sich ferner ein Unternehmer, welcher die Schülerinnen mit dem nöthigen Rohmateriale versieht und von ihnen die fertige Waare abnimmt. Da die Schülerinnen jedoch in der ersten Zeit der Lehre keine kaufrechte Waare erzeugen, daher der Arbeitslohn, den sie verdienen, nur ein sehr geringer ist, so werden dieselben, um ihnen den Schulbesuch zu ermöglichen, vom Centralcomité mit kleinen Zuschüssen zum Lebensunterhalte (jede Schülerin mit 2 bis 6 kr. C. M. täglich) unterstützt; auch werden zur Aufmunterung des Fleißes in jedem Lehrkurse an die besten Schülerinnen Prämien vertheilt.

In ähnlicher Art waren bereits die Klöppelschulen zu Joachimsthal und Sonnenberg, dann die Strohflechtschulen zu Joachimsthal, Hochstadt und Rochlitz eingerichtet. In der Sonnenberger Klöppelschule wurden in diesem Jahre 40 Schülerinnen unterrichtet. Bei der Joachimsthaler Strohflechtschule wurde die Abänderung getroffen, daß die Lehrzeit ein halbes Jahr dauern und jede Schülerin künftig in den ersten 14 Tagen 3 kr. C. M. täglich, von da an jedoch 6 kr. C. M. pr. Stück abgelieferter

Waare erhalten solle. Der Unterricht in der Hochstädter Strohflechtschule fand mit so günstigem Erfolge statt, daß mit Schluß des Jahres bereits 20 ausgelernte Schülerinnen sich häuslich mit Strohflechterei beschäftigten und die erlernte Kunst durch Ertheilung des Unterrichtes an andere Mädchen weiter verbreiten halfen. Zur Bestreitung der Auslagen bei den genannten Schulen wurden im J. 1854 an das Joachimsthaler Filialcomité 1300 fl. C. M.; an das Bürgermeisteramt zu Hochstadt 400 fl. C. M. und an jenes zu Rochlitz 300 fl. C. M. übersendet. Dem Bürgermeisteramte zu Sonnenberg wurden zum gleichen Zwecke 500 fl. C. M. übergeben und dasselbe ermächtigt hievon einen Betrag pr. 100 fl. C. M. behufs Linderung des in der Stadt Sonnenberg eingetretenen gesteigerten Nothstandes zu direkten Unterstützungen zu verwenden.

Neu ins Leben traten in diesem Jahre: die Bordurenwebeschule zu Zinnwald, die Stickschule in Trinksaisen und die Nähschule in Bleistadt. Bei der Strohbordurenweberei in Zinnwald wurde ein Lehrer mit einem Jahresgehalte von 200 fl. C. M. angestellt und bestimmt, daß jeder Schüler in den ersten zwei Monaten der Lehrzeit mit 4 kr. C. M., in den weiteren 3 Monaten mit 3 kr. C. M. täglich unterstützt werden soll. Die Aufsicht über diese Schule wurde dem Lokalbürgermeisteramte anvertraut, welchem zur Deckung der Auslagen bei derselben in diesem Jahre ein Betrag pr. 600 fl. C. M. übergeben wurde. Bei der Stickschule zu

Trinksaisen hat das Centralcomité eine Lehrerin mit einem Gehalte von wochentlich 4 fl. C. M und später noch eine zweite Lehrerin mit einem gleichen Gehalte angestellt und festgesetzt, daß jede Schülerin während der ersten vier Wochen der dreimonatlichen Lehrzeit mit 3 kr. C. M. und in den folgenden acht Wochen mit 2 kr. C. M. täglich betheilt werden soll; auch wurde bewilligt, daß jedes halbe Jahr ein Betrag pr. 15 fl. C. M. unter die Schülerinnen in Gestalt von Prämien vertheilt werde. Die Anzahl der in dieser Schule zu gleicher Zeit in der Lehre befindlichen Schülerinnen war 24. Die Aufsicht über diese Anstalt führte der Vorstand der k. k. Graslitzer Bezirkshauptmannschaft, an welchen zur Bestreitung der Kosten derselben in diesem Jahre ein Betrag pr. 800 fl. C. M. übergeben wurde. Um das Nähen der sogenannten Brüßler Spitzenblumen (points), welches vorzüglich in der Gegend von Gossengrün einheimisch ist, nach Bleistadt, eine der ärmsten Städte des Erzgebirges, zu verpflanzen, hat das Centralcomité daselbst eine Nähschule errichtet, welche am 24. April 1854, als am Tage des a. h Vermählungsfestes Sr. apost. Majestät des Kaisers eröffnet wurde. Anfangs wurde bei dieser Schule nur eine Lehrerin angestellt und jedes der aufgenommenen 20 Schulkinder in den ersten 4 Wochen der Lehrzeit mit 3 kr. C. M., in den weiteren 4 Wochen mit 2 kr. C. M. täglich unterstützt. Allein, da sich noch eine ebenso große Anzahl Schülerinnen zum

Unterrichte meldete, so wurde eine zweite Schulabtheilung begründet und eine zweite Lehrerin aufgenommen, so daß in beiden Abtheilungen zusammen 40 Schülerinnen Unterricht erhielten. Später wurden jedoch beide Abtheilungen in eine verschmolzen, die Lehrzeit auf 6 Monate bestimmt und festgesetzt, daß jede Schülerin in den ersten 3 Monaten mit 3 kr. C. M., in den weiteren 3 Monaten mit 2 kr. C. M. täglich unterstützt werden soll, sowie daß 6 mäßige Prämien an jene Mädchen, welche nach den ersten 8 Wochen der Lehrzeit im Erlernen des Blumennähens besondere Fortschritte machen, zu vertheilen sind. Zur Bestreitung der Kosten hat das Centralcomité der k. k. Bezirkshauptmannschaft zu Falkenau, welche die Aufsicht über die Schule übernahm, in diesem Jahre 600 fl. C. M. übergeben. Um das Dekoriren der Roßhaarspitzen mit Stroh in Kunau und der Umgegend zu verbreiten, wurde dem Bürgermeisteramte im genannten Orte zur Unterstützung der Anfängerinnen in diesem Erwerbszweige ein Vorschuß betrag pr. 100 fl. C. M. ausgefolgt. Von der Ueberzeugung geleitet, daß zur Verbreitung eines Industriezweiges Schulen allein nicht ausreichen, wenn nicht betriebsame und mit dem nöthigen Fonde versehene Unternehmer vorhanden sind, welche die geschickt gewordene Arbeitskraft benützen und in Bewegung bringen, hat das Centralcomité mehrere strebsame Industrielle, welche vielen armen Gebirgsbewohnern durch Bestellung und Abnahme von Stroh-

und Roßhaarspitzen Beschäftigung gaben, um dieselben in den Stand zu setzen, den Kreis der von ihnen Beschäftigten noch mehr erweitern zu können, mit unverzinslichen Vorschüssen im Gesammtbetrage pr. 3200 fl. C. M. unterstützt. Zur Herstellung der Straßenstrecke von Schönlind über Vogeldorf, Schieferhütten bis Frühbuß wurde an die k. k. Graslitzer Bezirkshauptmannschaft ein Betrag pr. 100 fl. C. M. übersendet. Dem Vereine zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder wurden 20 fl. C. M. als Erziehungsbeitrag für zwei Mädchen aus dem Erzgebirge übergeben. Endlich hat das Centralcomité, um der in diesem Jahre im Erz- und Riesengebirge wieder in höherem Grade hervortretenden Noth mittelst Spendung von Lebensmitteln, Einkauf von Spitzen und Bestellung von Leinen abzuhelfen, an jede der k. k. Bezirkshauptmannschaften zu Kaaden, Joachimsthal, Graslitz, Trautenau, Hohenelbe, Semil und Böhmisch-Leipa einen Betrag pr. 300 fl. C. M., an jedes der Bürgermeisterämter zu Abertham, Platten, Bäringen, Breitenbach und Gottesgab einen Betrag pr. 200 fl. C. M. und an das Bürgermeisteramt zu Hochstadt 300 fl. CM. abgesendet. Die Wirksamkeit des Centralcomité in diesem Jahre hatte wohl den Fond desselben bedeutend in Anspruch genommen, derselbe erhielt jedoch dadurch wieder einen sehr namhaften Zuwachs, daß dem Centralcomité von der h. Statthalterei der Rest des Riesengebirgsfondes pr.

11699 fl. 53 kr C. M. zur Verwaltung übergeben wurde.

1855. Zu Anfang des Jahres waren im Gebirge sieben vom Centralcomité errichtete und unterstützte Industrieschulen im Gange, nämlich die Klöppelschulen zu Joachimsthal und Sonnenberg, die Strohflechtschulen zu Joachimsthal, Hochstadt und Zinnwald, dann die Stickschulen zu Trinksaisen und Bleistadt. Die Rochlitzer Strohflechtschule hatte lokaler Hindernißе wegen zu bestehen aufgehört. Die Stickschule in Trinksaisen bestand bis Ende Juni 1855, wo über Antrag der k. k. Graslitzer Bezirkshauptmannschaft die Verlegung derselben nach Heinrichsgrün beschlossen wurde, um auch diesem Orte die Wohlthat des Bestehens einer Industrieanstalt eine Zeit lang zukommen zu lassen. In den Einrichtungen mehrerer Schulen traf das Centralcomité Veränderungen; namentlich wurde die Strohflechtschule in Joachimsthal mit einer dort bestehenden Privatanstalt derselben Kathegorie in der Art vereinigt, daß von Seite des Centralcomité zu dem Gehalte einer Lehrerin jährlich 160 fl. C. M. beigetragen und jedes aufgenommene Schulkind in den ersten 4 Wochen der Lehrzeit mit 2 kr. C. M. täglich, in den weiteren 5 Monaten jedoch mit 3 kr. C. M. für jedes verfertigte Stück Geflecht unterstützt wird. Ferner wurde bei der Zinnwalder Bordurenwebeschule die Lehrzeit auf ein halbes Jahr und die Anzahl der Schüler auf 10 festgesetzt und bestimmt, daß jeder derselben in den ersten 3 Monaten der

Lehre mit 6 kr. C. M., in den weiteren 3 Monaten jedoch mit 3 kr. C. M. täglich betheilt werden soll. Zur Bestreitung der Kosten dieser Schulen hat das Centralcomité in diesem Jahre und zwar für die Joachimsthaler Schulen 800 fl. C. M., für die Schule zu Sonnenberg 100 fl. C. M., für die Bleistädter Schule 350 fl. C. M., für die Trinkseifner Schule 150 fl. C. M., für die Hochstädter Schule 550 fl. C. M. und für jene zu Zinnwald 200 fl. C. M. durch die betreffenden k. k. Bezirksämter und Filialcomités verwendet.

Um die Handweber in der Gegend von Haida und Semil zu unterstützen und die ehemals in Böhmen und gegenwärtig noch zu Großschönau in Sachsen blühende Leinendamastfabrikation wieder in Aufnahme zu bringen, hat das Centralcomité im Jahre 1854 zu Semil Segeltücher, und in den J. 1854 und 1855 zu Haida Leinen- und Seidendamaste erzeugen lassen. Da jedoch diese im Verhältniß zu der allgemein gesuchten wohlfeilen Baumwollwaare kostspieligen Artikel nur langsamen Absatz fanden, daher die bedeutenden Betriebskosten nicht schnell genug wiedererstattet wurden, so hat das Centralcomité, um seine Geldkräfte zum Nachtheile der eigentlichen Industrieschulen nicht allzusehr zu schwächen, diese Fabrikation wieder eingestellt. Ein Theil der erzeugten Waare wurde in Wien und Prag abgesetzt; und die noch am Lager befindlichen Damaste beabsichtigt das Centralcomité mittelst öffentlicher Ausspielung zu verwerthen.

Ein erfreuliches Zeugniß von dem Vorwärtsschreiten des Unterrichtes in den Industrieschulen des Centralcomité lieferte die pariser Weltausstellung, bei welcher den sämmtlichen aus diesen Schulen hervorgegangenen Erzeugnissen Preismedaillen zuerkannt wurden.

Zu direkten Unterstützungen hat das Centralcomité im J. 1855 verausgabt: Durch die k. k. Bezirkshauptmannschaft zu Semil für erwerbslose Spinner und Weber 300 fl. C. M., an unverzinslichen Vorschüssen für Industrielle 500 fl C. M. und an den Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder 20 fl. C. M.

Die vom Centralcomité praktisch durchgeführte Idee, mittelst Errichtung von Industrieschulen auf eine günstigere Gestaltung der Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse der Gebirgsbewohner einzuwirken, fand auch außerhalb desselben Anklang und Anwendung.

Zu Graslitz trat nämlich in Folge der von Ihrer kais. Hoheit der Fr. Erzherzogin Sophie großmüthig gewidmeten Spende pr. 1200 fl. C. M. unter der Oberaufsicht und dem Protektorate Sr. Excellenz des H. Grafen Erwein Nostitz und der gemeinschaftlichen Lokalleitung des k. k. H. Bezirksvorstandes und des H. Ortsseelsorgers am 1. September 1855 eine Klöppelschule (zur Anfertigung der unter dem Namen point-plat bekannten Brüßler Spitze) in's Leben.

Diese Schule wurde auf die Dauer eines einjährigen Lehrkurses errichtet, in welchem die aufgenommenen 20 Schülerinnen in der Erzeugung der point-plat eine derartige Fertigkeit erlangen sollten,

daß sie nach Auflösung der Schule im Stande wären, die erlernte Kunst durch häuslichen Unterricht auch anderen Mädchen mitzutheilen. Jedes Schulmädchen wurde in den ersten 3 Monaten der Lehre mit 6 kr. C. M. täglich unterstützt, welcher Beitrag von drei zu drei Monaten nach Verhältniß der gezeigten Fortschritte erhöht wurde, und in den letzten 3 Monaten auf 9 kr. C. M. stieg. Dem Vernehmen nach hat diese Schule allen Erwartungen vollkommen entsprochen. Ferner wurde von dem Besitzer des Gutes Katzengrün, H. Josef August Hecht, ein Betrag pr. 80 fl. C. M. zur Errichtung einer Spitzennähschule in Mariakulm gewidmet. Diese Schule trat im November 1855 mit einer Anzahl von 30 Schülerinnen vorläufig probeweise auf ein Jahr in's Leben. Die angestellte Lehrerin erhält für den gründlichen Unterricht und zwar von einem bemittelten Mädchen 6 fl. C. M. und für jedes arme Mädchen, für welches das Lehrgeld aus dem gestifteten Fonde vorgestreckt wird, 4 fl. C. M. Die Lehrerin ist verbunden neben zwei zahlungsfähigen Schülerinnen ein armes Mädchen in die Lehre aufzunehmen. Jedes arme Mädchen hat, um den künftig aufzunehmenden mittellosen Schülerinnen die Wohlthat des unentgeltlichen Unterrichtes zu sichern, von dem Zeitpunkte an, als dasselbe bereits durch 6 Wochen einen Verdienst von seiner Arbeit bezieht, durch die nächstfolgenden 6 Wochen wöchentlich 15 kr. C. M. und in der darauffolgenden Zeit wöchentlich 20 kr. C. M. solange zurückzuzahlen, bis die für selbes ge-

machte Vorauslage von 4 fl C. M. gedeckt ist, so daß die zurückbezahlten Beträge wieder zur Vorauslage für später eintretende arme Mädchen verwendet werden können.

1856. Das System der Industrieanstalten, welche das Centralcomité im Erz- und Riesengebirge begründet hatte, erhielt theils durch Vervollständigung der Einrichtungen bereits bestehender, theils durch Gründung neuer Schulen eine immer vollkommenere Ausbildung. Zu Sonnenberg, Bleistadt und Hochstadt wurden zur Lokalleitung der dort vorhandenen Schulen Filialkomités organisirt, welche für die Führung ordentlicher Schulkataloge sorgen und über die Kosten und das Gedeihen der Schulen dem Centralcomité monatlich Rechnung und Bericht erstatten sollten. Bei der Hochstädter Strohflechtschule wurde die Anzahl der für jeden halbjährigen Lehrkurs aufzunehmenden Schülerinnen auf 30 fixirt und zur Vertheilung in Gestalt von Prämien an die besten Schülerinnen in jedem Kurse ein Betrag pr. 15 fl. C. M. bewilligt. Für die Klöppelschule zu Sonnenberg wurde die Lehrzeit auf ein Jahr bestimmt und festgesetzt, daß von den eingetretenen 60 Schülerinnen die Hälfte abwechselnd durch ein halbes Jahr zu 3 kr. C. M. täglich unterstützt werden soll. Bei der Bleistädter Stickschule endlich hat das Centralcomité die Verfügung getroffen, daß die jeweilig aufgenommenen 20 Schülerinnen in der ersten Hälfte der halbjährigen Lehrzeit zu 3 kr. in den weiteren 3 Monaten zu 2 kr. C. M. täglich betheilt werden. Neu begründet wurden

in diesem Jahre eine Stickschule zu Heinrichsgrün und eine Strohflechtschule in Schmiedeberg. Die Heinrichsgrüner Stickschule wurde am 4. Februar 1856 auf die Dauer von drei dreimonatlichen Lehrkursen eröffnet. Die Anzahl der für jeden Lehrkurs aufzunehmenden Schülerinnen wurde bei dieser Anstalt auf 20 bestimmt, so daß nach Auflösung derselben 60 Schülerinnen als ausgelernt die erlernte Kunst durch häuslichen Unterricht weiter zu verbreiten befähigt sein sollten. Die angestellte Lehrerin erhielt einen Wochenlohn pr. 4 fl. C. M. Die Schülerinnen wurden in den ersten 4 Wochen der Lehrzeit zu 5 kr. C. M., in den weiteren 4 Wochen zu 4 kr. C. M. und in den letzten 4 Wochen zu 3 kr. C. M. täglich unterstützt. Den Vorsitz des zur Beaufsichtigung dieser Schule gebildeten Filialcomité übernahm der Graslitzer H. k. k. Bezirksvorsteher.

Zu Schmiedeberg, dessen aus 3000 Seelen bestehende Bevölkerung sich größtentheils aus dem kargen Verdienste der gemeinen Spitzenklöppelei ernährte, hatte der Bürgermeister H. Johann Paßler eine Industrieschule zur Erzeugung von mit Stroh dekorirten Roßhaarspitzen in's Leben gerufen. Das Centralcomité übernahm die Unterstützung dieser gemeinnützigen Anstalt in der Art, daß dasselbe vom 1. März 1856 an zu dem Gehalte einer Lehrerin 120 fl. C. M. jährlich und zum Lebensunterhalte jedes Schulmädchens, deren Anzahl auf 20 bestimmt ist, in den ersten 6 Wochen der halbjährigen Lehrzeit 6 kr. C. M., in

den weiteren 6 Wochen 3 kr. C. M. täglich beiträgt. Endlich hat das Centralcomité den Versuch gemacht, mittelst einer zu Graupen bei Teplitz eröffneten Industrieschule den Erwerbszweig der Kunstblumenerzeugung im Erzgebirge in Aufnahme zu bringen, welcher jedoch vorläufig nicht geglückt ist, so daß die erwähnte Schule nach kurzem Bestehen wieder aufgehoben wurde.

Zur Bestreitung der Kosten der Industrieschulen hat das Centralcomité in der ersten Jahreshälfte 1856 und zwar für die Schule zu Sonnenberg 300 fl. C. M. für die Schule zu Hochstadt 250 fl. C. M, für jene zu Heinrichsgrün 300 fl. C. M., für die Zinnwalder Schule 100 fl. C. M., für die Schmiedeberger Schule 100 fl. C. M., für die Bleistädter Schule 150 fl. C. M., endlich für jene zu Graupen 300 fl. C. M. verausgabt*).

*) Die bisher angeführten Geldausgaben des Centralcomité sind hier nicht vollständig, sondern nur insoweit aufgenommen worden, als durch deren Anführung die wichtigeren Momente der Wirksamkeit des Centralcomité auch ziffermäßig bezeichnet werden wollten. Der Geldempfang entstand, wie bereits oben erwähnt, 1. aus dem an der prager Steinbrücke eingesammelten Betrage, 2. aus dem dem Centralcomité von der h. Landesstelle nach und nach übergebenen; aus dem J. 1843 herrührenden Erz- und Riesengebirgsfonde, 3. aus einzelnen milden Beiträgen, welche dem Centralcomité durch Private oder im Wege der öffentlichen Behörden zukamen. Empfänge und Ausgaben erscheinen in den vom Centralcomité periodisch veröffentlichten Rechnungen vollständig durchgeführt.

Aus dieser gedrängten Uebersicht der Wirksamkeit des Centralcomité in dem neunjährigen Zeitraume seines Bestehens geht hervor, daß sich dasselbe die Errichtung, Leitung und Unterstützung der Industrieschulen im Erz- und Riesengebirge zur Hauptaufgab gemacht hat.

Die Idee, durch Industrieschulen die Erwerbsthätigkeit zu wecken und zu vermehren, neue lohnende Beschäftigungszweige einzuführen und bestehende zu vervollkommnen, wurde von der österreichischen Regierung frühzeitig aufgefaßt und durchgeführt.

Bereits nach der allgemeinen Schulordnung v. J. 1774 sollte in den Mädchenschulen auch im Nähen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten unterwiesen und vermöge der „politischen Verfassung der deutschen Schulen" mit den gewöhnlichen Schulgegenständen, wo dieß thunlich ist, der Unterricht im Spinnen, Stricken u. s. w. verbunden werden. Im J. 1792 war in Böhmen die Anzahl der Industrieschulen, in welchen die Kinder mit Spinnen, Stricken und Klöppeln unterrichtet wurden, auf 200 gestiegen. In Böhmen wurde schon im J. 1755 in einzelnen Gegenden auf die Errichtung von Spinn- und Weberschulen gedrungen. Im J. 1764 wurden daselbst die Magistrate und Dominien zur Errichtung von Spinnschulen ermuntert. Endlich erschien für sämmtliche österreichische und böhmische Provinzen das Spinnschulpatent v. 27. November 1765, womit die Errichtung von Spinnschulen für Flachs, Hanf, Wolle

und Baumwolle in allen landesfürstlichen Städten und Märkten angeordnet wurde. Zum Besuche dieser Schulen wurden die des Spinnens unkundigen Kinder der Professionisten und Handwerker vom 7. bis zum 15. Jahre ihres Alters verpflichtet. Für Unterkommen, Heizung und Licht wurde auf Kosten der städtischen Gemeinden gesorgt und die Besoldung der Spinnmeister oder Meisterinnen, die Unterstützung der Schüler in den ersten 4 Wochen des Unterrichtes mit 2 Kreuzer täglich sowie die Vertheilung von Prämien an die fleißigsten und geschicktesten Lehrlinge aus dem Commerzialfonde einer jeden Provinz bewilligt. Die Obrigkeiten wurden, um diese wichtigen Zweige von Beschäftigung auch auf dem Flachlande zu verbreiten, zu einer ähnlichen Errichtung von Spinnschulen aufgemuntert und ihnen die nämlichen Beiträge und Begünstigungen zugesichert. Wo die Obrigkeiten sich dazu nicht herbeiließen, wurde es den Gemeinden, Zünften oder jedem Andern gegen Anzeige an den damaligen Commerzien-Konseß freigestellt, Spinnschulen zu errichten und der zugesagten Begünstigungen und Prämien theilhaft zu werden.

Zur Verbesserung der sogenannten Commerzialgewebe in Böhmen wurde von der Staatsverwaltung im J. 1766 die Errichtung von Weberschulen, besonders für die unzünftigen Weber, eingeleitet. Den Unternehmern von Weberschulen wurden die nämlichen Beiträge aus der Commerzialkasse wie bei den Spinnschulen zugesagt. In der Folge wurden aber auch

blos auf Kosten des Commerzialfondes Schulen für die Leinen- und Wollenzeugweberei errichtet und im J. 1770 ein Schweizer Leinwand-Fabrikant berufen, um eine Spinn- und Webeschule in Hohenelbe zu errichten. Im J. 1766 wurde denjenigen, welche sich zur Errichtung eigener Klöppelschulen herbeiließen, ein Beitrag auf Holz, Licht und Geräthschaften zugesichert, und im folgenden Jahre eine Klöppelschule in Prag unter Bewilligung verschiedener Beiträge auf Heizung, Wohnung und Geräthschaften, nebst einem Vorschusse von 12000 Gulden errichtet, für jedes in die Lehre gestellte Kind dem Unternehmer ein täglicher Beitrag von 2 Kreuzer durch 2 Jahre zugesichert und dieser Beitrag in der Folge auf fernere 4 Jahre verlängert. Bis zum J. 1773 waren in dieser Schule 118 Personen von niederländischen Meistern unterrichtet und ausgelernt worden.

Von einem weit größeren Umfange waren die in der späteren Periode gegründeten Anstalten zur Erlernung und Verbreitung der Batistweberei und der Spitzenerzeugung nach der in den Niederlanden üblichen Art. Im J. 1811 wurden zur Errichtung dieser Anstalten die geeigneten Personen auf Kosten des Staates aus den Niederlanden nach Wien berufen, daselbst eine Fabrik auf Kosten des Staates, in den Vorstädten aber mehrere Schulen gegründet und in denselben eine größere Anzahl von Mädchen in der niederländischen Spitzenerzeugung unentgeltlich unterrichtet. Aus dem böhmischen Erzgebirge wurden

ebenfalls 32 Mädchen dahin in Unterricht genommen, um sodann in den in Böhmen zu errichtenden Spitzenklöppelschulen als Lehrmeisterinnen angestellt zu werden. Durch allerh. E. v. 14. Juni 1813 wurde die Hauptlehranstalt nach Prag übersetzt, außer welcher in Böhmen noch 16 Lehrschulen im Gebirge errichtet, unter die Direktion der Hauptlehranstalt gebracht und in denselben die in Wien unterrichteten Mädchen als Lehrmeisterinnen angestellt werden sollten. Die prager Hauptlehranstalt wurde am 2. August 1817 eröffnet. Mit diesen Lehranstalten standen ferner eine Flachsbau- und Flachsappreturanstalt, eine Feinspinnerei und Feinzwirnerei, eine Batistweberei und eine Bleichanstalt in Verbindung. Durch allerh. E. v. 8. Juni 1822 wurden diese verschiedenen Anstalten, nachdem in denselben eine bedeutende Anzahl von Personen unterrichtet worden, wieder aufgelöst *).

Das Centralcomité hat die Idee der Errichtung von Industrieschulen neuerdings angeregt und im Verhältniß zu den ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln im Erz- und Riesengebirge durchgeführt. Die Gründung von Industrieschulen im Erz- und Riesengebirge zur Verbesserung der materiellen Lage seiner Bewohner erscheint nicht nur vom national-ökonomischen Standpunkte gerechtfertigt, sie hat sich auch in der Ausführung bewährt.

*) Siehe G. Kopetz, Allg. österr. Gewerbsgesetzkunde II. Band §§. 346—349.

Hinreichende Arbeitskraft und Arbeitsgeschicklichkeit, das Capital, welches jene benützt und in Bewegung setzt, der gesicherte Absatz endlich, welcher die Unternehmung ermöglicht, sind die das Aufkommen und die gedeihliche Entwickelung eines Erwerbszweiges bedingenden Momente. Wo eines oder das andere fehlt, geräth die Industrie in Siechthum und Verfall. Bei den vom Centralcomité im Gebirge gegründeten Industrieanstalten und den in denselben gepflegten Erwerbszweigen finden sich jedoch diese sämmtlichen Grundbedingungen vor. Die größtentheils dichte Bevölkerung und die geringe Nachfrage nach arbeitenden Händen erklärt das Vorhandensein billiger Arbeitskraft. Bekannt ist ferner die den Gebirgsbewohnern eigenthümliche Geschicklichkeit zu Beschäftigungen wie das Spitzenklöppeln, die Stick- und Flechtwaarenerzeugung. Was den Absatz betrifft, so ist derselbe für schöne, sorgfältig gearbeitete Waare der genannten Gattungen auf dem einheimischen Markte gesichert, da dieselbe ihrer Wohlfeilheit wegen mit den belgischen, französischen und schweizer Fabrikaten dieser Art zu konkurriren im Stande ist. Unter diesen Voraussetzungen finden sich endlich auch Unternehmer, welche den Absatz der Waare vom kleinen Produzenten nach den großen Handelsplätzen vermitteln. Die Industrieschulen schaffen daher keineswegs eine erkünstelte Industrie, sie führen blos die das Dasein und Gedeihen eines Erwerbszweiges bedingenden Momente zusammen und beseitigen die Hindernisse ihres Zusam-

menwirkens, indem sie den Arbeitsgeist wecken, der Arbeitskraft Geschicklichkeit verleihen und den Unternehmungsgeist anlocken. Bis jetzt setzen freilich meist nur kleine Capitalien die bei den erwähnten, größtentheils dem Erzgebirge angehörenden Industriezweigen beschäftigten Arbeitskräfte in Bewegung. Es ist jedoch zu erwarten, daß, bis das Gebirge mittelst der theilweise bereits projektirten Eisenstraßen allen Theilen des inneren Landes näher gerückt und der gegenwärtige Durst der Capitalien nach den berauschenden Unternehmungen der Börse einigermaßen gestillt sein wird, sich größere Geldmaßen jenen Industriezweigen und den entdeckten, jedoch vergessenen und noch nicht gehobenen Mineralschätzen des Gebirges zuwenden dürften.

Der Erfolg hat das, was man sich von der heilsamen Einwirkung der Schulen auf die Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse der Gebirgsbewohner versprechen zu können glaubte, nicht dementirt. Zu Joachimsthal, wo früher meist nur mittelmäßige Waare erzeugt wurde, hat sich in Folge der seit dem Jahre 1848 dort bestehenden Klöppelschule eine vorzügliche Spitzenproduktion verbreitet. Dasselbe gilt von dem Einflusse der zu Sonnenberg seit November 1852 bestehenden Klöppelschule. Durch die in Joachimsthal im Jahre 1849 gegründete und noch immer im Gange befindliche Strohflechtschule wurde daselbst der Erwerbszweig der Strohflechtkunst, welcher dort früher nicht betrieben wurde, vollständig eingeführt. Die aus

dieser Schule herrührenden Strohgeflechte wurden bei der pariser Weltausstellung und neuestens bei der in Prag während der Anwesenheit der 18. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe veranstalteten Ausstellung landwirthschaftlichen Erzeugnisse prämirt. Die im Jahre 1853 in Hochstadt errichtete Strohflechtschule hat diesen vorher im Riesengebirge nicht gekannten Industriezweig dahin verpflanzt, welcher in Hochstadt und der Umgebung bereits einer nicht unbedeutenden Anzahl Menschen Erwerb und Nahrung gibt. In der zu Heinrichsgrün, wo sich die Bewohner früher nur mit der gewöhnlichen Spitzenklöppelei beschäftigten, zu Anfang des Jahres 1856 errichteten Nähschule (zur Erzeugung von points) fand der Unterricht mit so günstigem Erfolge statt, daß daselbst in der verhältnißmäßig kurzen Zeit des Bestehens dieser Anstalt die von den ausgelernten Schülerinnen erzeugten Waaren bereits ein förmlicher Handelsartikel geworden sind.

Das Gleiche kann mehr oder weniger von den übrigen unter der Leitung des Centralcomité stehenden Schulen gesagt werden.

Liegt nun auch die Grundbedingung dieser günstigen Resultate in der national-ökonomischen Haltbarkeit der Institute selbst: so ist es doch der wirkungsvolle Schutz der h. Landesstelle, unter welchem die Bestrebungen des Centralcomité stattfinden, die Sorgfalt und Umsicht, womit sich die politischen Verwaltungsorgane die unmittelbare Leitung der In-

dustrieanstalten angelegen sein lassen, die patriotische Mitwirkung endlich Jener, welche als Mitglieder der Filialvereine die Lokalaufsicht über die Schulen besorgen, wodurch diese Früchte ans Licht gefördert, gepflegt und zur Reife gebracht worden sind. Neben der günstigen Einwirkung auf die Erwerbsthätigkeit, neben dem ökonomischen Momente wohnt den Industrieschulen auch ein sittliches inne: sie erhalten den Sinn für Arbeitsamkeit, für Ordnungsliebe wach und schließen sich deshalb zweckmäßig der Volksschule an. Auch dieses den Industrieschulen zu Grunde liegende Moment wird allgemein erkannt. Wo im Gebirge Industrieschulen bestehen, sprechen sich Gemeinden sowohl als die öffentlichen Verwaltungsorgane entschieden für deren Zweckmäßigkeit aus. Mögen die Industrieschulen dazu beitragen den Gebirgsbewohnern zu dauernd-glücklicheren Erwerbs- und Nahrungszuständen hinüber zu helfen, zu einer Epoche, wie es jene war, wo im Erzgebirge der Bergbau, im Riesengebirge die Leinenindustrie in der Blüthe stand *).

*) Drei neue Industrieschulen und zwar zu Bäringen, Preßnitz und Katharinaberg sind eben in der Errichtung begriffen.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Städte in der Jetztzeit *).

Von Dr. Peter Mischler, k. k. Professor der politischen Oekonomie.

Einfluß der Städte auf die Förderung der Landwirthschaft.

Um den Einfluß einer gewerb- und handeltreibenden Bevölkerung auf die Belebung der Landwirthschaft zu würdigen, denke man sich, eine Gegend habe noch nicht die Kunst und die Hilfsmittel, das Getreide zu mahlen; Wolle und Häute könnten dort noch nicht zu Gewebe und Leder verarbeitet werden. Diese Gegend müßte also, wollte sie Mehl, Tücher und Leder haben, ihre Rohstoffe der gewerbtreibenden Gegend zuführen.

Wie viel Lohn würde letztere für die Verarbeitung dieser Stoffe nehmen! Wie schwierig wäre die

*) Vergl. das in Wien bei Manz erscheinende Werk des Hrn. Verf. über Wohlstandswissenschaft, betitelt: Handbuch der National-Oekonomie.

Versendung der schwer ins Gewicht fallenden Bodenerzeugnisse bei den unvollkommenen Verkehrswegen, die sich nothwendig immer da finden, wo eben die Gewerbs- und Verkehrsthätigkeiten wenig entwickelt sind. Allerdings würden die Kaufleute, welche die Aus- und Einfuhr besorgen, dann die Gewerbsleute, welche in der gewerbreichen Gegend die Weiterverarbeitung übernehmen, viele und lohnende Beschäftigung finden. Sicher aber würde die nur Rohstoffe erzeugende Gegend für ihren Wohlstand und den Fortschritt ihrer materiellen und geistigen Entwickelung wenig gewinnen.

Gesetzt nun die Kaufleute, welche die Aus- und Einfuhr besorgen, benützten ihre Ueberlegenheit in gewinnsüchtiger Weise, oder sie könnten in Folge von Krieg oder Handelssperre die bisherigen Handelsbeziehungen nicht fortsetzen; oder sie würden in anderen Gegenden oder in lohnenderen Geschäftszweigen mehr Gewinn sehen; welches wäre jetzt die Lage dieser Gegend, welche die Verarbeitung ihrer Rohstoffe und die Verwerthung ihrer überschüßigen Lebensmittel einzig von der Thätigkeit des auswärtigen Handels und von der in einem anderen Lande befindlichen Gewerbskraft erwartete? — — —

Ist es also nicht eine Bürgschaft für dauernden Wohlstand des Landmannes, wenn die Gewerbtreibenden in seiner unmittelbaren Nähe wohnen, wenn Unterbrechungen des Absatzes selten oder nicht eintreten, wenn all' die Opfer für die weite und schwie-

rige Versendung der Rohstoffe hinwegfallen? Ganz dasselbe Verhältniß wie bei diesen Zweigen der gesellschaftlichen Arbeit findet sich zwischen dem ganzen Kreise der Stoffgewinnung und Stoffverarbeitung, soweit beide im Lande eine Zukunft haben; es findet sich aber auch zwischen Stadt und Land. Die in den Städten angesammelte Bevölkerung wirkt als fortdauernder Sporn auf die vollständige Entwickelung des Landbaues sowohl rücksichtlich der erhöhten Summe der Leistung als auch der Mannigfaltigkeit und Güte der Erzeugnisse. Dieser Einfluß wird um so schwächer, je weiter sich die Entfernungen von der Stadt gestalten, oder je schwieriger die Versendung von dem Lande in die Stadt ist.

In concentrischen Kreisen würde die Stadt, sofern nach jeder Himmelsgegend gleich leicht oder gleich schwer die Verkehrsbeziehungen herzustellen sind, ihren belebenden Einfluß auf die Entwicklung der Stoffgewinnung äußern. Je größer der Halbmesser eines solchen Kreises, desto schwerer ist es, Erzeugnisse des Bodens zu pflanzen, die gerade keine weite Versendung ertragen, aber viel Fleiß erfordern und ihn nur bei sicherem und in der Nähe stattfindendem Absatze lohnen. Schon die Kosten der Versendung vermindern mit zunehmender Entfernung vom Absatzorte die in der Hand des Verkäufers verbleibenden Einnahmen für das verkaufte Erzeugniß. Je weiter die Stadt von dem Standorte der Bauernhöfe entfernt ist, desto schwerer wird es, die Werkzeuge und Hilfsmittel

in ausreichender Menge fort und fort im Stande zu erhalten, wie sie der lohnende Betrieb der Stoffgewinnung erfordert; desto opfervoller ist es aber auch, die Geldmittel aufzutreiben, die zur Vornahme durchgreifender Verbesserungen des Bodens erforderlich sind. Langsam brechen sich hier bessere Verfahrungsweisen und Fortschritte der Fruchtfolgen Bahn. Das Beharrungsvermögen, das heißt das zähe Festhalten an dem aus vieljähriger Erfahrung als nützlich und räthlich erkannten Verfahren, dieser merkwürdige Charakterzug des Bauernstandes, behält das Hergebrachte selbst das Unvollkommene bei, weil die Einsicht in das Bessere und Zweckmäßigere den Eifer, es zu ergreifen und festzuhalten, nicht stark genug weckt und weil die Mittel zur Bestreitung der Auslagen für jede neue Betriebsverbesserung selten sind. Je näher dagegen der Landwirth, so wie der Berg- und Hüttenmann der Stadt wohnt, desto räthlicher ist es für ihn, jede Spanne Landes, jede Art der Ausstattung des Bodens fleißigst zu benützen, um möglichst viele und mancherlei Erzeugnisse in erreichbarer Güte und Schönheit zu erzielen, durch Kunst und Capital dem Boden nachzuhelfen, die zweckmäßigsten Werkzeuge und Maschinen zu verwenden, kurz jedem Fortschritt, der die Erträgnisse zu vermehren oder die Auslagen für ihre Erzeugung zu verringern gestattet, zu folgen. Jetzt, nachdem die Zeit, die Gefahr und die Auslage für die Versendung geringer ist; nachdem jede Art landwirthschaftlicher Erzeugnisse oder Stoffe des Wald-

baues und Berg- und Hüttenwesens in der nahen Stadt vortheilhafte und sichere Verwerthung findet, da jede, selbst eine in einer weiteren Entfernung von der Stadt schon nicht mehr gut verwerthbare Menge leicht zerstörbarer Lebensmittel, z. B. frisches Obst, Gemüse, Milch, Butter rasch ihren Käufer findet; da viele Nebennutzungen, z. B. Eier, Federn, gewinnvolle Verwerthung zulassen: sprudeln in der Nähe der Stadt in dem größeren und gesicherten Absatz eine Reihe von Einnahmsquellen, die dem entfernter wohnenden Landwirthe entgehen. Die Benutzung der Naturfonds kann also eine viel umfassendere und vielseitigere, als in größerer Entfernung von der Stadt sein. Daher erhebt sich auch in der Nähe der Städte in der Regel die Landwirthschaft zuerst zum gartenmäßigen Betriebe. Capital für zweckmäßige Bodenverbesserungen ist für den nahe bei der Stadt Wohnenden leichter in der Stadt zu finden, wie für den Entfernten, weil der Capitalbesitzer zugleich den Vortheil hat, sein Capital unter seinen Augen in seiner Nähe anlegen zu können. Die stetigen und beträchtlichen Geldeinnahmen bei guter Bewirthschaftung gestatten mancherlei Ersparungen, erleichtern die Abtragung der Schulden und laden zur Erhöhung des Viehstandes ein. Milchwirthschaften bei Städten werden sehr ergiebig, und oft ernährt eine geringe Fläche Landes, zu Garten verwendet, ihren Besitzer das ganze Jahr hindurch. Zu vergessen ist nicht, daß die Städte nicht allein durch

den gesicherten Absatz wirken, sondern auch durch vielfache andere Unterstützungsmittel. So fließen in die Landwirthschaft von den Städten sehr beträchtliche Düngermengen und gestatten eine schwunghafte, den Boden stark angreifende Bewirthschaftung, weil die Düngermittel reichlich geboten sind. Abfälle für die Fütterung sind beträchtlich; Werkzeuge, Geräthe und Hilfsmittel sind leicht, wohlfeil und in jeder Menge in der Stadt zu erlangen; Credit wird dem Bauer gegeben und er kann seine Betriebsmittel stets leicht ergänzen. Die Nähe der Stadt macht ihn bekannt mit den Bedürfnissen und Genüssen der Stadt, verfeinert seine Sitten, mahnt ihn zu größerem Fleiße, um bei den erhöhten Ausgaben das Wohl der Familie zu erhalten. Die erhöhte geistige Regsamkeit macht ihn empfänglich für Fortschritte des Betriebs. Seine Kinder kann er leichter tüchtig bilden lassen. Wie der Stein also, der ins Wasser geworfen, Wellen in concentrischen Ringen bewirkt; wie die Lichtquelle, die ihr Licht nach allen Seiten hinspendet, wo Hindernisse nicht entgegenstehen, aber mit Zunahme der Entfernung an ihrer Kraft, zu erhellen, sehr stark abnimmt, so wirken die Städte — diese Sitze der gewerb- und handeltreibenden und berufsmäßig beschäftigten Bevölkerung — auf den Umschwung der Landwirthschaft. Um die Stadt herum ist dieser Aufschwung am größten. Hier höchste Entwicklung der Bodenbewirthschaftung, Benutzung jedes Wassergefälls, jeder Art der Naturfonds; Fleiß, Rührigkeit,

Streben zum Fortschritte in der dichten und einsichtsvollen Bevölkerung. Die Zeit wird hochgeachtet, und gemeinnützige Anstalten zum allgemeinen Nutzen werden durch das Zusammenwirken der Gemeindeglieder und der Gemeinden hergestellt. Mit zunehmender Entfernung von der Stadt nehmen diese Einflüsse ab. Daher ist es volkswirthschaftlich so erwünscht, daß Städte in größerer Zahl über das Land verbreitet sind. Vervielfältigen sich doch in diesem Falle die Einflüsse auf die Ausdehnung der Stoffgewinnung und die vollkommenste Benutzung der Naturfonds an jedem Punkte des Landes.

Die Städte einst und jetzt.

Dieser Einfluß der Städte auf das flache Land gibt ihnen ein natürliches Uebergewicht über letzteres. Sind sie doch der Verkaufsplatz für das flache Land, der Einkaufsplatz für dasselbe; sucht der Landmann in den Städten das Capital, das er zur Ausbesserung seiner Wirthschaft braucht; sind in den Städten die Wohlthätigkeitsanstalten, die dem Bedrängten Schutz oder Unterstützung gewähren; finden sich in den Städten die Beschäftigungskreise, die für die höheren Güter des Menschen thätig sind, am vollkommensten ausgebildet: ist also der Bewohner des flachen Landes nicht allein bei dem Bedarfe zahlreicher materieller Güter, sondern auch in vielen

seiner geistigen und sittlichen Bedürfnisse an die Stadt gewiesen. Dazu kommt noch, daß in den Städten die Knotenpunkte der Straßen und die Sitze der verschiedenen Verwaltungen sind.

Natürlich machten sich in früheren Jahrhunderten, als die Städte noch im Besitze von besonderen bürgerlichen Rechten und Freiheiten waren, die den Landbewohnern fehlten, die Bestrebungen geltend, die günstige Stellung von Stadt zu Land gegen alle Wechsel der Zeit möglichst zu schützen. Daher die starren Zunftgesetze, die Ausschließung des Gewerbes vom flachen Lande, das engherzige Ausschließen Fremder vom Gewerbsbetriebe in Städten, von der Erlangung des Bürgerrechtes. Die „Bannmeile" ist eine Beschränkung der Ausdehnung des Gewerbsbetriebs über das Land, die allerorts vorkommt, wo Zünfte sich finden, und diese finden sich überall, wo sich Gewerbe entwickeln konnten. Man ersieht also, daß diese mißbräuchliche Ausnützung eines volkswirthschaftlichen Vortheils, den die Städte dem Lande gegenüber hatten, die dann durch oft unzweckmäßige Bestimmungen sich lange forterhielt, dem Aufschwung der Landwirthschaft nicht günstig war. Selbst die Herstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche dem Bauer Freiheit seiner Person und seines Grundeigenthums sicherten, welche ihm Theilbarkeit und freie Vererbung seines Gütchens ermöglichten, war durch die lange Forterhaltung dieses Einflusses der Städte auf das flache Land sehr erschwert. Je mehr in den Städten Bildung und

bürgerliche Freiheit blühte; je sorglicher letztere durch Privilegien geschützt war; je länger aber die alten feudalen Verhältnisse auf dem Bauernstande lasteten: desto länger mußte sich das Uebergewicht der Städte erhalten; desto nachtheiligeren Einfluß mußte dieses auf die Ausnutzung der Naturfonds, die Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebs, den Aufschwung des Bergbaues und die gleichmäßige Ausdehnung der Gewerbe über das Land hin ausüben. Nimmt man noch die mannigfaltigen Monopole und Bannrechte, die Taxen der Lebensmittel, die Waarenvertheuerung in den Städten durch Mangel an wohlthätiger Mitwerbung der Gewerbtreibenden, so begreift man, wie Jahrhunderte lang in den Städten hoher Flor, gestützt auf den ausschließlichen Besitz der städtischen Nahrung, der politischen Vorrechte und der überlegenen Bildung, herrschen konnte, während die wohlstanderhöhenden Wirkungen der Städte auf das flache Land durch die Thürme und Wälle der Städte aufgehalten wurden. Die heutige Staatskunst hat das Gesetz der Volkswirthschaft zur Geltung zu bringen, daß Stadt und Land einträchtig zusammenwirken müssen, um das Wohl der Land- und Stadtbevölkerung zu sichern und die Fortbildung der gesellschaftlichen Arbeitstheilung möglichst zu fördern. Sie hat die Beschränkung der Mitwerbung aufzuheben, und größere und freiere Concurrenz zu gestatten. Ist doch durch die neuen Staatseinrichtungen Jeder vor dem Gesetze gleichberechtigt. — Monopolien und starre

Ausnützung des volkswirthschaftlichen Uebergewichts der Städte über das flache Land erscheinen fortan unzulässig, hindern sie doch die gleichförmige Vertheilung des Wohlstandes über Stadt und Land, die Ausbildung der territorialen Arbeitstheilung, den erreichbaren Flor der Gewerbs- und Handelsthätigkeiten, den nur eine möglichst wenig beschränkte Wechselwirkung zwischen Stoffgewinnung und Stoffverarbeitung und eine lebhafte Mitwerbung in jedem Kreise dieser gesellschaftlichen Arbeit hervorrufen kann. Die Städte haben aufgehört, ausschließlich der Sitz der Gewerbe zu sein; mehr gleichförmige Vertheilung der Gewerbsanlagen über das Land fördert die territoriale Arbeitstheilung, liegt im höchsten Interesse der Bevölkerung, des Gewerbfleißes, der geistigen Bildung, aber auch der Staatskraft. Die Städte haben ferner aufgehört, die Besitzer großer politischer Vorrechte zu sein. Diese sind gefallen mit der richtigen Erkenntniß des Verhältnisses von Stadt und Land, mit der Grundentlastung, mit der Sorge der Regierung für das allgemeine Wohl. Die Städte haben dem flachen Lande die Dienste und Leistungen nach dem Gesetze der Gerechtigkeit unverkürzt zu vergelten, die ihnen das Land leistet. Liefert das Land Arbeitskräfte zur steten Auffrischung der Gewerbskraft, so strahlen die Städte Bildung und Einsicht in das flache Land aus; liefert das flache Land Lebensmittel und Rohstoffe mancherlei Art, so sind die Städte die Vorrathshäuser vom Capital, das zur vollständigen Durchbildung der Stoff-

gewinnung in allen ihren Theilen erforderlich ist. Hiedurch sichern sie sich den Bezug wohlfeiler, trefflicher Nahrungsmittel und ausreichender Rohstoffe, heben die Bodenbewirthschaftung und fördern das Wohl der Landbewohner. Die Einwirkungen der Städte auf den Sittenverfall des flachen Landes müssen sie wieder gut machen durch die energische Pflege der höheren Interessen des Menschen, durch die Gründung und Ausstattung von Schulen und Bildungsanstalten, durch die Fülle von geistiger und sittlicher Bildung, die sie dem flachen Lande zuführen sollen und müssen. Namentlich die Städte sind durch die Natur ihrer Arbeit, durch das Zusammenleben ihrer Bewohner, durch die Vielseitigkeit der Beschäftigungen, durch die wichtigen Einflüsse, die hier auf die Geistesentwicklung einwirken, berufen, voranzuleuchten durch ihren Gemeinsinn, ihre Mildthätigkeit, durch Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten, welche weithin über das flache Land ihre Wohlthaten spenden. Aber man glaube nicht, daß selbst beträchtliche Anstrengungen Einzelner in Städten zu wohlthätigen Zwecken die Nachtheile aufwiegen können, die sich zeigen, wenn die Städte von ihrem Streben, ihr Uebergewicht über das flache Land zu ihrem Vortheil — also einseitig — geltend zu machen, einen volkswirthschaftlich verwerflichen und moralisch ungerechtfertigten Gebrauch machen. Wer z. B. die Stellung der Stadt Frankfurt am Main dem flachen Lande gegenüber an Ort und Stelle untersucht, sieht die Mildthätigkeit vieler Stadtbewohner

im großartigen Maßstabe, aber durch strenge Wahrung der Monopolrechte in der Stadt wird eine Fülle von volkswirthschaftlichen Einflüssen verhindert, die diese geographisch so günstig gelegene Stadt auf weite Kreise hin ausüben könnte. Durch die neue und großartige Gewerbs- und Handelsgesetzgebung in Oesterreich wird in wenigen Jahrzehnten eine Reihenfolge von Städten einen Einfluß auf die Wohlhabenheit der Landbevölkerung und auf die Fortentwicklung der territorialen Arbeitstheilung ausüben, die sich früher in vielen Menschenaltern zusammen nicht herausbilden konnte.

Die Bevölkerungszunahme der Städte in der Jetztzeit ist eine Folge des wachsenden Gewerbfleißes.

Die heutigen volkswirthschaftlichen Institute, der Aufschwung des Gewerbfleißes, die rege Verkehrsthätigkeit, die vollendeten Eisenbahnen und Wasserverkehrsanstalten haben das Anwachsen der Städte an den für Hervorbringung und Verkehr günstig gelegenen Punkten ungemein gefördert. Alle die neuen Anstalten des Verkehrs, die erstaunlichen Fortschritte der Naturwissenschaft, die günstigeren gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen der Neuzeit haben auf den Zuwachs der Bevölkerung, auf das Steigen des Gewerbfleißes, auf die Fortbildung der territorialen Arbeits-

theilung gewirkt, die bezüglich ihrer Gränze sich noch gar nicht bestimmen läßt. Hat die Zunahme der Bevölkerung an den für Verkehr und Gewerbfleiß günstigen Punkten den Gewerbfleiß und die Handelsthätigkeit gehoben, so stützte sich wieder auf diesen Zweig der gesellschaftlichen Arbeit die weitere Zunahme der Bevölkerung. So war Manchester zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Stadt von kleinen Kaufleuten und Gewerbtreibenden, die ungefärbte Gewebe in Bolton und den benachbarten Dörfern kauften, um sie zu färben und sie dann von Markt zu Markt zu tragen. Der Handel — ohne ausreichendes Capital — beschränkte sich auf Kleinverkäufe. Die Gewerbtreibenden lebten einfach, arbeiteten und aßen mit ihren Gehilfen. Ein Haus von Ziegelsteinen war damals ein Luxusbau. Der Gewerbbetrieb war in Hütten zerstreut. Dort arbeitete der Weber, kaufte das Garn, das ihm seine Familie nicht spinnen konnte und verkaufte das Gewebe, um kümmerlichen Arbeitslohn sich zu erarbeiten.

Die Industrie in Manchester beschränkte sich auf die chemischen Verrichtungen, auf das Färben und Appretiren. Im Jahre 1760 beschäftigte die in Lancashire zusammengedrängte Baumwollerzeugung 60,000 Arbeiter, größtentheils Weber und 1770 zählte Manchester schon 50,000 Einwohner. Noch 1800 war die in den Gewerbsanlagen dieser Stadt beschäftigte bewegende Kraft nur durch 32 Dampfmaschinen von 430 Pferdekraft vertreten. — Seitdem das Gesetz aus dem ersten Regierungsjahre

Georgs III. den Extrazoll von drei Pence auf die Yard der in England angefertigten Calicots abschaffte, nahm die Herstellung dieses Erzeugnisses ungemein zu. Die Bevölkerung wuchs erstaunlich schnell, obgleich jede neue Verbesserung der Maschinen eine Verminderung der zum Betrieb jedes Industriezweiges erforderlichen Arbeit zur Folge hatte. Ein Spinner fertigte ja jetzt mehr in einem Tage, als einst in einem Jahr. Die 150,000 Spinner, die eben so viele Mulejennys in Bewegung setzen, verrichten nach Bayne's Berechnung die Arbeit von 40 Millionen Spinnrädern.

Eben diese Zunahme der Hervorbringung erklärt das rasche Steigen der Bevölkerung. Während in der Grafschaft Lancashire die Bevölkerung von 300,000 auf 1,660.000, und in Manchester von 50,000 auf 306,000 stieg, hob die Baumwollfabrikation Englands ihren jährlichen Absatz von 3 auf 6 Millionen Pfund Sterling und der Werth der Erzeugnisse trotz des starken Sinkens der Preise stieg von 800,000 auf 36 Millionen Pfund Sterling.

Aber Lancashire besitzt $^3/_5$ der Baumwollspinnereien und Webereien Englands und 130 Spinnereien arbeiten allein in Manchester. Diese erstaunliche Zunahme der Hervorbringung mußte natürlich eine gewaltige Wirkung auf die schärfere Ausprägung der territorialen Arbeitstheilung, auf die Zunahme der Dörfer und Vergrößerung der Städte haben. Ueberblickt man noch die Vertheilung der Gewerbszweige in der Graf-

schaft Lancashire, so gewahrt man, daß Manchester als Mittelpunkt des Gewerbfleißes der Ausgangspunkt dieser territorialen Arbeitstheilung war und ist. Von dieser Stadt führen Eisenbahnen nach den von Manchester abhängigen Fabriksgegenden. Die Dörfer, in denen sich diese Vasallenfabriken niedergelassen, sind zu Städten herangewachsen, und diese Städte sind durch die Eisenbahn gleichsam wieder Vorstädte der Metropole der Industrie geworden. Die Eisenbahn von Leeds rückt in die Nähe Manchester's Oldham, Bury, Rochdale und Halifax. Die Eisenstraße von Bolton verbindet mit Manchester: Bolton, Preston und Charley, die zusammen über 100 Spinnereien und 114,000 Einwohner besitzen. In wenigen Minuten führt die Bahn nach Shefield zu den Fabriksorten Staleybridge, Ashton, Dunkinfield und Hyde, die über 80,000 Einwohner zählen. Die Eisenbahn von Birmingham setzt Stockport mit 50,000 Einwohnern in die nächste Nähe von Manchester; die von Liverpool verbindet es mit Wigan und Warrington. So knüpfen sich diese Schwerpunkte des Gewerbfleißes um den Mittelpunkt Manchester, und durch die Kraft dieses Mittelpunktes haben sich diese Schwerpunkte erst zu ihrer heutigen Höhe entwickeln können. Durch diese territoriale Vertheilung der Arbeit ist es möglich, daß ein Auftrag, von London oder Liverpool ausgehend, in 12—24, ja durch den Telegraphen in 1—2 Stunden Gegenstand der Verhandlung auf der Börse von Manchester ist. In denselben Stunden

werden die betreffenden Aufträge sofort schon in die Umgegend vertheilt. In wenigen Tagen ist das von Manchester, Bolton, Oldham oder Ashton gesponnene Garn in den Fabriken von Bolton, Staleybridge oder Stockport gewebt, in Blackburn, Chorley oder Preston gefärbt und gedruckt, in Manchester appretirt, gemessen und verpackt. Durch diese Vertheilung der Arbeit unter die Städte, in jeder Stadt unter die Fabriken, in der Fabrik an die Arbeiter werden Menschen, Capital und Naturkraft ununterbrochen beschäftigt; und die verschiedenen Erwerbszweige ergänzen und unterstützen sich gegenseitig auf die machtvollste Weise. Die Ausführung jedes Auftrags in Folge dieses Zusammenwirkens erfolgt fast mit der Schnelligkeit des Gedankens.

Ein Bild ähnlicher territorialer Arbeitstheilung findet sich im Norden Böhmens, in dem industriereichsten Theile der österreichischen Monarchie. Auch hier ist es die auf dieser Vertheilung der Arbeit ruhende Industrie, welche die ungeheuere Anhäufung der Menschen dort, das Anschwellen der Dörfer, die erstaunliche Vermehrung der Einzelhäuser über das Gebirge hin hervorruft.

So ist es der Gewerbfleiß und Handel mit den erstaunlichen Hilfsmitteln, durch welche er arbeitet, der heute das Anwachsen der Städte hervorruft und der aufgehäuften Menschenmenge Arbeit und Auskommen sichert. Jedes industriereiche Land wird große Städte entwickeln, und

die durch ihre industrielle Richtung sich auszeichnende Jetztzeit ist ganz eigentlich die Epoche der großen Städte. Die Schilderung von der Größe und dem Glanze von Theben, Babylon, Karthago, Athen, Syrakus wird heute verdunkelt durch den Glanz der Wirklichkeit, der sich in London, Paris, Wien, Amsterdam, Neapel, Berlin, Newyork, Petersburg und Moskau zeigt. Nicht mehr wie einstens besitzen die Hauptstädte allein das Vorrecht, Einwohner herbeizuziehen. Heute ist der Gewerbfleiß und Handel ein Magnet, der die Bevölkerungselemente sammelt, sie zusammenhält, und der auf weitergehende Arbeitstheilung wirkt. Aufstrebender Gewerbfleiß ist das Mittel, das heute die Städte zu Mittelpunkten des Handels, der Industrie und wissenschaftlichen Bestrebungen erhebt und sie diese Bestimmung erfüllen läßt. Die Arbeit ist der Grund der heutigen Städtezunahme; die städtische Bevölkerung wächst, sie findet in der Stadt die Hilfsmittel, rasch, gut und billig zu erzeugen, und leicht und sicher ihr Erzeugniß abzusetzen. Je vielseitiger also die Zweige der Arbeit, je blühender der Gewerbfleiß, je reger der Handel, desto höher kann die Bevölkerung wachsen.

Die Städte ziehen die im Landbau unbeschäftigten Kräfte an sich und beschleunigen hierdurch ihr Wachsthum.

Jahrhunderte lang blieb die Bevölkerung auf ziemlich gleicher Höhe. Auf dem flachen Lande herrschte Gebundenheit der Bauerngüter, Hörigkeit. In den Städten bildete die Zunftverfassung für die Zunahme der Bevölkerung eine eiserne Schranke. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist aber eine früher nie gekannte Beweglichkeit in die Bevölkerung gekommen und ein Anwachsen derselben erfolgt, das trotz des Krieges am Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Segen des auf ihn folgenden Friedens in allen Staaten eine erstaunliche Zunahme der Einwohner hervorrief. Unverkennbar ist die Bevölkerung jedoch in den Städten rascher und stärker gestiegen, als auf dem flachen Lande, und in den großen Städten stärker als in den kleinen. Dennoch wirken in den Städten, und gerade in den größten, mehr Lebensverkürzungsursachen, als auf dem flachen Lande, wo die gesündere Lebensweise und der Genuß der reinen Luft und des guten Wassers die Lebensdauer erhöhen. Aber nach dem Gesetze der Schwere ziehen die stark bevölkerten Städte die auf dem flachen Lande verfügbaren Arbeitskräfte

an und ergänzen durch sie die Lücke, welche die größere Sterblichkeit erzeugt. Eine Strömung der Arbeitskräfte von dem Lande in die Sadt ist sichtbar, die um so stärker ist, je größer die Stadt. Nicht unbeträchtlich ist ja die Anzahl besonders der weiblichen Dienstboten. In Wien z. B. stammt die Mehrzahl derselben aus Böhmen. Aus den Flecken und Dörfern strebt der rüstige junge Gewerbsmann in der Stadt seine Werkstätte aufzuschlagen; fremde Geschäftsleute wandern zu, oder legen Zweiggeschäfte an; die Schulanstalten ziehen viele Familien in die Stadt, und in vielen Fällen finden es die Industriellen rathsam, ihre Gewerbsanlagen gerade in die bevölkerte Stadt zu verlegen. So bildet sich in den Städten, und das um so mehr, je größer sie sind, ein ungeheueres Feld für Arbeitskräfte, ein wahrer Arbeitsmarkt, und die zuströmenden Einwanderer vertheilen sich in die mannichfaltigsten Beschäftigungszweige der Stadt. Das flache Land liefert unaufhörlich starke, kräftige Einwanderer in die Stadt.

Diese Anziehungskraft der unter dem Einflusse der Industrie rasch emporgewachsenen Städte auf die Herbeiziehung der ländlichen Arbeiterbevölkerung — ein kennzeichnendes Merkmal des heutigen gesellschaftlichen Zustandes — ist dort am deutlichsten ausgeprägt, wo die Industrie am entwickeltsten ist — in England.

Kein anderes Land hat auf gleicher Oberfläche eine größere Zahl gewerbreicher und stark bevölkerter Städte aufzuweisen, und dieser Bevölkerungszuwachs rührt größtentheils aus dem Zuströmen der Arbeiter vom flachen Lande. Die sorgfältigsten Untersuchungen über den Gang und die Vertheilung der Bevölkerung in Frankreich haben nachgewiesen, daß von 1801—1836 die Bevölkerung um 23 % zunahm. Aber die Einwohnerzahl von Marseille stieg in derselben Zeit um 23 %, die von Lille um 33 %, die von Toulouse um 54 %, die von Lyon um 57 %, die von Havre um 60 %, die von Paris um 66 %, die von Rheims um 90 %, die von St. Quentin um 100 %, die von St. Etienne um 150 %. In England betrug der Bevölkerungszuwachs von 1811—1831 36 %. Innerhalb dieser 20 Jahre nahm aber die ländliche Bevölkerung nur um 30 %, die städtische um 53 % zu. In London betrug der Zuwachs 42%, in Edinburg und Newkastle 60%, in Bristol 65 %, in Sheffield 70 %, in Birmingham 72%, in Liverpool 75%, in Glasgow 95%, in Manchester 150%. Wäre die Bevölkerung von Lancashire, die 1801 nur 572,562 Seelen zählte, bis 1841 so wie im übrigen Lande angewachsen, so hätte sie 1841 auf 1,125,924 Einwohner angewachsen sein müssen. Nun betrug sie aber in diesem Jahre 1,667,064 Einwohner, ein Umstand, woraus mit Recht geschlossen wurde, daß dieser Mehrzuwachs von 531,130 Personen aus den Landbau treibenden Ge-

genden nach dem Sitze des Handels und des Gewerbfleißes eingewandert sein mußte. Aber diese Einwanderung muß noch stärker gewesen sein, wenn man die gesundheitsschädlichen Einwirkungen kennt, die gerade in dieser dichten Fabrikbevölkerung wirken. Einen unmittelbaren Beweis, wie sehr durch Einwanderung das Wachsen der Städte gefördert wird, bietet das Beispiel der nordamerikanischen Orte, das Aufblühen der zu Freihäfen erhobenen Städte und die auf Erhebung beruhenden Angaben über die Volkszahl anderer britischen Städte. Liverpool z. B. lange Zeit nur ein Haltpunkt für die Waarenbewegung zwischen England und Irland, ist durch die Einwanderung der Iren nahezu zu einer irischen Stadt geworden. Die sächsische Bevölkerung erhält sich allerdings als besitzende Klasse in den oberen und mittleren Schichten der städtischen Bevölkerung. Die keltische Race aber bildet die niederen Schichten und verdrängte die englischen Arbeiter durch den niederen Arbeitslohn. Man zählt über 50,000 Irländer in Liverpool. Sie kommen dort in Schaaren an, bleich vor Hunger und spärlich mit Lumpen bedeckt, vertheilen sich dann in den Hafen, wo die Ladung und Löschung der Schiffe mit erstaunlicher Schnelligkeit durch ihre Hand vollzogen wird. — Paris zählt über 80,000 Deutsche.

So bieten allerwärts die gewerbfleißreichen Städte das Ziel der auf dem flachen Lande nicht lohnend beschäftigten Kräfte. Diese Städte sind in

jedem Lande, in dem früher bei niederem Gewerbfleiß Auswanderungen häufig vorkamen, der natürliche Richtpunkt für den Gang der nach Arbeit suchenden Kräfte. Mit Recht wird in England Lancashire das Arbeitshaus von England im wörtlichen Sinne genannt.

Der Aufschwung der gewerbreichen Städte fördert den mächtigen Aufschwung des Handels.

Ruht der Flor und das Gedeihen der Städte in der Gegenwart auf dem Umstande, daß sie der Sitz des Gewerbfleißes werden und bleiben, so spielen diese Mittelpunkte gewerblicher Entwickelung ihre volkswirthschaftliche Rolle als Hebel zur vollständigsten Ausbeutung der Naturfonds, zur Fruchtbarmachung aller in der geographischen Lage liegenden Begünstigungen des Verkehrs um so mehr, je gewerbreicher sie werden, also je dichter die Bevölkerung wird. Nimmt doch der Anspruch der Bevölkerung an Nahrungsmittel der verschiedensten Art zu, wirkt also die Stadt auf entlegene Ackerbaubezirke fördernd ein. Die feineren Lebensmittel werden aus entfernteren Gegenden bezogen und Schlachtvieh in den mannichfaltigsten Arten oft aus anderen Ländern herbeigeschafft. Die Herbeischaffung der Roh- und Hilfsstoffe, so wie die der Werkzeuge und Maschinen, die oft in anderen Gegenden, oft in einem anderen

Lande hervorgebracht werden, nimmt in dem Grade mehr Kraft und Capital in Anspruch, als eben der Gewerbfleiß steigt. Da man aber nur hervorbringt, was abgesetzt wird, so kann die Gegenwart und Zukunft des Gewerbfleißes jeder Stadt nur auf der gleichzeitig neben dem Gewerbbetrieb fortschreitenden Handelsthätigkeit beruhen. Da diese aber die Versorgung der Bevölkerung mit den Roh- und Hilfsstoffen und Lebensmitteln, dann mit den Werkzeugen und Maschinen und mit dem Absatz der fertigen Waaren zu erfüllen hat, so ist ersichtlich, daß ohne bedeutsame Verkehrsentwickelung ein Aufblühen der Städte nicht möglich ist; daß der Gewerbfleiß zwar die Handelsthätigkeit hervorruft, daß aber nur ein schwunghafter Verkehrsfleiß eine Weiterentwickelung der Gewerbsthätigkeit begünstigt. In vielen Fällen nun entwickelt sich der zu einem gewerblichen Mittelpunkte gehörige Verkehrsmittelpunkt an einem andern Orte. Dann müssen Wasser- und Eisenstraßen, niedrige Frachtsätze und ganz besonders günstige Verkehrsbedingungen an diesem als Mittelpunkt der Handelsthätigkeit sich ausbildenden Platze sich vorfinden. Jetzt ist es der Gewerbfleiß, der diese natürliche Ausstattung mit Verkehrsbegünstigung vollständig nutzbar macht.

Jede Scheidewand zwischen solchen auseinander liegenden Mittelpunkten des Verkehrs und der Gewerbsthätigkeit, mag sie in Zöllen oder steilen Ge-

birgen, oder in Unvollkommenheiten der Verkehrswege bestehen, ist ein Hemmniß für den Gewerbfleiß, aber auch ein Hemmniß für den Handelsaufschwung. Nur in der vollständigen und beharrlichen Unterstützung der Gewerbs- und Handelsmittelpunkte ruht das Wohl beider.

Wien erscheint den Alpen gegenüber als natürlicher Verkaufsplatz. Prag ist durch seine Lage der natürliche Stapelort aller böhmischen Waaren, die hier auf den Eisenstraßen in das Donauthal oder nach Süd-Deutschland gehen, oder auch auf der Wasserstraße nach Hamburg, dem natürlichen Hafen für den Norden Böhmens. Triest ist der Hafenplatz für die Industrie seiner Hinterländer bis in das Donauthal, und die Eisenbahnverbindung von Wien und Triest, d. h. die Vollendung der Linie von der Nordsee zum mittelländischen Meere war eine Nothwendigkeit.

An dem Drucke auf den Wohlstand und Flor der Gewerbe, sobald in dem Handelsmittelpunkt eine Stockung erscheint, aber auch in den nachtheiligen Einflüssen für den Handel, wenn Verfall der Gewerbskraft oder andere Erschwerungsursachen einer zunehmenden Entwicklung der Gewerbe sich geltend machen, ist das enge aber mächtige Band sichtbar, das den Handel mit dem Gewerbfleiße verknüpft. So ist Liverpool von Manchester abhängig. Wankt der eine Platz, so kann der andere nicht aufrecht stehen. Ja, jede dieser beiden Städte, welche den Erwerbsfleiß sowohl im Hervorbringen als im Absatze auf seinem

höchsten Gipfel zeigen, wäre gewiß nicht ohne die andere denkbar. Hätte Liverpool seinen riesigen Handel entwickeln können, wenn nicht Manchester mit seinen zahlreichen, mächtigen Fabriken und seiner starken Bevölkerung die durch Liverpooler Schiffe eingeführten Roh- und Hilfsstoffe, dann die Lebensmittel verbraucht und die Waaren zur Ausfuhr besorgt hätte? Manchester dagegen könnte immer seine unerschöpflichen Steinkohlenlager besitzen, Großes leisten in mechanischen Erfindungen und Verbesserungen, und eine gewerbfleißige Bevölkerung ernähren, die Kühnheit mit Kaltblütigkeit, Klugheit mit Kraft und Ausdauer verbinden: nimmer würde es seinen heutigen Stand eingenommen haben, wenn nicht der Hafen von Liverpool ihm so nahe gerückt und so leicht benützbar wäre, wenn nicht die Betriebsamkeit in Liverpool die entferntesten Märkte für die Manchester Waaren aufgeschlossen hätte. Man trenne Liverpool von Manchester, und es wird zu einem verödeten Hafen, es sinkt, wie Antwerpen nach Schließung der Schelde, wie Bristol oder Plymuth. Man entferne Manchester von diesem Mittelpunkte des Handels, und es wird eine Landstadt, deren Lebensnerv erlahmt. Erst, wenn die Handelsthätigkeit sich neben der Gewerbsthätigkeit in demselben Mittelpunkte ausbildet, oder ein nahe gelegener, leicht zu benützender, gut gelegener Verkehrsplatz zum Verkehrsmittelpunkt sich erhebt, wird der

Gewerbfleiß fortschreiten, und das Maß seiner Ausdehnung wird jetzt bedingt sein durch die Leistungsfähigkeit des Handels, durch die Raschheit, mit der dieser die Waaren aufnimmt, umsetzt, die Roh- und Hilfsstoffe schafft, die Verkehrsmittel herstellt, die Kredit- und Zahlungsanstalten ins Leben ruft, seine Handelsverbindung auf entfernteren Märkten anknüpft und aufrecht erhält und erweitert. Jetzt ist es der Schwung der Verkehrsthätigkeit und die Summe der bewegenden Kräfte, über die der Gewerbsmittelpunkt gebieten kann, welche den Fortschritt des Gewerbfleißes herbeiführen.

Nachtheile des zu raschen Aufschwungs der Städte.

In den früheren Jahrhunderten bei den festgefügten Gesellschafts- und Staatsverhältnissen, bei der geringen Entwicklung des Verkehrs, dem Mangel an Geldwirthschaft, bei dem Zunftzwange und den Leibeigenschaftsverhältnissen konnte, wie noch jetzt in Rußland, das Wachsthum der Städte nur langsam vor sich gehen. Städte waren früher Schöpfungen, an denen Jahrhunderte zusammenwirken mußten. Die jugendlich frische

Entfaltung in der Neuzeit zeigt die Städtebildung in Menschenaltern vor sich gehen. In Nordamerika entstehen in 25 Jahren blühende Städte, wo früher Urwald war. Auf dem Festlande Europas sehen wir ebenfalls ein rasches Anschwellen der Bevölkerung in den großen Städten. Bei diesem Sturmschritt in der Entwicklung, der namentlich in England und Amerika sichtbar ist, sind aber viele Mißstände unausbleiblich, die das langsame Anwachsen der Städte in früheren Jahrhunderten nicht kannte. Die Voraussicht und Klugheit findet nicht Zeit, die Bahn des Fortschrittes zu regeln. Häuser und Straßen entstehen; die Bevölkerung häuft sich in Stadtvierteln an, die starrend von Schmutz und Unreinigkeit, Mangel leidet an Licht, Luft und Wasser. Häufen sich längs eines Baches oder Flusses Großgewerbsanlagen, so siedeln sich in bunter Mischung sofort zahlreiche Arbeitsfamilien an, die alle möglichst nahe an dem Orte ihrer Beschäftigung wohnen wollen. Nun liegt in dieser Unordnung rücksichtlich der Vertheilung der Gebäude die Ursache vieler ansteckenden Krankheiten und des bedauerlichen, sittlichen Verderbnisses. Abzugskanäle, Herstellung von Brunnen, Bädern und öffentlichen Plätzen sind Arbeiten, zu denen die Geldsummen fehlen, da man oft den sehr gesundheitsfördernden Werth dieser gemeinnützigen Anstalten zu wenig würdigt. Für Straßenbeleuchtung kann nur schwer gesorgt werden; Kirchen und Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten vervielfältigen und vergrößern

sich selten in dem Maße, als die andringende Bevölkerung es wünschenswerth macht.

Alle Städte, die der neuesten Zeit ihren Hauptaufschwung verdanken, zeigen dieselben Merkmale socialer Störung. Ihnen fehlt der Reichthum an schönen Kirchen im edlen Stil, die Fülle von Wohlthätigkeitsanstalten, ihnen fehlt die Zahl der öffentlichen Gebäude, ihnen fehlt die Tradition einer großen Vergangenheit. Paris vergleicht L. Faucher mit einem großen Gasthaus, in welchem die arbeitende Bevölkerung wesentlich wandernd bleibt, eigentlich feste Wohnsitze nicht hat. Die großartigen Neubauten des jungen Kaiserreichs haben diese Eigenschaft noch schärfer hervorgehoben; sie erschwerten das Unterkommen der massenhaft zuströmenden Arbeiter, sie vertheuern die Wohnungen, vermindern sie. 80,000 Kranke suchen jährlich Hilfe in den Krankenhäusern von Paris, und 10—12,000 sterben jährlich. Auch das heutige Hamburg ist nicht mehr das alte. Neben der Fülle der Prachtbauten findet die arbeitende Bevölkerung nicht mehr die wohnlichen Räume, wie früher. Lyon bildet ein formloses Gemisch, aus 3 Städten bestehend. Ebenso ist es mit London und Glasgow; Manchester ist ohne Plan, wie aufs Ungefähr zwischen 2 Kirchspielen, die es jetzt vereinigt, entstanden. Noch vor wenigen Jahren hatte es keine Vertretung im Parlamente, besaß weder Stadtrath, noch Polizei, noch Gericht.

Ueber die Ursachen des Geldmangels.

Von Dr. Peter Mischler, k. k. Professor der politischen Oekonomie.

I. Landbau.

Zahlreiche Schöpfungen auf allen Gebieten des Erwerbfleißes kennzeichnen das heutige Oesterreich, das durch Verwirklichung der Reichseinheit eine mächtige Entfaltung seiner materiellen und geistigen Hilfsquellen und eine überaus rasche und energische Steigerung derselben ermöglichte. Wie weitreichend sind die Neugestaltungen der landwirthschaftlichen Verhältnisse! Grund und Boden ist entlastet, zum vollen freien Eigenthume erhoben und allerwärts der Wille und die Kraft belebt, den Betrieb der Landwirthschaft auf die erreichbare Stufe der Vollendung zu heben. Geld ist das allgemeine Zahlmittel geworden. Bodenbesserungen; Be- und Entwässerungen; Drainirungen; Zusammenlegung zer-

splitterter Grundbesitzungen (Commassirungen); Erweiterung des Anbaues der Handels- und Gewerbspflanzen; Veredlung der Viehzucht und Hebung des Futterbaues bilden brennende Fragen des Tages. Der Adel des Reiches, zahlreiche Gesellschaften zur Förderung des Landbaues und die thatkräftige Unterstützung der Staatsregierung wirken zusammen mit der großen Anzahl einsichtsvoller Grundbesitzer, um diese Fragen ihrer raschen, das Gemeinwohl erhöhenden Lösung entgegenzuführen. Landwirthschaftliche Schulen verbreiten den Segen nützlicher Kenntnisse; Ausstellungen landwirthschaftlicher Erzeugnisse halten den Sinn für Verbesserungen wach, belohnen den Fleiß und die Betriebsamkeit durch Anerkennung der Leistungen und zeigen der Welt die Fülle der Hilfsmittel und die Güte und Schönheit der Erzeugnisse, die der Bodenanbau in Oesterreich liefert. Würdig maßen sich Oesterreichs Landwirthe und ihre Erzeugnisse jüngst in Paris mit denen Frankreichs, Belgiens und Englands! Ist aber allerwärts der Fortschritt von der Dreifeldwirthschaft zur kunstmäßigeren Fruchtfolge ersichtlich; ruft der Uebergang zu dieser vollkommeneren Bewirthschaftungsweise zahlreiche, in kürzester Zeit zusammengedrängte Verbesserungen des Bodens, des Viehstandes, der Betriebsmittel und Wirthschaftsgebäude hervor; ist die Anwendung leistungsfähigerer Maschinen eine dringende Forderung der Zeit und verursacht der kraftvollere Bodenanbau jetzt die Beschäftigung zahl-

reicher Handarbeiter durch das ganze Jahr und ist gleichzeitig Geld das allgemeine Zahlmittel geworden, so ist ersichtlich, wie ungeheuer die Bedürfnisse an Zahlmitteln gestiegen, da nicht allein die früheren Robotleistungen fortan durch bezahlte Arbeiter ersetzt werden müssen, sondern auch noch eine vordem nie dagewesene Nachfrage nach Tag- und Gedingarbeitern erwachte. Dieser Bedarf an Geld zur Belohnung dieser Dienste und Leistungen und zur Bestreitung der überaus zahlreichen neuen Anschaffungen von Betriebsmitteln mußte aber in dem Maße wachsen, als die Fortschritte des landwirthschaftlichen Betriebs rascher und allgemeiner wurden. Neue Zuflüsse verfügbarer Geldmittel in die Landwirthschaft folgten nun nicht in dem Maße, als man sie brauchte, da ja gleichzeitig auch in Industrie und Handel der Geldbedarf erstaunlich wuchs. Durch die Grundentlastung selbst — durch diese kühne und für den Wohlstand und Reichthum Oesterreichs überaus segensreiche Staatsmaßregel, deren Früchte bereits jetzt schon reifen, wurden in den ersten Jahren viele in Geld zu leistende Verpflichtungen geschaffen, die früher in Naturalien bestritten wurden, also fühlbar die Nachfrage nach Geld erhöhten. Zugleich wurden in vielen Flußgebieten großartige Flußbauten zum Schutze der Ufer und weitreichende Entwässerungsanlagen zur Erhöhung der Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit ganzer Gegenden vollzogen, und so der Grund gelegt zu kommenden rei-

chen Einkommensquellen, deren Eröffnung jedoch der Gegenwart nicht kleine Opfer auferlegte.

Erwägt man also, wie rasch sich nach Vollzug der Grundentlastung in so verschiedenen Richtungen das Bedürfniß nach bedeutenden Geldmitteln zur Ausführung der als nothwendig erkannten Verbesserungen geltend machte; überblickt man den Fluß der Geldmittel, der seine Richtung am stärksten dorthin nimmt, wo der Gewinn am stärksten und größten sich ergibt; bedenkt man, daß die großen zu landwirthschaftlichen Verbesserungen benöthigten Geldmittel erst in einer Reihe von Jahren sich heimzahlen; daß ferner nur in einem sehr geldreichen Lande große Geldmittel sich dem Landbau gern und dauernd zuwenden: so wird es klar, daß der Geldmangel in der Landwirtschaft eine natürliche Folge des rasch erwachten großen Geldbedarfes sein mußte; daß aber auch eben die Schwierigkeit, verfügbare Geldmittel zu erlangen, eine wesentliche Bürgschaft war und ist, daß von den vielen Verbesserungen in der Landwirthschaft zuerst die nothwendigsten und lohnendsten, also die den sichersten Erfolg versprechenden, vorgenommen wurden, und daß aus den Früchten dieser Verbesserungen durch die Betriebsamkeit mehr und mehr auch die nützlichen aber geringere Erträge abwerfenden Culturfortschritte ins Leben gerufen werden. Auf diesem Umstande beruht die nachhaltige Kraft des im Kreise des Landbaues erfolgten Umschwunges

der Betriebsweisen; die Bürgschaft für die Vermehrung und Beschleunigung der Fortschritte; die stetige Vervollkommnung des landwirthschaftlichen Betriebs und hiedurch die von Jahr zu Jahr steigende Zunahme des Nationaleinkommens und der Steuerkraft.

II. Im Bergbau.

Auch im Berg- und Hüttenwesen entfaltete sich seit 1850 ein mächtiger Aufschwung. Die Berge, strotzend von Erzen und Kohlen, sind ein ergiebiges Feld für den Unternehmungs- und Vergesellschaftungsgeist geworden. Hebung dieser Schätze war und ist das Ziel, das, wird es erreicht, eben so den Fleiß belohnt als das allgemeine Wohl fördert. Zahlreiche Unternehmungen auf Stein- und Braunkohlenabbau, auf Eisen-, Kupfer- und Bleibergbau sind entstanden und mehren sich noch unter unsern Augen. Die Wassergefälle werden für den Hüttenbetrieb benützt und das Holz in den Waldungen, wie die Kohle im Schoße der Erde geben dem Hüttenbetrieb eine zukunftreiche Bedeutung. Das neue Berggesetz und die zeitgemäße Gliederung der Bergbehörden haben nicht wenig zu dieser Regsamkeit auf dem Gebiete des Berg- und Hüttenwesens beigetragen. Im Hin-

blick auf den unermeßlichen Reichthum an Kohlen und Erzen, den unsere Gebirge bergen; auf den energischen Fleiß in ihrer Ausnutzung; auf den von Jahr zu Jahr steigenden Verbrauch der Kohlen und des Eisens; auf die Vervollkommnung des Eisenbahnnetzes und der Wasserstraßen; auf die Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnisse dem Zollvereine und dem Oriente gegenüber; im Hinblick auf die Güte und den Weltruf einzelner, einer unmeßbaren Vervielfältigung fähiger Erzeugnisse des österreichischen Berg- und Hüttenwesens, namentlich des Stahls, der Sensen, Messer, Feilen, Waffen, Schienen; endlich im Hinblick auf den Weltmarkt, der denselben in Mitteleuropa, in Amerika und im Oriente offen steht: ist es gerechtfertigt, dem Berg- und Hüttenwesen des Kaiserstaates eine vorwiegende Bedeutung nicht allein für Oesterreich, sondern für ganz Mitteleuropa, ja für den Weltmarkt zuzuschreiben. Mit Recht nehmen daher die in günstiger geographischer Lage gegründeten, auf reichen Erz- und Kohlenschätzen ruhenden Unternehmungen gleich bei ihrer Gründung eine Großartigkeit an, die für einen ausgedehnten Markt bemessen ist. Belgiens und Englands Beispiel sind an Oesterreichs Berg- und Hüttenindustrie nicht spurlos vorübergegangen, nein, dieses Beispiel ist das Muster für die neuesten Schöpfungen der österreichischen Berg- und Hüttenanlagen geworden, und das mit Recht! Massenerzeugung ward ihnen das Losungswort.

Jedermann sieht, daß durch den neu erwachten Unternehmungsgeist in diesem Kreise der Erwerbsthätigkeit ungeheuere Geldmittel in Anspruch genommen wurden. Da aber so viele Unternehmungen an so vielen Punkten der Monarchie fast gleichzeitig entstanden; da gerade das Anlage- und Betriebscapital für Berg- und Hüttenwerke ein riesig großes ist; da die Eröffnung der Bergschätze schon so bedeutende Vorauslagen erheischt; da es in der Regel Jahre dauert, bis der Berg- und Hüttenbetrieb die auf seine Herstellung angewendeten Geldmittel verzinst, bis er sich aus den Erträgen selbst erhält; da es endlich vieler Jahrzehente bedarf, bis die Vorauslagen wieder zurückerstattet werden; da es Zeit erfordert, bis die Berg- und Hüttenwerke die Arbeiter herangebildet haben; da die Gewinnung und dauernde Anknüpfung der Absatzbeziehungen nicht das Werk weniger Monate ist: so ist es erklärt, warum der Berg- und Hüttenbetrieb, der eine so schöne Zukunft im Reiche hat, so gewichtig auf dem Geldmarkte auftrat, so große verfügbare Summen in Anspruch nahm und den Betrag der Geldmittel, die in Ackerbau oder Industrie eine gewinnvolle Anlage gesucht haben würden, so bedeutend verminderte. Aber — der unter der Voraussetzung tüchtiger Geschäftskenntniß auf den Berg- und Hüttenbetrieb verwendete Geldaufwand ist eine Saat, die für die Zukunft goldene Früchte bringt, Früchte, welche dem Ackerbau, der ganzen Industrie, dem Handel, der Staatsvertheidigung

zu Gute kommen, welche ergiebige Wohlstandsquellen in armen Gebirgsgegenden eröffnen, welche dem Kaiserstaate mächtige Ausfuhrmittel bieten und mit dazu beitragen, den Aufschwung Oesterreichs durch Oeffnung lohnender Erwerbszweige mächtig zu fördern.

III. Verkehrsmittel.

Nehmen wir England und Nordamerika aus, so hat kein anderer Culturstaat diese Kraftentwickelung Oesterreichs aufzuweisen, die seit einem halben Jahrzehent in der Herstellung der Straßen, der Eisenbahnen, der Fluß- und Seefrachtmittel sichtbar ist. Um dem Unternehmungsgeiste der Privaten die Wege vorzuzeichnen und den Beweis der gewinnbringenden Natur der Eisenstraßen zu geben, ward — ein Act großer Staatskraft — das Netz von Eisenbahnen nach großartigstem Maßstabe von der Regierung gelegt und seine Ausführung kraftvoll bewerkstelligt. Gebirgszüge, nur schwer für Frachtwagen zu übersteigen, wurden durch Eisenbahnen dem Weltverkehre erschlossen. Sümpfe und Moore sind fortan kein Verkehrshemmniß mehr, seitdem stolze Eisenbahnbauten sie überschreiten und die entfernten Punkte des Kaiserstaates wurden mit dem Herzen der Monarchie, mit dem Knotenpunkte der Eisenbahnen, mit dem Mittelpunkte des mitteleuropäischen Handels in innigste Berührung gesetzt. Die Haupthandelszüge nach

dem Westen, Süden, Norden und Südosten Europas sind die ersten Fäden des österreichischen Eisenbahnnetzes, die Hauptadern des Verkehrsstromes geworden. Durch diese Bahnbauten erhält Mitteleuropa in Triest einen Hafen für seine Ausfuhr nach dem Oriente; in den mit Fruchtbarkeit so gesegneten Donauländern ein unerschöpfliches Vorrathshaus für Lebensmittel und Rohstoffe und eine lohnende und einladende Freistätte für den Strom der Auswanderung, namentlich aus dem südwestlichen Deutschland, der bis jetzt — ohne Nutzen für das Vaterland — dem Laufe der nordwärts sich wendenden Flüsse folgend, nach Amerika abzog, um dort in dem amerikanischen Elemente Sitte, Sprache, ja die Erinnerung an die Heimat zu verlieren. Durch diese Bahnbauten sind der Zollvereinsindustrie der Markt Oesterreichs, aber der Industrie Oesterreichs auch die Märkte des Zollvereins und die Gewinnung überseeischen Häfen ermöglicht.

Um mit wenigen Zahlen anzudeuten, wie umfangreich der Eisenbahnbau durch die k. k. Verwaltung gefördert wurde, sei erwähnt, daß am Anfange des Jahres 1854 folgende Linien bereits im Betrieb standen:

	Meilen lang	sie kostet	herzustellen
1. die nördliche Linie,	$63,_{48}$	47,498,143	fl. C. M.
2. die südl. Linie I. S.	$10,_{45}$	17,575,408	„ „
3. die südl. Linie II. S.	$41,_{53}$	35,779,126	„ „
4. die südöstliche Linie	$51,_{46}$	32,977,232	„ „
5. die östliche Linie	$8,_{9}$	3,125,769	„ „
6. die lomb.-ven. Bahn	$43,_{47}$	38,875,678	„ „

Der Aufwand zum Bau und zur ersten Einrichtung für diese 5 Bahnlinien betrug also 193,219,512 fl. C. M. Im Jahre 1854 wurden ferner für die in k. k. Staats-Betrieb stehenden Bahnen zur Herstellung von Bauwerken und Betriebseinrichtungen 38,269,676 fl. C. M. verausgabt. Namentlich wurde die Semmeringbahn in diesem Jahre ihrer Vollendung entgegengeführt. — Solche bedeutende — obwohl unabweisbare — Ausgaben, wie sie sich durch die Ausdehnung des Eisenbahnbaues ergaben, mußten fühlbar auf die verfügbare Geldmenge des Kaiserstaates einwirken. —

Als das schwierigste Werk im Eisenbahnbaue vollendet war, rief die Staatskunst den Unternehmungsgeist der Privaten auf diesem Gebiete wach und öffnete dem patriotischen Eifer wie dem gewinnsuchenden Capitale in der Herstellung der noch fehlenden Eisenstraßen einen lockenden Wirkungskreis. Wie energisch der Bahnbau fortan betrieben wird; wie großartig der Plan seiner Ausführung; wie gesichert die Durchführung; wie bedeutsam der Zudrang des ausländischen Capitals, beweist die Erfahrung eines Jeden, der nicht vorurtheilsvoll sich gegen die Entwickelung Oesterreichs verschließt. Der Curs der Eisenbahnactien spricht redender, als jede Beweisführung. Die Lebenskraft, die der hochsinnige Kaiser den Erwerbsthätigkeiten eingehaucht; der Ruf, den er an Oesterreichs Männer ergehen ließ, durch einträchtiges Zusammenwirken die Macht und Kraft des Staates zu er-

höhen und zu festigen, hat wie die Frühlingssonne auf die nahrungsprossende Erde gewirkt, allerwärts den Fleiß belebt, den Fortschritt in Gewerbe, Kunst und Wissenschaft zum Losungsworte erhoben und dem Unternehmungsgeiste die weitesten Bahnen geöffnet. Zum nachahmungswürdigen Beispiele für das übrige Deutschland betheiligen sich die edelsten und reichsten Geschlechter an gemeinsinnigen Unternehmungen, namentlich auch gerne und häufig an Durchführungen wichtiger Eisenstraßen. Hierdurch wecken sie den Eifer zur Nachahmung, ehren die rechtlichen Bestrebungen des Erwerbfleißes, führen eine Fülle moralischer Kraft und wichtigen Capitals den wirthschaftlichen Bestrebungen zu, erhalten dem Erwerbseifer seine sittliche und gemeinsinnige Richtung und bewahren ihn vor jenen Verirrungen, an denen die Geldmärkte mancher Länder leiden, vor den rücksichtslosen Börsenoperationen.

Blickt man noch auf die Zahl und Länge der Eisenstraßen, deren Herstellung seit wenigen Jahren in Böhmen, in Ober- und Niederösterreich, in Ungarn und Galizien den Gegenstand lebhaften Unternehmungsgeistes bildet; erwägt man die großen Anlagekosten dieser Eisenstraßen; bedenkt man, wie diese massenhaften Auslagen zur Herstellung und Einrichtung der Eisenbahnen sich auf wenige Jahre zusammendrängen, und das gerade in einer Zeit, in der in allen Zweigen der Betriebsamkeit ein bis dahin beispielloser

Entwickelungsdrang erwacht ist: so würdigt man gewiß das Gewicht der Nachfrage, das durch die Herstellung der Eisenstraßen auf allen Geldmärkten der Monarchie ausgeübt wird*). Sind auch diese Summen erstaunlich groß; tragen sie erst in einer Reihe von Jahren für die Unternehmer ihre vollen Früchte, so darf man doch nicht vergessen, daß all dieser Aufwand für die Herstellung der Verkehrswege eine zum Glücke und Wohle der Zukunft gebrachte Kraftentfaltung ist, die über die kommenden Menschenalter für Acker- und Bergbau; für Industrie und Handel, für Kunst und Wissenschaft, für eine mehr gleichförmige Ausbreitung der Bevölkerung über die fruchtbaren Länder der Monarchie, für den Aufschwung der Städte und für die mächtige Erhöhung der Staatskraft unberechenbaren Einfluß übt. Um solche Erfolge zu erzielen, darf die Gegenwart vor großen Anstrengungen nicht zurückschrecken. Gerade in dem einträchtigen Zusammenwirken der Kräfte liegt das Geheimniß, rasch,

*) Im November 1856 sind 640 Meilen Eisenbahn theils in Bau, theils sind sie zu bauen gestattet. Wirklich schon gebaut werden 130 Meilen; die übrigen 510 Meilen sind bereits concessionirt und werden demnächst in Angriff genommen. Man kann berechnen, wie groß der Bauaufwand für diese 640 Meilen sein wird, wenn man erwägt, daß nach ämtlichen Erhebungen jede Meile 811245 fl. C. M. kostet. In fünf bis sechs Jahren wird diese ganze Bahnlänge von 640 M. dem Verkehr übergeben sein.

sicher und vollständig diese Erfolge zu erzielen.

An diese Regsamkeit im Eisenbahnwesen, an welche sich ein nicht unbedeutender Zufluß ausländischen Capitals nach Oesterreich naturgemäß anschließt, knüpft sich eine große Thätigkeit zur Vervollkommnung des Netzes der Haupt- und Bezirksstraßen, welche wiederum für den gesteigerten Wohlstand aller Erwerbszweige von nachhaltigem Einflusse sind.

Auch die Fluß- und Seeschifffahrt nimmt einen den heutigen Verkehrs- und Industrieverhältnissen Oesterreichs entsprechenden Aufschwung. Unsere Ströme werden eine Verkehrsthätigkeit in nächster Zukunft erreichen, wie sie der Rhein aufweist und der Lloyd wird der gesammten Industrie Oesterreichs die mittelländischen Häfen und die Küsten des schwarzen Meeres öffnen. Soll es zu den Unmöglichkeiten gehören, daß Oesterreichs Schifffahrt sich an dem überseeischen Handel betheiligt? Liegt nicht in der Stellung, die Oesterreich in der orientalischen Frage eingenommen, die Hinweisung auf eine großartige Verkehrsthätigkeit mit dem Oriente? Ist nicht die Donau für die Schifffahrt frei? Ist es nicht Oesterreich, welches die Verbindung des Mittelmeeres mit dem rothen Meere, also mit Indien am kräftigsten fördert? Ist nicht der Lloyd durch die ihm gewordene Staatsun-

terstützung in die Lage gesetzt worden, mit Englands und Frankreichs Schifffahrt sich erfolgreich zu messen?

IV. Industrie.

Nicht minder bedeutsamen Schöpfungen begegnet das Auge des Nationalökonomen auf dem Gebiete des Großgewerbes. Ueberraschend schnell hatte sich die Zuckerindustrie in Böhmen und Mähren ausgebreitet, von wo sie über die Ebenen Ungarns und Galiziens fortschritt, während sie in ihrem Stammsitze (Böhmen und Mähren) sich noch fort und fort ausdehnt. Dieser Industriezweig förderte den Aufschwung des Bodenanbaues; gestattete Ausdehnung der Viehzucht; gab dem Kohlenbergbau wichtige Absatzgelegenheiten (für 100 Ctr. Rüben werden 40 Ctr. Kohlen verwendet, bis der Zuckergehalt der Rübe in käufliche Waare gebracht ist); war und ist ein mächtiger Sporn für die ausreichende Entwicklung der Maschinenanstalten und setzt nicht wenige Gewerbe in erhöhte Thätigkeit. Die stark wachsenden Bedürfnisse der Bahnverwaltungen boten den Fabriken zur Herstellung des Eisenbahnbedarfs, der Locomotive, Wagen u. s. w. ausreichende Bürgschaft für gesicherten Absatz. Die Fortschritte der Spinnerei und Weberei eröffneten eine andere Absatzgelegenheit für den Bau der Maschinen und erklären die erfreuliche Thatsache, daß die aufstrebende va-

terländische Industrie sich fast schon vollständig in ihrem Bedarf an Maschinen auf die Leistungen vaterländischer Anstalten stützen kann. Hervorragend wichtig ist die Wollenindustrie für Oesterreich geworden. Ihr Ruf auf den Weltmärkten ist durch die Ergebnisse der Londoner, Münchner und Pariser Ausstellung gesichert. Wer berechnet aber auch die Anstrengungen, die Versuche, die Auslagen, die erforderlich waren, um die Tucherzeugung auf ihren heutigen Stand zu erheben? Wer würdigte ferner bis jetzt die Leistungsfähigkeit der österreichischen Baumwollindustrie so, wie sie es verdient! Man blicke nur in den Norden Böhmens, zähle die Fortschritte der Baumwollspinnerei, der Kottonerzeugung, der Herstellung von Halbtüchern, der Färbereien und Appreturanstalten, wie sie sich in dem letzten Jahrzehent ergaben und vergleiche hiemit die Fortschritte irgend eines andern mitteleuropäischen Industriebezirks! Schwerlich wird sich irgend wo eine gleiche Zahl neuer Schöpfungen in dieser Zeit finden, eine gleiche Fülle von Verbesserungen und Erweiterungen des Betriebs. Man überblicke die merkwürdige Vertheilung des Gewerbfleißes, die sich in dem Gebirgszuge von Tetschen bis Hohenelbe zeigt; beobachte dort die Rührigkeit, die Betriebsamkeit, das Streben, jeden nur irgend lohnenden Weg zur Ersparung an Kosten zu betreten; man verfolge den Kampf der Handindustrie mit der Maschine: und beurtheile demgemäß den industriellen Umschwung der jüngsten Zeit und die neuen industriellen Aufga-

ben, die hier in wachsender Anzahl gelöst werden müssen. Die Ausdehnung des Fabriksbetriebs, die massenhaften Neubauten für die Herstellung der Fabriksgebäude, der Wasserleitungen, der Arbeitsräume, nehmen seit Anfang dieses Jahrzehntes Summen baaren Geldes in Anspruch, die den Bedarf früherer Betriebsjahre weit übersteigen, aber sofort — rasch — beschafft werden müssen. Nun aber offenbarte sich in den zahlreichen Industriegegenden des Reiches dieselbe Regsamkeit auf dem Gebiete des Gewerbfleißes! — Ueberall galt es, in kürzester Zeit von den erstaunlich rasch sich mehrenden Fortschritten der Technik den umfassendsten Gebrauch zu machen, wollte man es mit seinen Geschäftsgenossen aufnehmen, mit ihnen die Concurrenz aushalten. Dazu kam noch, daß der Februarvertrag, dem sicher die Zolleinigung folgt, den Eifer zur Vervollkommnung der Betriebsweisen in allen Zweigen der Großgewerbe rege erhielt. Die bedeutende Zahl neuer Fabriksbefugnisse und die nicht kleine Anzahl von Erfindungsprivilegien gibt Zeugniß von dem Eifer, der seit dem Februarvertrag im Gebiete der Industrie herrscht. Daher wurde und wird es den Handelskammern so schwer, ein getreues Bild der industriellen Zustände ihres Sprengels, eine zutreffende Industriekarte für denselben zu entwerfen, da die Erhebungen für die Jahre 1851—1853 sich schon nach 2—3 Jahren als veraltete Angaben erweisen.

Ist es noch zu verwundern, wenn die im Kreise der Gewerbsthätigkeit sich bewegende Summe baaren Gel-

des für die gesteigerten Bedürfnisse der Industrie nicht mehr zureichte? Fanden doch bedeutende Zuflüsse verfügbarer Geldmittel in die Industrie nicht in dem Grade statt, als der Geldbedarf stieg, und erwachte erst in jüngster Zeit der Geschmack an Gesellschaftsunternehmungen!

V. Verkehr.

Als Ergebniß der bisherigen Untersuchung stellt sich fest, daß der plötzlich gesteigerte Bedarf an baarem Gelde in den verschiedenen Zweigen der Industrie die Ursache jenes Mißverhältnisses zwischen verfügbaren und benöthigten Geldmitteln war und ist, welche man als Geldmangel bezeichnet. Auf dem Felde der Verkehrsthätigkeiten treten jedoch noch andere Ursachen auf, welche, theilweise nicht so örtlich wirksam, ihre Wirksamkeit über einen großen Theil des Erdtheils verbreiten.

Vor Allem sei die „Theuerung," d. h. die seit 1844 über ganz Europa sich erstreckende Preissteigerung der Lebensmittel erwähnt. Sie lastet auf allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, hemmt fühlbar den Umlauf des Geldes, erschwert die Ansammlung ersparter Geldsummen und vertheuert nicht wenig die Geschäftsführung in allen Zweigen der Arbeit. Jedenfalls führte sie zu einer weitreichenden

Beschränkung des Lebensgenusses und hiedurch zu einem verminderten Zufluß der Geldmittel in den Gewerbfleiß, und das gerade zu einer Zeit, in welcher die Hauptzweige der Gewerbsthätigkeit nach Ausdehnung und Vervollkommnung des Betriebs rangen, um vergrößerten Absatz zu erzwingen und zu behaupten. Galt es doch, die Concurrenz auf inländischem Markte mit dem fremden Industriellen zu bestehen, und die bereits vorhandenen Absatzplätze im Auslande zu behaupten, was nur durch Herstellung vorzüglicher Leistungen um die möglichst verminderten Kosten erreichbar blieb.

Die in Folge der Neugestaltung des Reiches erzielte Freiheit des Handels unter den einzelnen Kronländern bot der Handelsthätigkeit an jedem Punkte der Monarchie Gelegenheit, Unternehmungen nach jedem andern Punkte auszuführen. Die Anknüpfung und feste Gestaltung solcher Handelsbeziehungen erforderte aber Zeit und Aufwand bedeutender Geldmittel. Nur nach und nach konnte sie erfolgen, beanspruchte aber immerhin, da man den Hebel Credit nur nach und nach in Bewegung setzen konnte, ausgedehnte Geldkräfte. In manchen Fällen war zudem die Handelsthätigkeit von der formgebenden Industrie nicht streng genug geschieden. Der Industrielle besorgte in vielen Fällen, z. B. oft im Norden Böhmens, zugleich den Absatz seiner Waaren, konnte also weder auf die Erzeugung noch auf die Verfer-

tigung mit voller Kraft — ungetheilt — hinarbeiten. Der Großhändler nun, der die Bedürfnisse des entlegenen Marktes kannte, fand durch die Industrie nicht ausgiebige und lohnende Beschäftigung, unterstützte sie daher auch nicht ausreichend durch seine Thätigkeit, wodurch dann Industrie und Handel mit ungenügenden Geldkräften arbeiteten, während sie beide, wäre Handel und Industrie nur ganz geschieden, mit denselben Geldmitteln wie früher leichter und gewinnbringender operiren würden. In diesem Umstande, daß der Industrielle und der Kaufmann noch nicht allerwärts zur Ueberzeugung gelangt, daß beider Interessen sich nicht widerstreiten, sondern daß sie verträglich sind; daß beider Interessen gemeinsam um so besser und vollständiger gewahrt werden, je zuverlässiger sich der Industrielle auf die Unterstützung des Kaufmanns verlassen kann, und je regelmäßiger und stärker die Thätigkeit des Industriellen von dem Kaufmanne in Anspruch genommen wird, beruht ein nicht unerheblicher Theil der Ursachen des Geldmangels in den heutigen volkswirthschaftlichen Verhältnissen.

Für den fröhlichen Aufschwung des Verkehrs zwischen den verschiedenen Landestheilen, so wie für die großartigere Gestaltung des Ausfuhrhandels ist es nicht günstig, daß die Neigung oft zu Tage tritt, die Geldmittel, die für den Betrieb der Handelsgeschäfte erforderlich wären, „aus dem Geschäft zu ziehen" und auf die Erwerbung von Grundbesitz, von Bergwerken, Fabriken, auf Anlegung von Landhäusern oder

zum Ankauf der Industriepapiere zu verwenden. Dadurch wird die gesteigerte Kraftentfaltung im Betriebe der Verkehrsbeschäftigungen erschwert; die Vornahme mancher gewinnbringender Geschäfte, zu denen jedoch flüssige Geldmittel gehören, vereitelt; ein Theil des Betriebscapitals in eine Form gebracht, aus welcher es nun schwer wieder flüssig zu machen ist, und das so fixirte Capital in ein wenig Rente tragendes Vermögensstück umgewandelt Würde die Nationalbank ihre Operationen nach den veränderten Verhältnissen der Zeit rechtzeitig vollständig eingerichtet haben; würde die Summe der Filialbanken ausgiebig erhöht worden sein; wäre mit dem An- und Verkauf von Wechseln nicht nach und nach ein nichts weniger als gemeinnütziges Speculationsgeschäft geworden: sicher, der Umlauf des Geldes im Verkehr wäre leichter gewesen und würde leichter sein; die Richtung der Handelsthätigkeit würde in vielen Fällen sich freundlicher und umfassender der Industrie zuwenden, als der Speculation in Cursgeschäften. Der Geschmack am Papier- und Effectenhandel hat auf den Hauptbörsen Europas in den letzten Jahren sehr zugenommen und es kann nicht fehlen, daß Schwankungen der Curse in Paris oder London eine fühlbare Rückwirkung auf Augsburg oder Wien haben. Diese Schwankungen der Börsencurse, bemerkenswerth durch ihre Stärke in Folge der Weltlage der letzten Jahre, haben auf dem europäischen Geldmarkte eine fieberhafte Thätigkeit in den Geld- und Effectenhandel gebracht, und diese

außer allem Verhältniß zu den übrigen Zweigen der Handelsthätigkeit stehende Lebhaftigkeit zu Börsengeschäften hat über ganz Europa eine nichts weniger als günstige Einwirkung auf den geregelten Geldumlauf geübt.

Zu den bisher entwickelten Einflüssen auf die Verkehrsbewegung und den Geldumlauf treten noch andere Einwirkungen, die, aus der Weltlage entspringend, gerade die größten und mächtigsten Staaten am stärksten berührten. Erwähnt seien nur die Erschütterungen, die dem Sturze Louis Philipps folgten, welche um so größere Bedrängungen der Industrie und des Verkehrs in Europa hervorriefen, je mehr unter den Segnungen eines fast vierzigjährigen Friedens Verkehr und Industrie sich entwickelt hatten. Die orientalische Frage drängte, als die Staats- und Gesellschaftsordnung wieder durch Europa hin befestigt war, ihrer Lösung entgegen, und führte zu einer bedeutsamen Machtentfaltung der durch diese Frage berührten Staaten. Auch Oesterreich, der Hort des conservativen Princips, der Schirmherr der deutschen Interessen an der unteren Donau, die Hauptstütze des Weltfriedens, mußte, obwohl der Umschwung des Acker- und Bergbaues, des Klein- und Großgewerbes wie des Handels noch nicht abgeschlossen war, im Sinne seiner erhabenen Mission in Europa auftreten. Es geschah. Jedermann kennt noch den Eifer, mit welchem vermittels des Nationalanlehens die Geldmittel in kürzester Zeit

geschaffen wurden, um im Sinne des erhabenen Herrschers die Landeswährung zu regeln, die Nationalbank zu decken und die Machtstellung des Kaiserstaates zu wahren. Große Staatsanlehen wurden fast gleichzeitig auch in Frankreich contrahirt. Der orientalische Krieg rief eine länger dauernde Strömung von baarem Gelde nach dem Schauplatze des Krieges hervor, die für ganz Europa bei der heutigen innigen Verflechtung der Verkehrs- und Industrieverhältnisse nicht ohne nachtheilige Einwirkung sein konnte. Verminderte sich doch die in Handel und Industrie circulirende Geldmenge in der gesammten Industrie- und Verkehrsthätigkeit Europas bedeutsam, ohne daß eine größere Schnelligkeit des Umlaufes erfolgt wäre. Die schon in früheren Jahrzehnten eingetretene Strömung des Silbergeldes aus Europa, besonders aus Deutschland nach Amerika durch die fortdauernden Auswanderungen und durch den Ankauf amerikanischer Papiere, ferner die mit Zunahme der Einfuhr von Colonialerzeugnissen und Südfrüchten wachsende Ausfuhr von Baarmitteln dauerte immer noch fort, und verminderte sowohl in England und Frankreich, als in Mitteleuropa fort und fort die circulirende Geldmenge. Da im Welthandel nun die Münzen nach ihrem Feingehalte berechnet werden, so wird der Welthandel vorzugsweise die feinhaltigsten Münzen wählen. Diese finden sich in den nach dem Conventionsfuße geprägten Silberzwanzigern. Mit diesen bildete sich seit Jahren ein nicht unerheblicher Handel, da es sich

lohnte, Wechsel ins Ausland von Oesterreich aus mit Silber zu zahlen, hatten doch die älteren Silberzwanziger sogar noch Spuren von Gold. — Die jüngst in Wien getroffene „Münzeinigung" beseitigt diese Ursache des Abflusses österreichischen Silbergeldes in das Ausland. Auf nicht wenig außerösterreichischen Münzstätten wurden österreichische Silbermünzen umgeschmolzen und umgeschlagen. Während so der Abfluß des Silbergeldes stärker als im natürlichen Gange der Dinge sich gestaltete, während die erstaunliche Regsamkeit im Gebiete des Erwerbfleißes dringend massenhafter Zahlmittel bedurfte, welche nur die Nationalbank darbot, trat ein Mißverhältniß zwischen Silber- und Papiergeldmenge ein, das jedoch durch die consequente und energische Finanzpolitik der hohen Regierung seiner dauernden Beseitigung rasch entgegengeführt wird Die in erfreulicher Zunahme begriffene Ausfuhr aus Oesterreich stellt ferner die Handelsbildung mehr und mehr zu Gunsten Oesterreichs.

Noch soll schließlich ein Blick geworfen werden auf die kühnen Regungen des Associationsgeistes, der sich seit den letzten Jahren offenbart. Mit der Ueberlassung des Eisenbahnbaues von Seiten der k. k. hohen Regierung an die Privatindustrie entstand eine außerordentliche Regsamkeit in der Bildung von Gesellschaften zur Erbauung von Schienenwegen. Jedermann kennt die lebhafte Betheiligung an diesen Unternehmungen. Welch' große Geldmenge durch sie aufgesaugt, also aus schon vorhandenen Industrie- und

Handelsgeschäften herausgezogen, und für diese neue Verwendung bestimmt wurde, läßt sich aus den über Pari stehenden Actien aus solchen Eisenbahnen ermessen, die doch erst in der Zukunft eine sichere Rente versprechen.

Der Geschmack an Gesellschaftsunternehmungen ward rasch allgemein. Die Presse Oesterreichs nahm eine vorwiegend nationalökonomische Farbe an und bemächtigte sich der Besprechung dieser wichtigen „Tagesfragen." Bald bildeten sich Bergbauunternehmungen auf Actien, bald Industrieschöpfungen. Der Handel mit Actien und Industriepapieren, selbst solchen, auf welche noch Einzahlungen hafteten, nahm einen raschen Aufschwung, und fast schien es, als ob die Anlegung von Ersparungen in Actien die zinstragende Niederlegung des Erübrigten in Sparkassen verdrängen wolle. — Die Anwendung des Actienprincips auf das Creditwesen erfolgte auch bald in großem Maßstabe. Vom Credit hoffte man Wunder, von Banken, Börsen, Vorschußkassen versprach man sich goldene Früchte in sanguinischer Hoffnung. Daher erklärt sich die hochfliegende Erwartung, die man von der österreichischen Creditanstalt allerwärts hatte. Man drängte sich zum Besitz ihrer Actien, trieb die Curse auf eine erstaunliche Höhe und führte so einen für Handel und Industrie nichts weniger als erwünschten Zustand herbei, indem man bedeutende, sonst für industrielle oder commerzielle Verwendung bestimmte Geldbeträge auf Actien verausgabte, sie also dem

Handel und der Industrie auf eine, wenn auch oft nur kurze Zeit entzog. Die österreichische Creditanstalt hat die große Aufgabe, der Industrie und der Verkehrsthätigkeit wieder die Summen zuzuführen, welche sie ihr entzog. Sie kann und soll — nicht durch Börsenoperationen, sondern durch thatkräftige Unterstützung der Industrie und des Handels mitwirken an der großen Aufgabe: Oesterreich neu zu gestalten durch die Arbeit und alle die Wohlstandsquellen zu eröffnen, die in diesem gesegneten Lande noch zu erschließen sind.

Biblioteka Jagiel.

Druckfehler.

Seite	133	statt	höh'rem	soll	stehen	heh'rem
„	190 } „		Zaum	„	„	Zaun.
„	191 }					
„	372	„	Stmames	„	„	Stammes.
„	376	„	drückt	„	„	deckt.
„	417	„	Melter	„	„	Menter.